

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

891.73
M540sGg

Julian Apostata



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
891.73
M54
Os Gg

Digitized by Google

H 277
Harr
9622
P

Return this book on or before the **Latest Date** stamped below. A charge is made on all overdue books.

University of Illinois Library

AUG -3 1953

L161—H41

Digitized by Google

Digitized by Google

Julian Apostata

Digitized by Google

Digitized by Google

Julian Apostata

der letzte Hellene auf dem
* Throne der Cäsaren *

Historischer Roman

von

Dmitry Sergejewitsch Mereschkowski

Deutsch von Carl von Gütschow

11.—12. Tausend

Dmitrii Sergieevich Merezhkovskii



Karl Boegels Verlag G. m. b. H., Berlin O 27 :: 1919

Digitized by Google

Geschützt durch Urheberrecht vom 19. Juni 1901
Copyright by Schulze & Cº., Leipzig 1912

Digitized by Google

891.73
M54
Os Gg

1 leaf 23 words
4/11/49 Rumpf Klopp

Erstes Buch

Englisch 15 S. 22 Hannaman, V. 1-3.

504808

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Zwanzig Stadien von Cäsarea in Kappadokien, an dem waldigen Vorsprunge des Berges Argäos nahe an der römischen Landstraße lag eine heiße Heilquelle. Eine Steinplatte mit roh eingemeißelten menschlichen Gestalten und einer griechischen Inschrift bekundete, daß diese Quelle einst dem Dioskurenpaare Kastor und Pollux gewidmet gewesen war. Jetzt aber galten die wohlerhaltenen Figuren dieser heidnischen Götter als die der christlichen Heiligen Kosmas und Damianus.

Der heiligen Quelle gegenüber, auf der andern Seite der Straße lag ein kleines Gasthaus, eine elende, mit Stroh gedeckte Hütte mit einem schmutzigen Viehhofe und einem Schuppen für Hühner und Gänse. Im Gasthause konnte man Ziegenkäse, halbweißes Brot, Honig, Olivenöl und einen herben Landwein bekommen. Der Wirt war ein hinterlistiger Armenier namens Sirax. Eine Zwischenwand teilte das Gastzimmer in zwei Hälften, die eine für das gewöhnlichere Volk, die andere für bessere Gäste. Unter der verräucherten Decke hingen Schinken und Bündel von Gebirgskräutern, woraus man ersehen konnte, daß Frau Fortunata, des Wirtes Ehegemahl, eine umsichtige Hausfrau war, was jedoch nicht hinderte, daß das Haus in zweifelhaftem Rufe stand.

Anständige Leute blieben dort nicht über Nacht. Unheimliche Gerüchte über dort vorgekommene Verbrechen waren in der Umgegend verbreitet; Sirax aber war ein verschmitzter Kerl; er wußte, wo es not tat, zu bestechen und kam immer mit heiler Haut davon.

Die Zwischenwand im Gastzimmer bestand aus einem alten, verblichenen, mantelartigen Ueberwurf der Fortunata, der an zwei dünnen Säulen vorhangartig aufgehängt war. Diese Säulen bil-

Digitized by Google

deten den einzigen Schmuck des Zimmers und den Stolz des Sirax; in früheren Zeiten vergoldet, waren sie schon längst von Würmern zernagt und abgeblättert. Der früher einmal hellila gewesene, jetzt in allen Nuancen eines staubigen Graublaus schimmernde Stoff des Überwurfes wies viele Flicken und fettige Spuren von Speiseresten auf, die in der emsigen Fortunata die Erinnerung an ihre zehnjährige Wirtschaftstätigkeit wachriefen.

In der besseren, vom Vorhange abgeteilten Hälfte lag auf der einzigen, schmalen, zerrissenen Lagerstatt vor dem mit Weinkühlern und Bechern besetzten Tische der römische Kriegstribun der neunten Kohorte der sechzehnten Legion, Marcus Scudilo. Scudilo war einer von den Stutzern aus der Provinz, deren Anblick die gewandten Sklavinnen und die billigen Hetären der Vorstädte regelmäßig zu dem Ausruf treuherzigen Entzückens veranlaßte: „Welch ein schöner Mann!“ Zu seinen Füßen auf derselben Lagerstatt saß in ehrfurchtsvoller, unbequemer Stellung ein dicker Mann mit rotem Gesicht, der an Kurzatmigkeit litt; er hatte einen kahlen Schädel, auf dem die spärlichen Haare von hinten nach den Schläfen zu gekämmt waren. Es war der Centurio der achten Centurie, Publius Aquila. In einiger Entfernung von ihnen auf dem Fußboden lagen zwölf römische Legionäre, die sich mit dem Würfelspiel unterhielten.

„Beim Herakles!“ rief Scudilo aus. „Ich will lieber der Letzte in Konstantinopel als in diesem Neste der Erste sein. Ist das ein Leben, Publius? Sage mir auf Dein Gewissen, ist das ein Leben? Zu wissen, daß es außer dem Exerzieren und der Kaserne nichts für unsereinen gibt! Man verfault im Sumpfe und bekommt von der Welt nichts zu sehen!“

„Ja, es ist wahr, das Leben hier ist wenig unterhaltend“, stimmte Publius bei. „Dafür aber ist es wenigstens recht ruhig.“

Den alten Centurio beschäftigte das Würfelspiel, obwohl er sich den Anschein gab, daß er auf die Worte des Vorgesetzten höre, indem er ihm zunickte; im geheimen aber beobachtete er das Spiel der Soldaten und dachte: ‚Wenn der Rothaarige jetzt geschickt würfelt, gewinnt er am Ende doch.‘ Nur aus Anstandsgefühl fragte Publius, als ob es seine Gedanken beschäftige, den Tribunen:

„Warum zürnt Dir, wie Du sagst, der Präfekt Helvidius?“

„Wegen eines Weibes, mein Freund, alles wegen eines Weibes!“ In einem Anfalle schwatzhafter Offenheit teilte Scudilo dem Centurio im Vertrauen mit, daß der ‚alte Bock‘ Helvidius wegen einer zugereisten Hetäre namens Lilybaïs auf ihn eifersüchtig geworden wäre. Er, Scudilo, wünsche nun durch irgendeinen Dienst das Wohlwollen des Präfekten wiederzuerlangen.

Digitized by Google

Unweit von Cäsarea auf dem Schlosse Macellum wurden Julianus und Gallus, die beiden Vettern des regierenden Kaisers Constantius II. und Neffen Konstantins des Großen, die letzten Sprößlinge aus dem unglücklichen Geschlecht der Flavier, gefangen gehalten. Constantius hatte bei seiner Thronbesteigung aus Furcht vor Nebenbuhlern seinen leiblichen Onkel Julius Constantius, den Vater von Julian und Gallus und Bruder Konstantins, ermorden lassen. Es waren noch viele andere Opfer gefallen. Julian und Gallus aber hatte der Kaiser verschont und auf das entlegene Schloß Macellum bringen lassen. Helvidius, der Präfekt von Cäsarea, befand sich in großer Verlegenheit. Er wußte wohl, daß der neue Kaiser die beiden Kinder, die ihn an seine Freveltat erinnerten, hasse, war aber über dessen Absichten, denen er gern zuvorgekommen wäre, im unklaren. So lebten denn Julian und Gallus in beständiger Todesgefahr, ohne daß jedoch der Präfekt sich zu einem entscheidenden Schritte zu entschließen vermocht hätte.

Scudilo, der schlaue Tribun, der davon träumte, sich Verdienste bei Hofe zu erwerben, entnahm aus den Andeutungen seines Vorgesetzten, daß dieser eine eigene Verantwortlichkeit nicht übernehmen wollte und doch von den Gerüchten über eine Flucht der Erben Konstantins beunruhigt wurde. So entschloß sich denn der Tribun auf seinen Kopf hin, mit einer Abteilung Legionäre nach Macellum zu gehen und die Gefangenen nach Cäsarea zu bringen; er nahm an, daß die beiden von allen verlassenen, vom Kaiser gehaßten, minderjährigen Waisen nicht zu fürchten seien, und hoffte, durch diese Heldentat die Gunst des Helvidius, die er wegen der rothaarigen Lilybaïs eingebüßt hatte, wiederzugewinnen.

Übrigens war Scudilo vorsichtig genug, dem Publius nur einen Teil seiner Absichten zu verraten. Dieser fragte:

„Was willst Du denn machen, Scudilo? Sind denn aus Konstantinopel Befehle eingegangen?“

„Keinerlei Befehle. Niemand weiß etwas Bestimmtes. Aber Gerüchte, tausend verschiedenerlei Gerüchte, Erwartungen, Andeutungen, halb ausgesprochene Wünsche, Drohungen, Geheimnisse — besonders die letzteren nehmen kein Ende. Jeder Tor kann die Befehle der Vorgesetzten ausführen — Du mußt aber den Willen des Herrschers erraten; das allein wird mit Dank gelohnt. Wir wollen wagen, es zu versuchen. Wagen ist die Hauptsache! Unter der Fahne des Kreuzes immer voran! Ich verlasse mich auf Dich, Publius. Vielleicht trinken wir binnen kurzem bei Hofe einen süßeren Wein als diesen hier.“

Digitized by Google

Durch das kleine vergitterte Fenster fiel der trübe Schein des regnerischen Abends. Der Regen fiel eintönig herab. Eine dünne, viele Risse aufweisende Lehmwand trennte das Zimmer von dem Stall; es roch nach Dünger, man hörte das Gackern der Hühner und das Grunzen der Schweine; die Milch plätscherte im Eimer — die Hausfrau schien die Kuh zu melken. Die Soldaten, die sich beim Spiel veruneinigt hatten, schimpften aufeinander. Dicht am Fußboden guckte durch ein Loch in der Wand, die aus nur leicht mit Lehm beworfenen Weidenruten bestand, die zarte, rosige Schnauze eines Ferkels hervor; es hatte sich mit seinem Kopfe so festgeklemmt, daß es weder vor- noch rückwärts konnte, und heulte jämmerlich.

„Nun, vorläufig sind wir dem Viehhofe näher als dem kaiserlichen", dachte Publius.

Dem Tribunen wurde das ewige Schwatzen langweilig. Er sah den grauen, mit Regenwolken bedeckten Himmel durchs Fenster, die dumme Schnauze des Ferkels, den Rest des schlechten Weines im Zinnkruge, die geschwätzigen Soldaten, und Unmut erfaßte ihn. Er schlug mit der Faust auf den wackeligen Tisch.

„Du Spitzbube, Du Christusverkäufer, Sirax! Komm einmal her! Was ist das für ein Wein, Du Spitzbube?"

Der Schenkwirt kam angelaufen. Er hatte pechschwarze, lockige Haare; auch sein Bart war schwarz, jedoch ins Gräuliche spielend und in unzählige kleine Flechten eingeflochten. In zärtlichen Augenblicken verglich Fortunata den Bart ihres Gatten mit einer süßen Weintraube. Seine Augen waren ebenfalls schwarz und von ungewöhnlich süßlichem Ausdrucke; auch spielte um seine roten Lippen fortwährend ein süßliches Lächeln; er glich einer Karikatur des Dionysos, des Gottes des Weins.

Der Schenkwirt schwur bei Moses, Dindymene, Christus und Herakles, daß der Wein vorzüglich sei. Aber der Tribun ließ durchblicken, daß er wohl wisse, in wessen Hause der Kaufmann Glabrio aus Pamphylien ermordet worden sei, und daß er Sirax schon noch einmal überführen würde.

Der erschrockene Armenier eilte in den Keller und kam bald mit einer Flasche von ganz eigentümlichem Aussehen wieder: breit, flachbauchig und mit langem Halse, mit Schimmel und Moos bedeckt, als ob sie vom Alter grau geworden wäre. Zwischen dem Schimmel blickte hier und da das Glas durch, aber es war nicht mehr hell, sondern trübe und regenbogenfarbig. Auf einem kleinen Brettchen aus Zypressenholz, das an dem Flaschenhalse befestigt war, konnte man die Anfangsbuchstaben von „Anthosmium" — Blumenduft — und weiter unten „annorum centum" — hundert-

Digitized by Google

jährig — entziffern. Sirax aber behauptete, daß der Wein schon zu Kaiser Diokletians Zeiten über hundert Jahre alt gewesen wäre.

„Ist er schwarz?“ fragte Publius andächtig.

„Wie Pech, und wohlduftend wie Ambrosia. — Fortunata, zu diesem Weine gehören feinere Kristallschalen. Auch bringe uns reinen, weißen Schnee aus dem Eiskeller herauf.“

Fortunata brachte zwei Becher. Ihr Gesicht verriet eine kräftige Gesundheit; ein gelblicher Hauch, ähnlich der Farbe fetter Sahne, lag auf demselben; die ganze Gestalt strömte einen ländlich frischen Duft, wie nach Milch und Dünger, aus.

Der Wirt besah andachtsvoll die Flasche, küßte ihren Hals, nahm dann vorsichtig das wächserne Siegel ab und entkorkte sie. Auf den Boden des Kristallbechers hatte er Schnee gelegt. Der Wein floß in einem dicken, schwarzen, starkduftenden Strahle heraus; der Schnee schmolz durch die Berührung mit dem feurigen Weine; die Wände des kristallenen Bechers trübten sich und beschlugen vor Kälte. Scudilo, der nur eine geringe Schulbildung hatte, sagte den einzigen Vers Martials, der ihm noch im Gedächtnis geblieben war, her:

Candida nigrescant vetulo crystalla Falerno —
Werde das weiße Glas schwarz durch den alten Falerner.

„Wartet nur. Er wird noch schmackhafter werden!“ sagte Sirax und zog aus seiner großen Tasche ein ganz kleines Fläschchen, das aus einem einzigen Stücke Onyx geschnitten war, hervor und goß mit selbstbewußtem Lächeln einen Tropfen einer Lösung kostbaren arabischen Zimmamoms in den Wein. Der Tropfen fiel wie eine mattweiße Perle in den schwarzen Wein und floß auseinander; im Zimmer verbreitete sich ein eigentümlicher, süßlicher Wohlgeruch.

Während der Tribun mit Entzücken trank, schnalzte Sirax mit der Zunge und sagte:

„Die Weine aus Biblos, Lesbos, die von Chios, der aus Maroneia in Thrakien und der ikarische sind Schund im Vergleiche zu diesem.“

Die Dämmerung brach an. Scudilo gab den Befehl zum Aufbruch. Die Legionäre legten ihre Panzer und Beinschienen an, setzten ihre Helme auf und ergriffen ihre Schilde und Lanzen. Als sie den Vorderraum betraten, erhoben sich die am Herde sitzenden isaurischen Hirten, die mehr Räubern als friedlichen Landbewohnern glichen, ehrerbietig vor dem römischen Tribunen. Dieser war vom Bewußtsein seiner Würde erfüllt, sein Kopf war ihm schwer; das Feuer des edlen Getränks rann durch seine Adern.

Digitized by Google

Auf der Schwelle trat ihm ein Mann in einem seltsamen orientalischen Gewande, das aus weißem, vorn rot quergestreiftem Überwurf bestand, und mit hoher Mütze aus gewalkter Wolle — einer persischen, turmartigen Tiara — entgegen. Scudilo blieb stehen. Der Perser hatte ein feines, langes, mageres Gesicht von gelber, olivenartiger Farbe; seine durchdringenden Augen drückten List und Berechnung aus; alle seine Bewegungen waren von größter Ruhe. Es war einer von den herumstreichenden Sterndeutern, die sich selbstbewußt Chaldäer, Magier, Zauberer und Mathematiker nannten. Er teilte dem Tribunen sofort mit, daß sein Name Nohodares sei und er sich auf der Durchreise befände; er käme aus dem entlegenen Zadrakarta und reise nach den Ufern des Jonischen Meeres zu dem berühmten Philosophen und Theurgen Maximus von Ephesus. Der Magier bat um Erlaubnis, seine Kunst zeigen und ihm wahrsagen zu dürfen.

Die Fensterläden wurden geschlossen. Der Perser schien einige Vorbereitungen auf dem Fußboden zu treffen; plötzlich knisterte es — alle wurden still. Eine rötliche Flamme züngelte schmal und hoch inmitten weißen Rauches, der das Zimmer erfüllte, empor. Nohodares legte an seine blutleeren Lippen eine doppelläufige Rohrflöte und begann zu spielen; die Töne erklangen dumpf, traurig und erinnerten an die lydischen Grabgesänge. Unter diesen Klagelauten wurde die Flamme gelblich und schien zu erlöschen; plötzlich züngelte sie wieder in zarter, mattblauer Farbe empor. Der Magier warf getrocknete Kräuter in das Feuer, die einen durchdringenden Wohlgeruch verbreiteten. Auch dieser Duft schien eine traurige Stimmung hervorzurufen, wie an nebeligen Abenden die halbdürren Gräser in den einsamen Wüsten von Arachosien und Drangiana.

Dem klagenden Tone der doppelläufigen Flöte gehorchend, kroch eine mächtige Schlange aus dem zu Füßen des Zauberers stehenden Kasten langsam hervor; raschelnd dehnte sie ihre Rippen, die in grünlichem Glanze schimmerten. Mit langgedehnter Stimme, wie aus weiter Ferne tönend, begann der Perser leise zu singen, immer das Wort „Mara, Mara, Mara!“ wiederholend. Die Schlange wickelte sich um seinen hageren Leib; zärtlich schmiegte sie mit leisem Zischen der tief gespaltenen Zunge ihren flachen, grünbeschuppten Kopf mit den wie Karfunkel blitzenden Augen an das Ohr des Zauberers, als ob sie ihm etwas zuflüstern wolle. Der Zauberer warf die Flöte zur Erde. Die Flamme erfüllte wieder das Zimmer mit weißem Rauche, der diesmal aber einen stickigen, betäubenden. wie dem Grabe entstiegenen Geruch hatte, und erlosch

Digitized by Google

plötzlich. Unheimliches Dunkel erfüllte den Raum, in dem eine allgemeine Bestürzung herrschte. Als die Fensterläden geöffnet wurden, und der bleierne Schein der Dämmerung in die Stube fiel, waren die Schlange und der schwarze Kasten verschwunden. Die Gesichter der Anwesenden waren totenblaß. Nohodares näherte sich dem Tribunen und sagte:

„Freue Dich! Dich erwartet bald eine große Gnade des erhabenen Augustus, des Kaisers Constantius."

Einige Augenblicke betrachtete der Perser aufmerksam die Hand und die Linien der Handfläche Scudilos, dann beugte er sich zu dessen Ohr und flüsterte ihm so, daß es niemand hören konnte, zu:

„Blut, des großen Cäsars Blut klebt an dieser Hand!"

Scudilo erschrak.

„Wie darfst Du es wagen, verfluchter chaldäischer Hund? Ich bin ein treuer Diener."

Mit fast spöttischen, durchdringenden Blicken sah ihm der Perser ins Gesicht und flüsterte:

„Was fürchtest Du Dich? Erst nach vielen Jahren ... Kann man denn Ruhm ohne Blutvergießen erlangen?"

Als die Soldaten die Schenke verließen, erfüllten Stolz und Freude das Herz Scudilos. Er näherte sich der heiligen Quelle, bekreuzte sich gottesfürchtig, trank von dem Gesundbrunnen und betete inbrünstig zu Kosmas und Damianus, indem er im geheimen hoffte, daß die Wahrsagung des Nohodares in Erfüllung gehen möge. Dann bestieg er seinen prachtvollen kappadokischen Hengst und gab den Legionären ein Zeichen zum Aufbruch. Der Fahnenträger, der Draconarius, erhob seine Fahne mit dem Bilde eines Drachen auf purpurrotem Stoffe. Der Tribun wollte vor der aus der Schenke strömenden Menge prunken. Er wußte, daß es gefährlich sei, aber er konnte sich dessen, durch den Wein und den Stolz erregt, nicht enthalten; indem er mit seinem Schwert auf den Hohlweg hinwies, sagte er laut:

„Auf nach Macellum!"

Ein Flüstern des Erstaunens wurde vernehmbar, man hörte die Namen von Julian und Gallus.

Der Legionär an der Spitze stieß in seine kupferne „Bucina", die bockshornartig mehrfach gewunden war. Der langgedehnte Ton der römischen Trompete erscholl weithin in die Schluchten, und das Echo des Gebirges gab ihn hundertfältig wieder.

* * *

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Im Schlafzimmer des Schlosses Macellum, der früheren Residenz der kappadokischen Könige, herrschte tiefe Finsternis. Die Lagerstätte des zehnjährigen Julian war hart, ein einfaches, mit einem Pantherfelle bedecktes Brett. Der Knabe selbst hatte es so gewollt; nicht vergeblich hatte ihn sein alter Lehrer Mardonius nach den strengen Regeln der stoischen Weisheit erzogen.

Julian konnte nicht schlafen. Zuweilen erhob sich ein Wind, und die einzelnen Windstöße heulten in den weiten Schornsteinen wie gefangene Tiere. Dann wurde es wieder still. In dieser lautlosen Stille hörte man die einzelnen schweren Regentropfen auf die hellklingenden steinernen Fliesen fallen. Es schien Julian zuweilen, als ob er unter den dunkeln Gewölben das Rascheln der Fledermäuse höre. Er unterschied die Atemzüge seines Bruders, eines verzärtelten Knaben, der auf einem weichen Lager unter einem alten, verstaubten Bettvorhange, dem letzten Überbleibsel der einstigen Pracht der kappadokischen Könige, schlief. Im Nebenzimmer schnarchte ihr Erzieher Mardonius.

Plötzlich wurde die kleine, eisenbeschlagene Wandtür der Geheimtreppe geöffnet, und ein Lichtstrahl traf Julians Augen. Die alte Dienerin Labda trat ins Zimmer, in der Hand eine kupferne Lampe tragend.

„Wärterin, ich fürchte mich; laß das Licht hier."

Die Alte stellte die Lampe in eine Nische über dem Kopfende seines Lagers.

„Du kannst nicht schlafen? Schmerzt Dich etwa der Kopf? Willst Du etwas genießen? Der alte Sünder Mardonius gibt Euch nicht satt zu essen. Ich habe Honigkuchen mitgebracht. Sie schmecken gut. Koste sie!"

Es war Labdas Lieblingsbeschäftigung, die Kinder zu füttern; tagsüber gestattete es ihr Mardonius nicht, aber nachts brachte sie ihnen im geheimen allerhand Leckerbissen.

Die halberblindete Alte, die sich kaum noch auf den Beinen hielt, trug immer ein klösterliches Gewand; man hielt sie für eine thessalische Hexe, sie war aber eine gottesfürchtige Christin: der tiefste Aberglaube alter und neuer Zeiten hatte sich bei ihr zu einer eigentümlichen, nahezu unsinnigen Religion verbunden; sie vermengte Gebete mit Flüchen, die olympischen Götter mit christlichen Dämonen, kirchliche Gebräuche mit Zauberei und war ganz

Digitized by Google

und gar mit kleinen Kreuzen, Zauberamuletts aus den Knochen Verstorbener und Kapseln mit Reliquien der Heiligen behangen.

Die Alte liebte Julian abgöttisch; sie hielt ihn für den einzigen rechtmäßigen Nachfolger des Kaisers Konstantin, Constantius aber für einen Mörder und Thronräuber. Sie kannte den ganzen Stammbaum, alle Familienüberlieferungen des Geschlechtes der Flavier; sie erinnerte sich noch des Constantius Chlorus; alle blutigen Hofereignisse bewahrte sie in ihrem Gedächtnis auf. Nachts erzählte sie Julian alles, ohne eine Auswahl zu treffen, wie es ihr gerade einfiel. Vor vielem, was sein kindlicher Verstand noch nicht erfassen konnte, zuckte sein Herz vor Schreck zusammen. Mit trübem Blicke erzählte sie in gleichgültigem, einförmigem Tone diese schrecklichen, endlosen Geschichten, wie man sonst Märchen erzählt.

Nachdem Labda die Lampe in die Nische gestellt hatte, bekreuzte sie Julian, sah nach, ob das Bernsteinamulett auf seiner Brust noch ganz sei, sprach einige Verwünschungen aus, um die bösen Geister zu verscheuchen, und entfernte sich.

Julian lag im Halbschlaf; es war ihm heiß, und das Geräusch der einzelnen schweren Regentropfen, die von der Höhe wie in ein tönendes Gefäß herabfielen, quälte ihn. Er konnte nicht unterscheiden, ob er schlafe oder wache, ob der Wind so heule oder ob die gebrechliche, einer Parze ähnliche Labda ihm die schrecklichen Familienüberlieferungen ins Ohr flüstere. Das, was er von ihr gehört, und was er in seiner Kindheit selbst gesehen hatte, verschmolz sich ihm zu einem schweren Traum.

Er sah die Leiche des großen Kaisers auf dem Katafalk. Der Tote war geschminkt und gepudert, die künstliche Frisur aus falschem Haar von den geschicktesten Perückenmachern angefertigt. Man führte den jungen Julian heran, damit er zum letztenmal die Hand des Oheims küsse. Dem Kinde war schrecklich zumute: der Purpur, die Krone auf den falschen Locken, der Glanz der kostbaren Steine, die im Scheine der den Sarg umstehenden Kerzen flimmerten, hatten ihn verwirrt und geblendet. Durch die atemerschwerenden Wohlgerüche der arabischen Spezereien hindurch empfand er zum erstenmal im Leben den Totengeruch, den Hauch der Verwesung. Aber die Hofbeamten, die Bischöfe, die Eunuchen begrüßten den Kaiser wie einen Lebenden; die Gesandten verbeugten sich vor ihm, dankten ihm, indem sie die höfischen Formen sorgfältig wahrten; die Würdenträger verkündeten die Erlasse, die Gesetze, die Senatsbeschlüsse und baten um die Zustimmung des Toten, als ob er es noch hören könne; ein schmeichlerisches Geflüster schwebte über der Menge; die Menschen versicherten einander: er sei so groß ge-

Digitized by Google

wesen, daß er aus besonderer Gnade der Vorsehung auch nach seinem Tode noch Alleinherrscher sei.

Julian weiß, daß Konstantin seinen eigenen Sohn Crispus ermordet hat. Die ganze Schuld des Jünglings war die zu große Liebe, die ihm das Volk entgegenbrachte. Die Stiefmutter Fausta hatte den Sohn verleumdet; sie war in sündhafter Liebe zu ihm entbrannt und hatte sich wie Phädra an Hippolytus gerächt. Später stellte sich heraus, daß die Frau des Kaisers ein verbrecherisches Verhältnis mit einem kaiserlichen Stallknechte unterhielt; sie wurde in einem überhitzten Bade erstickt. Jetzt kam die Reihe an den edlen Licinius. Mord auf Mord, Opfer auf Opfer! Der von Gewissensbissen gequälte Kaiser beschwor die Hierophanten der heidnischen Mysterien, ihn zu erlösen; sie schlugen es ab. Da teilte ihm der Bischof mit, daß nur der christliche Glaube allein Geheimnisse besitze, die solche Verbrechen sühnen könnten. Und jetzt weht das „Labarum", die Kreuzesfahne mit dem aus Edelsteinen darauf gestickten Christusmonogramm über dem Katafalk des Sohnesmörders. — —

Julian wollte erwachen, die Augen öffnen, vermochte es aber nicht.

Die helltönenden Regentropfen fielen immer noch wie schwere Tränen nieder, und der Wind heulte nach wie vor; es schien ihm aber nicht der Wind zu sein, sondern Labda, die alte Parze, die ihm die schrecklichen Sagen aus dem Geschlechte der Flavier ins Ohr raunte.

Julian träumte weiter. Er befand sich in dem feuchtkalten Grabgewölbe des Constantius Chlorus zur Seite der steinernen Särge, die den Staub der oströmischen Kaiser enthielten. Labda deckte ihn zu, versteckte ihn im dunkelsten Winkel unter den Särgen und hüllte den kranken Gallus ein, der sich unter Fieberschauern krümmte. Plötzlich erscholl oben durch die Zimmer des Schlosses, von den Gewölben widerhallend, ein furchtbares Wehklagen. Julian erkannte die Stimme seines Vaters, er wollte den Schrei erwidern, zu ihm eilen. Aber Labda hielt den Knaben mit ihren knochigen Händen zurück und flüsterte ihm zu: ‚Schweige, schweige, sonst kommen sie auch hierher!' und bedeckte ihn vom Kopf bis zu den Füßen. Dann erschollen eilige Schritte auf der Treppe, näher und näher kommend. Labda bekreuzte die Kinder und stieß Verwünschungen aus. Die Tür wurde aufgerissen, und beim Scheine der Fackeln stürzten die Krieger des Kaisers herein, als Mönche verkleidet und vom Bischof Eusebius von Nikomedien geführt; die Rüstung schimmerte unter den Kutten hervor.

Digitized by Google

‚Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes! Antwortet, wer ist hier?‘ ertönte es.

Labda kauerte mit den Kindern in einer Ecke. Noch einmal und zum drittenmal hieß es: ‚Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, wer ist hier?‘

Die Mörder stocherten mit ihren entblößten Schwertern überall herum, Labda warf sich ihnen zu Füßen und wies auf den kranken Gallus, auf den hilflosen Julian hin.

‚Fürchtet Euch vor Gott! Was kann ein fünfjähriger Knabe dem Kaiser antun?‘

Die Krieger zwangen alle drei, das in den Händen des Eusebius befindliche Kreuz zu küssen und dem neuen Kaiser den Eid der Treue zu leisten.

Julian erinnert sich noch deutlich des großen Kreuzes aus Zypressenholz mit dem Medaillonbilde des Erlösers; am Fuße waren auf dem alten Holze noch frische Blutspuren von der blutbefleckten Hand des das Kreuz haltenden Mörders zu sehen. Vielleicht war es das Blut seines Vaters oder eines seiner sechs Vettern — Dalmatius, Hannibalianus, Nepotianus, Konstantins des Jüngeren oder anderer — über sieben Leichen hinweg bestieg der Brudermörder den Thron, und alles geschah im Namen des Gekreuzigten!

Julian erwachte infolge plötzlich eingetretener tiefer Stille. Die helltönenden Tropfen fielen nicht mehr. Der Wind hatte sich gelegt. Die Lampe brannte in der Nische ruhig weiter. Er sprang von seinem Lager in die Höhe und lauschte auf seine eigenen Herzschläge; die Totenstille war ihm unerträglich.

Plötzlich erschollen unten laute Stimmen und Schritte, von Zimmer zu Zimmer an den Gewölben widerhallend, hier in Macellum wie einst dort in der Gruft der Flavier. Julian fuhr zusammen, es schien ihm, als ob er noch immer träume. Aber die Schritte näherten sich, die Stimmen wurden vernehmlicher. Da rief er:

„Bruder! Bruder! Schläfst Du denn noch? Mardonius! Hört Ihr denn nicht?“

Gallus wachte auf. Mardonius — ein Eunuch, der mit seinem runzligen, gelben, gedunsenen Gesichte eher einem alten Weibe glich — stürzte barfuß, mit zerzaustem Haare, nur mit der kurzen Nachtjacke bekleidet zur geheimen Tür.

„Die Soldaten des Präfekten! Zieht Euch rasch an! Wir müssen fliehen!“

Aber es war zu spät. Man hörte das Klirren der kleinen eisenbeschlagenen Tür, die von außen geschlossen wurde. An den

Digitized by Google

steinernen Säulen der Treppe leuchtete der Widerschein der Fackeln; mitten unter ihnen sah man die Fahne des Draconarius und auf dem Helme des einen Kriegers das blitzende Kreuz mit dem Christusmonogramme.

„Im Namen des rechtgläubigen, erhabenen Augustus, des Kaisers Constantius, verhafte ich, Marcus Scudilo, Tribun der Fretensischen Legion, Julian und Gallus, die Söhne des Patriziers Julius Constantius!"

Marbonius verlegte den Soldaten den Weg, er stand in kriegerischer Haltung, mit dem Schwert in der Hand vor der verschlossenen Schlafzimmertür. Das Schwert war stumpf und zu nichts zu gebrauchen; es diente dem alten Pädagogen nur, um seinen Zöglingen beim Lesen der Ilias am lebenden Beispiele mit den entsprechenden Körperbewegungen zu zeigen, wie Hektor mit Achilles gekämpft habe. Der lebende Achilles hätte es kaum zuwege gebracht, einer Henne den Kopf damit abzuschneiden. Jetzt schwenkte Marbonius das Schwert vor der Nase des Publius nach allen Regeln der Fechtkunst homerischer Zeiten umher. Publius, der angetrunken war, geriet darüber in Zorn.

„Aus dem Wege, Du Blasebalg, Du Tropf! Aus dem Wege, wenn Du nicht willst, daß ich Dich steche und Dir das Lebenslicht ausblase!"

Er faßte Marbonius an die Kehle und schleuderte ihn zur Seite an die Wand, so daß er fast hinstürzte. Scudilo eilte an die Schlafzimmertür und öffnete sie weit.

Die ruhige Flamme der Lampe flackerte auf und erblaßte im Scheine der Fackeln. Der Tribun erblickte zum erstenmal in seinem Leben die beiden letzten Nachkommen des Constantius Chlorus.

Gallus erschien hochgewachsen und kräftig; seine Haut war fein, weiß und zart, wie bei einem jungen Mädchen; seine hellblauen Augen hatten einen trägen, gleichgültigen Ausdruck; flachsblonde Locken — ein allgemeines Kennzeichen des Konstantinischen Geschlechts — fielen auf seinen dicken, fast fetten Hals herab. Trotz der hohen Gestalt und dem leichten Flaum des wachsenden Bartes erschien der achtzehnjährige Gallus jetzt wie ein Knabe, ein so kindliches Unverständnis, ein solcher Schrecken waren auf seinem Gesicht ausgeprägt; seine Lippen bebten; wie bei Kindern, denen das Weinen nahe ist, zwinkerte er mit den Augenlidern, die vom Schlafe geschwollen waren, und flüsterte: „Herr, erbarme Dich! Herr, erbarme Dich!"

Julian war ein hageres, schwächliches Kind mit blassem Gesicht, dem die unregelmäßigen Züge einen häßlichen Ausdruck verliehen. Seine Haare waren glatt und schwarz, seine Nase war

Digitized by Google

etwas zu groß, seine Unterlippe hervorstehend. Am bemerkenswertesten waren seine Augen, die seinem Gesicht einen Ausdruck verliehen, daß man es, wenn einmal gesehen, nicht wieder vergessen konnte; sie waren eigentümlich groß und hatten einen altklugen, unruhigen Blick von krankhaft feurigem Glanze, der zuweilen an den Ausdruck eines Wahnsinnigen erinnerte. Publius, der in seiner Jugend Konstantin den Großen gesehen hatte, dachte bei sich: ‚Dieser Knabe wird seinem Onkel ähnlich werden.‘

Bei Julian war die Furcht vor den Soldaten geschwunden; er fühlte nur Haß. Die Zähne zusammenbeißend, warf er sich das Pantherfell aus seinem Bette über die Schultern und sah unverwandten Blickes Scudilo mißtrauisch an; seine Unterlippe zitterte; mit seiner rechten Hand hielt er unter dem Pantherfell den Griff eines feinen persischen Dolches umfaßt, den ihm Labda heimlich geschenkt hatte. Die Spitze des Dolches war vergiftet.

„Ein junger Wolf!“ sagte einer der Legionäre, einen seiner Kameraden auf Julian aufmerksam machend.

Scudilo wollte schon die Schwelle des Schlafzimmers überschreiten, als Mardonius ein Gedanke kam. Er warf das unnütze Schwert beiseite, ergriff den Tribun an seinem Gewande und schrie mit einer durchdringenden, unerwartet feinen Weiberstimme:

„Was macht Ihr Taugenichtse! Wie wagt Ihr es, einen Abgesandten des Kaisers Constantius zu beleidigen? Ich habe den Auftrag, diese kaiserlichen Jünglinge an den Hof zu geleiten. Augustus hat ihnen wieder seine Gnade zugewendet. Hier ist die Urkunde.“

„Was sagt er? Welche Urkunde?“

Scudilo warf einen Blick auf Mardonius, dessen runzliges Altweibergesicht es tatsächlich bezeugte, daß er ein Eunuche sei. Der Tribun hatte Mardonius früher noch nie gesehen; er wußte aber, welch großer Gunst sich die Eunuchen am Hofe des Kaisers erfreuten.

Mardonius entnahm dem Bücherkasten, in dem er Pergamenthandschriften von den Werken Hesiods und Homers aufbewahrte, eine Rolle und reichte sie dem Tribun.

Scudilo faltete sie auseinander und erbleichte. Er las nur die ersten Worte, erblickte den Namen des Kaisers, der sich in diesem Edikte „Unsere Ewigkeit“ nannte, und beachtete weder Jahr noch Tag der Ausstellung. Als der Tribun an der Rolle das ihm wohlbekannte große kaiserliche Siegel aus grünem Wachse an den vergoldeten Fäden bemerkte, wurde ihm schwarz vor den Augen; seine Knie zitterten.

Digitized by Google

„Verzeiht! Es ist ein Irrtum.“

„Ach, Ihr Tagediebe! Hinaus mit Euch! Macht, daß Ihr fortkommt! Auch noch betrunken! Der Kaiser soll alles erfahren!“

Mardonius entriß die Urkunde den zitternden Händen Scudilos. Dieser bat in zitterndem Tone:

„Stürze mich nicht ins Unglück! Wir sind ja alle — Brüder und allzumal Sünder. Ich flehe Dich im Namen Christi an!“

„Ich weiß, ich weiß, was Ihr alles im Namen Christi tut, Ihr Taugenichtse. Fort von hier!“

Der unglückliche Tribun gab das Zeichen zum Abmarsch. Da ergriff Mardonius wieder das stumpfe Schwert, fuchtelte mit ihm herum und wurde so einem Krieger aus der Ilias ähnlich. Nur ein betrunkener Centurio suchte an ihn heranzukommen und schrie: „Laßt mich nur, laßt mich! Ich durchsteche diese alte Blase und sehe zu, wie sie platzt!“ Der Betrunkene wurde mit fortgeführt.

Als die Schritte verhallt waren und Mardonius sich überzeugt hatte, daß die Gefahr vorüber sei, fing er laut zu lachen an; der ganze welke, weiberähnliche Körper des Verschnittenen wurde vom Lachen geschüttelt; er vergaß ganz die Würde eines Pädagogen, sprang in seiner kurzen Nachtjacke auf seinen nackten Beinen herum und schrie vor Entzücken:

„Kinder, Kinder! Ruhm sei dem Hermes! Wir haben sie gut angeführt! Das Edikt ist schon seit drei Jahren aufgehoben. Nein, die Dummköpfe!“ — —

Vor Sonnenaufgang war Julian noch in einen festen, ruhigen Schlaf verfallen. Er erwachte erst spät, froh und munter, als bereits die Sonne durch das hohe, vergitterte Fenster seines Schlafzimmers hereinschien.

Drittes Kapitel.

Morgens war Katechismus-Unterrichtsstunde. In der Religion unterwies ein anderer Lehrer, der Mönch Eutropius, ein arianischer Priester. Seine Hände waren feucht, kalt und abgemagert, seine hellen, matten Augen glichen denen eines Frosches, seine Gestalt war lang wie ein Pfahl und spindeldürr; er hielt sich aber immer gebückt. Eutropius hatte die Angewohnheit, seine Handflächen zu belecken und mit ihnen über seine dünnen, grauen Haare an den Schläfen zu fahren, die Hände dann zu falten und die Fingerglieder knacken zu lassen. Julian wußte, daß einer dieser Bewegungen die andere unmittelbar folgte, und das regte ihn auf.

Digitized by Google

Eutropius trug einen geflickten, fleckigen, schwarzen Priesterrock; er versicherte, daß er denselben aus Demut trage, in der Tat geschah es aber aus Geiz. Eusebius von Nikomedien, der geistliche Vormund Julians, hatte diesen Lehrer ausgewählt.

Der Mönch hegte den Verdacht, daß sein Zögling einen „widerspenstigen Geist" besäße, der, nach Ansicht des Lehrers, des Knaben ewiges Verderben herbeiführen würde, wenn er sich nicht ändere. Eutropius redete beständig von den Gefühlen, die das Kind gegen seinen Wohltäter, den Kaiser Constantius, hegen müsse. Mochte er ihm nun das Neue Testament oder das arianische Dogma oder die prophetischen Wunderzeichen erklären, immer lief es auf dasselbe Endziel hinaus: die „Wurzel des heiligen Gehorsams und der kindlichen Unterwürfigkeit". Es schien, als ob nur die Religion der Demut und Liebe, nur martervolle Opfer die Reihe der Stufen bildeten, auf denen der Triumphator Constantius zum Throne emporstiege. Zuweilen, wenn der arianische Mönch über die Wohltaten redete, die der Kaiser dem Julian erwiesen habe, blickte der Knabe schweigend dem Lehrer in die Augen; er wußte, was der Mönch in diesem Augenblick dachte, und auch dieser kannte die Gedanken seines Schülers, aber beide verloren kein Wort darüber. Wenn Julian aber einmal stockte, die Herzählung der alttestamentlichen Patriarchen oder ein schlecht auswendig gelerntes Gebet vergessen hatte, dann sah ihn Eutropius mit seinen Froschaugen an und faßte ihn mit zwei Fingern am Ohre, als ob er ihn liebkosen wolle. Das Kind fühlte, wie zwei spitze, harte Nägel sich allmählich in sein Ohr bohrten. Eutropius besaß trotz seines scheinbar mürrischen Wesens einen schelmischen, nach seiner Art gutmütigen Charakter; er gab seinem Zöglinge die zärtlichsten Namen: „mein Teurer", „Erstling meiner Seele", „mein vielgeliebter Sohn", und bespöttelte seine kaiserliche Abkunft. Jedesmal, wenn er ihn am Ohre kniff und Julian nicht vor Schmerz, sondern vor Zorn erbleichte, sagte der Mönch in kriechendem Tone:

„Will sich etwa Deine Erhabenheit über den demütigen und einfältigen Knecht Eutropius erzürnen?"

Indem er sich mit seinen feuchten Händen über die Schläfen fuhr und dann mit den Fingern knackte, fügte er hinzu, daß es gut wäre, bei bösen und faulen Knaben zuweilen die Rute zu verwenden, daß es bereits in der Heiligen Schrift hieße: „Die Rute hellt den dunkeln und widerspenstigen Geist auf." Er sagte es nur, um den „teuflischen Geist des Hochmuts" in Julian zu zähmen. Der Knabe wußte, daß Eutropius es nicht wagen würde, seine Drohung auszuführen, und der Mönch selbst war in seinem Innersten

Digitized by Google

davon überzeugt, daß der Knabe eher sterben, als sich schlagen lassen würde. Dennoch sprach der Lehrer oft und lange darüber.

Eines Tages, kurz vor Schluß der Unterrichtsstunde, ließ Julian bei der Erklärung einer Bibelstelle ein Wort über die Antipoden fallen, über die er von Mardonius gehört hatte. Vielleicht hatte er es absichtlich getan, um den Mönch zu ärgern. Dieser aber hielt sich die Hand vor den Mund und lachte.

„Wer hat Dir, mein Teurer, denn von den Antipoden erzählt? Du hast mich armen Sünder zum Lachen gebracht. Ich weiß, der alte, dumme Plato erwähnt ihrer. Und Du glaubst daran, daß sie mit den Füßen in der Luft gehen?"

Eutropius begann nun die gottlose Ketzerei der Philosophen zu beweisen: ob es nicht eine Schmach wäre, nur daran zu denken, daß Menschen, die nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen wären, auf den Köpfen gingen und sich sozusagen über das Firmament lustig machten. Als aber Julian, durch dieses verständnislose Urteil über seine geliebten Philosophen gekränkt, die Kugelgestalt der Erde erwähnte, hörte Eutropius plötzlich zu lachen auf und geriet so in Wut, daß er über und über rot wurde, mit den Füßen zu stampfen begann und schrie:

„Vom Heiden Mardonius hast Du diese gottlosen Lügen gehört!"

Wenn er zornig wurde, stotterte er, und der Geifer spritzte ihm aus dem Munde; dieser Geifer schien Julian giftig zu sein. Der Mönch eiferte erbittert über alle Weisen von Hellas. Von Julian an der wunden Stelle berührt, vergaß er ganz, daß er ein Kind vor sich habe, und hielt eine förmliche Predigt: den Greis Pythagoras, „der seinen Verstand überlebt habe", beschuldigte er schamloser Frechheit; über die Phantastereien Platos zu reden, hätte gar keinen Sinn; er bezeichnete sie einfach als „ekelerregend", die Lehre des Sokrates als „unüberlegt".

„Lies mal im Diogenes Laërtius über Sokrates nach," sagte er schadenfroh zu Julian, „da wirst Du finden, daß er ein Wucherer gewesen ist; außerdem hat er sich mit den schändlichsten Lastern, die man anständigerweise gar nicht erwähnen kann, befleckt."

Besondern Haß erweckte in ihm Epikur, von dem er sagte: „Ich halte diesen keiner Beachtung wert. Das Tierische, mit dem er sich in alle Arten von Wollust vertiefte, die Gemeinheit, mit der er sich zum Sklaven aller sinnlichen Vergnügen erniedrigte, zeigen deutlich genug, daß er kein Mensch, sondern ein Vieh war."

Als er sich ein wenig beruhigt hatte, begann er eine verfängliche Frage des arianischen Dogmas zu erklären, wobei er mit

Digitized by Google

derselben Heftigkeit über die orthodoxe Kirche, die er eine ketzerische nannte, herfiel.

Durchs Fenster wehte die frische Luft herein. Julian stellte sich, als ob er Eutropius aufmerksam zuhöre; tatsächlich dachte er an etwas ganz anderes — an seinen geliebten Lehrer Mardonius. Er erinnerte sich an dessen interessante Vorträge, an das gemeinschaftliche Lesen des Homer und des Hesiod — wie verschieden war das alles von den Unterrichtsstunden des Mönches!

Mardonius las nicht, sondern sang den Homer nach dem Beispiele der alten wandernden Sänger. Labda machte sich darüber lustig, daß er, „wie ein Hund den Mond anbelle". Tatsächlich kam es Leuten, die nicht daran gewöhnt waren, anfangs komisch vor. Der alte Eunuch betonte jeden Versfuß des Hexameters und schlug mit den Händen den Takt dazu; sein gelbes, runzliges Gesicht nahm eine wichtige Miene dabei an, und seine feine Weiberstimme wurde immer lauter und lauter. Julian bemerkte dann nicht das mißgestaltete Äußere des Alten; ein Schauer des Entzückens überlief den Körper des Knaben, die göttlichen Hexameter dünkten ihm wie das Wogen und Rauschen der Meereswellen. Er glaubte den Abschied Hektors von Andromache, den sich nach seinem Ithaka sehnenden Odysseus auf der Insel der Kalypso am Strande des einsamen Meeres zu sehen und zu hören, und Sehnsucht nach Hellas ergriff sein Herz — Sehnsucht nach dem Vaterlande der Götter, dem Vaterlande aller, die die Schönheit lieben. Tränen zitterten dann in der Stimme des Lehrers, Tränen liefen über seine gelben Wangen.

Zuweilen erzählte ihm Mardonius über die Weisheit, die rauhen Tugenden, über den Tod der griechischen Freiheitshelden. Oh, wie verschieden waren doch diese Erzählungen von denen des Eutropius! Einst erzählte er ihm die Lebensgeschichte des Sokrates; als er auf die Apologie desselben vor dem Volke der Athener zu sprechen kam, sprang er von seinem Sitze auf und trug die Rede des Philosophen auswendig vor. Sein Gesicht nahm dabei einen vornehm ruhigen, fast verächtlichen Ausdruck an; es schien, als ob nicht der Angeklagte, sondern der Richter des Volkes rede — Sokrates bittet nicht um Gnade; alle Gewalt, alle Staatsgesetze haben keinen Bestand vor der Freiheit des menschlichen Geistes; die Athener mögen ihn töten, aber die Freiheit und das Glück seiner unsterblichen Seele können sie ihm nicht rauben.

Und als dieser Skythe, dieser Barbar, dieser gekaufte Sklave von den Ufern des Borysthenes, das Wort „Freiheit" ausrief, schien Julian so viel Schönheit darin zu liegen, daß die Herrlich-

Digitized by Google

keiten Homers davor erblaßten. Mit weitgeöffneten Augen, wie entgeistert blickte er dann auf den Lehrer und bebte vor Entzücken.

Der Knabe erwachte aus seinen Träumereien, er fühlte zwei kalte, abgemagerte Finger an seinem Ohre; die Katechismusstunde war zu Ende; hinkniend sprach er ein Dankgebet. Dann, als er von Eutropius befreit war, lief er in seine Zelle, nahm ein Buch und begab sich auf sein Lieblingsplätzchen im Garten, um dort ungestört lesen zu können. Es war ein verbotenes Buch, das Symposion des Gotteslästerers Plato. Auf der Treppe stieß Julian zufällig auf den sich eben entfernenden Eutropius.

„Halt, halt, mein Teurer! Was hat denn Deine Hoheit für ein Buch da?"

Julian sah ihn ruhig an und reichte ihm das Buch. Auf dem Pergamenteinbande las der Mönch den mit großen Buchstaben gemalten Titel: „Epistel des Apostel Paulus". Ohne es weiter aufzuschlagen, gab er es ihm zurück.

„Nun, es ist gut! Denke daran, daß ich vor Gott und dem Kaiser für Deine Seele verantwortlich bin. Lies keine ketzerischen Bücher, besonders die jener Philosophen nicht, deren eitle Weisheit ich Dir heute klargelegt habe."

Es war die gewohnte List des Knaben, die verbotenen Bücher in Umschläge mit unschuldigen Titeln zu heften. Von seiner frühesten Jugend an hatte Julian mit einer Kindern sonst nicht eigenen Vollkommenheit zu heucheln gelernt; mit innerer Genugtuung betrog er besonders gern Eutropius. Auch allen andern gegenüber verstellte er sich und heuchelte ohne Veranlassung dazu, nur aus Gewohnheit oder zur Befriedigung seines tiefeingewurzelten Hasses und Rachegefühls — er betrog alle außer Mardonius.

In Macellum herrschten unter den vielen beschäftigungslosen Dienern und Dienerinnen ewig Ränke, Verleumdungen, Klatschereien, Verdächtigungen und Angebereien. Das höfische Hausgesinde, das belohnt zu werden hoffte, beobachtete Tag und Nacht die in Ungnade gefallenen kaiserlichen Brüder.

Von der Zeit an, wo Julian sich seiner selbst bewußt geworden war, wartete er von Tag zu Tag auf den Tod; er hatte sich allmählich an die Todesfurcht gewöhnt, und wußte, daß er weder im Hause noch im Garten einen Schritt tun könne, ohne von argwöhnischen Augen beobachtet zu werden. Der Knabe hörte und verstand vieles, mußte aber wider Willen den Schein bewahren, als ob er nichts gehört und nichts verstanden habe. Eines Tages fing er einige Worte aus dem Gespräche des Eutropius mit dem von Constantius abgesandten Kundschafter auf,

Digitized by Google

in dem Julian und Gallus als „junge kaiserliche Hunde“ bezeichnet wurden. Ein anderes Mal hörte er in dem verdeckten Gange unter den Fenstern der Kirche, wie ein alter Trunkenbold, der Koch, den irgendein Tadel des Gallus aufgebracht hatte, zu seiner Geliebten, einer Magd, die das Geschirr aufwusch, sagte: „Der Herr sei mir gnädig, Priscilla, ich wundere mich nur, daß man sie bis heute noch nicht erwürgt hat!“

Als Julian nach der Katechismusstunde ins Freie trat und das frische Grün sah, atmete er erleichtert auf. Der ewige Schnee des zweigipfeligen Argäos erglänzte am blauen Horizont. Ein kühler Luftstrom kam von den naheliegenden Gletschern. Weithin zogen sich die Alleen, sie erschienen wie undurchdringliche Kreuzgänge aus südlichen Eichen mit kleinen, glänzenden, schwarzgrünlichen Blättern; hier und da brachen die Sonnenstrahlen durch und flimmerten auf dem grünen Laube der Platanen. Nur an einer Seite fehlte dem Garten die Mauer; hier grenzte er an einen tiefen Abgrund. Unten zog sich eine Wüste bis zum Horizont, bis zum fernen Antitaurus hin. Ein glühender Hauch lag über derselben. Im Garten rauschten kalte Gewässer, brausend stürzten sie sich von den Felsen herab, stiegen als Springbrunnen empor oder murmelten als kleine Bäche im Schatten des Oleander. Macellum war vor einem Jahrhundert der Lieblingssitz des verschwenderischen und halbirrsinnigen kappadokischen Königs Ariarathes gewesen.

Julian ging mit seinem Plato in eine einsame, am Abgrunde gelegene Höhle; hier standen ein bocksbeiniger Pan, der die Hirtenflöte blies, und ein kleiner Opferaltar, in dessen steinernes Becken sich ein Wasserstrom aus dem Rachen eines Löwen ergoß. Der Eingang war mit wilden Teerosen verwachsen, deren Duft die ganze Höhle erfüllte. Es wäre zum Ersticken heiß gewesen, wenn das eisige Wässerchen gefehlt hätte. Der Wind streute gelbe Blätter über die Erde und in das Wasser; in der dunkeln, warmen Luft hörte man das Summen der Bienen.

Julian lag auf dem Moose und las im Symposion; er verstand vieles nicht, aber die Schönheit des Buches bestand für ihn darin, daß es verboten war. Nachdem er eine Weile gelesen, steckte er den Plato wieder in den Umschlag der Episteln des Apostels Paulus hinein, legte das Buch beiseite und näherte sich langsam dem Opferaltare des Pan. Nachdem er einen Blick auf den lustigen Gott, wie auf einen alten Helfershelfer, geworfen und einen Haufen dürren Laubes beiseite geschoben hatte, entnahm er aus dem Innern des mit Brettern zugestellten Altars einen sorgfältig in Leinwand gewickelten Gegenstand; vorsichtig packte er ihn aus und

Digitized by Google

stellte ihn vor sich hin. Es war sein Werk: ein prachtvolles, als Spielzeug dienendes Schiff, eine „liburnische Trireme“. Er trat an das Becken und setzte das Schiffchen aufs Wasser. Die Trireme schaukelte auf den kleinen Wellen. — Alles war soweit fertig; die drei Masten, das Takelwerk, der Bug waren vergoldet; die Segel hatte er aus einem ihm von Labda geschenkten seidenen Lappen angefertigt. Nur das Steuerruder fehlte noch. Der Knabe machte sich an die Arbeit; er schnitzte ein kleines Brettchen zurecht, seine Augen nur selten von der Arbeit erhebend. Über seinem Spielzeug vergaß er bald alle Kränkungen, seinen Haß, seine ewige Todesangst. Er stellte sich vor, er wäre der irrende Odysseus, der auf einer einsamen Insel in einer Höhle weit über dem Meere sich ein Schiff zimmert, auf dem er die liebe Heimat erreichen würde. Aber dort mitten unter den Hügeln, wo die Dächer Cäsareas hervorschimmerten, störte ihn ein Kreuz, ein kleines, blitzendes Kreuz auf der Basilika. Dieses ewige Kreuz! Er bemühte sich, es nicht zu sehen, indem er sich mit der Trireme beschäftigte. —

„Julian! Julian! Wo steckst Du denn? Es ist Zeit zur Kirche. Eutropius ruft Dich!“ hörte er plötzlich die Stimme Labdas.

Der Knabe zuckte zusammen und versteckte die Trireme wieder unter dem Altar, dann ordnete er seine Haare und Kleidung. Als er aus der Höhle heraustrat, nahmen seine Gesichtszüge einen so undurchdringlichen, unkindlichen Ausdruck der größten Heuchelei an, als ob alle Willenskraft aus ihm entflohen sei.

Eutropius hielt den Knaben mit seiner kalten, mageren Hand fest und führte ihn in die Kirche.

Viertes Kapitel.

Die arianische Basilika des heiligen Mauritius war fast ganz aus Steinen erbaut, die von einem zerstörten Tempel des Apollo herrührten.

Den „heiligen Hof“, das Atrium, umgaben von allen vier Seiten Säulenreihen. In der Mitte plätscherte ein Springbrunnen, in dem die Gläubigen die Waschungen vornehmen konnten. In einer der Seitenkapellen befand sich ein alter Sarkophag aus geschnitztem Eichenholze, in dem die wundertätigen Gebeine des heiligen Mamas lagen. Eutropius zwang Julian und Gallus, einen steinernen Sarg für die heiligen Reliquien anzufertigen. Die Arbeit des Gallus, der sie als eine angenehme körperliche Übung

Digitized by Google

ansah, schritt vorwärts; die Wand Julians sank immer wieder zusammen. Eutropius erklärte es damit, daß der heilige Mamas das Opfer des Jünglings, der vom Geiste teuflischen Hochmuts erfüllt sei, verwerfe.

Um den Sarkophag drängten sich Kranke, die Heilung ihrer Leiden suchten. Julian wußte, weshalb sie hierher kamen. Ein Mönch hatte eine Wage in den Händen; die Pilger — viele von ihnen kamen sogar aus einige Parasangen entfernt liegenden Dörfern — wogen ein Stück Leinen-, Seiden- oder Wollengewebe sorgfältigst ab, legten es auf den Sarg des heiligen Mamas und beteten lange Zeit, oft die ganze Nacht bis zum andern Morgen hindurch; dann wurde dasselbe Zeug wieder gewogen, um es mit dem früheren Gewichte zu vergleichen. Wenn es nun schwerer geworden war, so bedeutete dies Erhörung des Gebetes: die Gnade des Heiligen war wie nächtlicher Tau in die Seide, Wolle oder Leinwand eingedrungen, und nun konnte das Gewebe Krankheiten heilen. Oft wurden die Gebete aber nicht erfüllt, das Gewebe wurde nicht schwerer, und die Pilger verblieben tage-, wochen- und monatelang am Sarge. Eine arme Frau, die Greisin Theodula — manche hielten sie für irrsinnig, andere für heilig —, hatte schon seit Jahren den Sarg des Heiligen nicht verlassen; ihre kranke Tochter, für die sie die Gebete um Heilung begonnen hatte, war seit langem tot, Theodula aber fuhr fort, um den verblichenen, zerlumpten Fetzen Zeug zu beten.

Aus dem Atrium führten drei Türen ins Innere der arianischen Basilika, die eine in die Männerabteilung, „Andron", die andere in die der Frauen, „Matronikion", die dritte in die Abteilung für die Mönche und den Klerus.

Julian trat mit Gallus und Eutropius durch die letztere Tür ein. Er war Anagnost, d. h. kirchlicher Vorleser an der Basilika des heiligen Mauritius. Ein langes, schwarzes Gewand mit breiten Ärmeln umhüllte ihn; ein schmales Stirnband verhinderte die mit Öl gesalbten Haare, beim Lesen ins Gesicht zu fallen. Die Augen niederschlagend ging er mitten durch die Menge. Das blasse Gesicht hatte fast unwillkürlich den Ausdruck längst gewohnter, heuchlerischer Demut angenommen. Er bestieg den hohen arianischen Ambon.

Das Bild an der einen Wand stellte das Martyrium der heiligen Eufemia dar: ein Henker hatte den Kopf der Heiligen erfaßt und nach hinten gebogen; ein anderer öffnete ihr mit einer Zange den Mund und brachte eine Schale, vermutlich mit geschmolzenem Blei, an denselben heran. Dicht daneben war eine andere Szene dargestellt: dieselbe Eufemia war mit den Händen an einem Baume

Digitized by Google

aufgehängt, und der Henker zwickte mit einem Marterwerkzeuge ihre blutigen, jungfräulichen, fast noch kindlichen Glieder. Unter den Bildern war eine Inschrift: „Mit dem Blute der Märtyrer, Herr, wird Deine Kirche geschmückt wie mit Purpur und Byssus."

An der entgegengesetzten Wand waren die Sünder dargestellt, die in der Hölle lichterloh brannten; über ihnen sah man das Paradies mit den Heiligen und Gerechten; einer pflückte eine Paradiesesfrucht vom Baume, der andere sang zu einer Harfe, ein dritter lehnte sich über eine Wolke und sah mit höhnischem Lächeln auf die Qualen in der Hölle hinab. Unten stand: „Da wird sein Heulen und Zähneklappen."

Vom Grabe Mamas' kamen die Kranken in die Kirche herein; es waren Lahme, Blinde, Krüppel, Schwächlinge, Kinder auf Krücken, die Greisen glichen, Irrsinnige, Mißgestaltete; bleiche Gesichter mit entzündeten Lidern und mit dem Ausdrucke hoffnungsloser Ergebenheit. Wenn der Gesang verhallte, wurde das Stöhnen der schwarzgekleideten Witwen der Kirche, der „Kalogerinnen", laut, oder es erklangen die Ketten des alten Pamphilius. Schon seit vielen Jahren redete Pamphilius mit niemandem mehr und wiederholte nur immer: „Herr! Herr! Schenke mir Tränen, schenke mir Zerknirschung. Laß mich den Tod nicht vergessen!" Die Luft war schwül und stickig wie in einem dumpfen Keller, mit Weihrauch, Wachsgeruch, Lampendunst und mit den Ausdünstungen der Kranken geschwängert.

Julian mußte an diesem Tage aus der Offenbarung des Johannes vorlesen.

Die schrecklichen Gesichte der Offenbarung flogen an ihm vorüber: „Ein fahl Pferd, und der darauf saß, des Name hieß Tod ..."

Die Völker der Erde trauern, denn sie fühlen den Weltuntergang nahen; „die Sonne ward schwarz wie ein härener Sack und der Mond ward wie Blut" ... Und die Menschen „sprachen zu den Bergen und Felsen: ‚Fallet auf uns und verberget uns vor dem Angesicht deß', der auf dem Stuhl sitzt, und vor dem Zorn des Lammes. Denn es ist gekommen der große Tag seines Zornes, und wer kann bestehen'?". . Und dann wiederholten sich die Prophezeiungen. „Und in denselbigen Tagen werden die Menschen den Tod suchen und ihn nicht finden.". . . Die Stimme erscholl: „Selig sind die Toten." . . „Und der Engel schlug mit seiner Hippe an die Erde, und schnitt die Reben der Erde und warf sie in die große Kelter des Zornes Gottes. Und die Kelter ward außer der Stadt gekeltert; und das Blut ging von der Kelter bis an die Zäume der Pferde, durch tausend sechs hundert Feld Wegs.". . .

Digitized by Google

„Und die Leute lästerten Gott im Himmel vor ihren Schmerzen und vor ihren Drüsen, und taten nicht Buße für ihre Werke.“. . . „Und der Engel sprach mit großer Stimme: ‚So jemand das Tier anbetet und sein Bild, der wird von dem Wein des Zornes Gottes trinken, der eingeschenkt und lauter ist in seines Zornes Kelch; und wird gequält werden mit Feuer und Schwefel vor den heiligen Engeln und vor dem Lamm. Und der Rauch ihrer Qual wird aufsteigen von Ewigkeit zu Ewigkeit; und sie haben keine Ruhe Tag und Nacht, die das Tier haben angebetet und sein Bild.‘“

Julian verstummte; in der Kirche herrschte tiefste Stille; nur hin und wieder erschollen die schweren Seufzer der erschrockenen Menge, das Aufschlagen von Köpfen auf die steinernen Fliesen, das Kettengeklirr des verkrüppelten Pamphilius und sein Gewinsel: „Herr! Herr! Schenke mir Tränen, schenke mir Zerknirschung. Laß mich den Tod nicht vergessen!“

Der Knabe blickte nach oben auf das Bild Christi in dem mächtigen Halbkreise zwischen den hohen Säulen des Gewölbes. Das ernste, finstere, fast greisenhafte Gesicht des Erlösers war von einem goldenen Heiligenschein umgeben; auf seinem Kopfe trug er eine Krone, die der der byzantinischen Kaiser glich; mit der rechten Hand segnete er das Weltall, in der linken hielt er ein aufgeschlagenes Buch, in dem zu lesen war: „Friede sei mit Euch! Ich bin das Licht der Welt.“ Er saß auf einem prachtvollen Throne, und der römische Kaiser — Julian schien es Constantius zu sein — küßte ihm die Füße.

Unten aber in der Dämmerung, wo nur eine Lampe brannte, schimmerte ein Basrelief an einem aus der ersten Christenzeit stammenden Sarkophag hervor. An demselben waren kleine zarte Nereïden, Panther und lustige Tritonen dargestellt; gleich daneben Moses, Jonas mit dem Walfisch, Orpheus, der mit seiner Leier die wilden Tiere bezähmt, ein Olivenzweig, eine Taube und ein Fisch, die treuherzigen Symbole eines reinen, kindlichen Glaubens, unter ihnen der Gute Hirte, der das Lamm auf den Schultern trug, das verirrte und von ihm aufgefundene Schaf — die Sünderseele. Dieser barfüßige Jüngling war freudig und einfach; sein bartloses, demütiges und bescheidenes Gesicht sah dem der armen Landleute ähnlich; sein Lächeln drückte paradiesische Wonnen aus. Julian schien es, als ob niemand mehr den Guten Hirten kenne oder sehe. Mit dieser kleinen Darstellung aus alten Zeiten verknüpfte sich bei ihm ein weit zurückliegender, kindlicher Traum, den er sich zuweilen vergegenwärtigen wollte und nicht konnte. Der Jüngling mit dem Lamme auf den Schultern sah ihn, ihn

Digitized by Google

allein an, sein Blick drückte eine geheimnisvolle Frage aus. Julian flüsterte das Wort, das er von Mardonius gehört hatte: „Galiläer!“

In diesem Augenblick erzitterten schräg durch das Fenster fallende Sonnenstrahlen in der aufsteigenden Weihrauchwolke, leise schwankend schienen sie das von dem goldenen Heiligenscheine umgebene, düster ernste Gesicht Christi noch mehr hervortreten zu lassen. Der Chor stimmte den triumphierenden Gesang an:

> Ja, es schweigt alles Fleisch des Menschen und steht mit Furcht und Zittern und denkt an nichts Irdisches. Der König aller Könige und der Herrscher über alle Könige kommt, sich zu opfern und sich seinen Getreuen hinzugeben. Und es gehen ihm Engel voran zum Zeichen seiner Macht, vieläugige Cherubim und sechsflügelige Seraphim, die ihr Gesicht verhüllen und singen: Halleluja, Halleluja, Halleluja!

Der Gesang zog wie ein Sturm über die gebeugten Köpfe der Betenden hinweg.

Das Bild des barfüßigen Jünglings, des Guten Hirten schwand in unermeßliche Ferne, aber sein Blick mit der geheimnisvollen Frage ruhte immer auf Julian. Das Herz des Knaben preßte sich zusammen, aber nicht aus Andacht, sondern aus Schreck vor dem Geheimnis, das er in seinem ganzen Leben nicht lösen sollte.

Fünftes Kapitel.

Aus der Basilika kehrte Julian nach Macellum heim, ergriff die fertige, sorgfältig eingewickelte Trireme und schlich sich, von niemandem bemerkt — Eutropius war für einige Zeit verreist —, aus dem Schlosse und lief an der Kirche des heiligen Mauritius vorbei in den benachbarten Tempel der Aphrodite.

Der Hain der Göttin grenzte an den Friedhof der christlichen Kirche. Feindschaft und Streit, selbst Prozesse fanden zwischen den beiden Heiligtümern kein Ende. Die Christen forderten die Zerstörung des Götzentempels; der Oberpriester Olympiodores beklagte sich, daß von den Friedhofswärtern nachts die jahrhundertalten Zypressen des heiligen Haines niedergeschlagen worden seien und für christliche Leichen Gräber in der Aphrodite geweihten Erde gegraben würden.

Julian betrat den Hain. Eine warme Luft umfing ihn. Die Mittagsglut hatte aus der grauen, faserigen Rinde der Zypressen Harztropfen ausgezogen. Es schien Julian, als ob er in der Dämmerung den Hauch Aphrodites verspüre. Unter den Bäumen standen Bildsäulen; so unter anderen Eros, der den Bogen spannte.

Digitized by Google

Wahrscheinlich aus Entsetzen über das Götzenbild hatte ihm ein Friedhofswärter den Bogen zerschlagen; mitsamt den beiden Händchen des Gottes lag die Liebeswaffe im Grase zu Füßen der Statue. Der händelose Knabe aber zielte nach wie vor, schelmisch lächelnd, das eine der gedrungenen Beine vorgestreckt, nach dem unsichtbaren Ziele.

Die Zimmer im Hause des Oberpriesters Olympiodores waren klein und niedrig, aber gemütlich: es herrschte keinerlei Luxus, weit eher Armut darin. Man sah dort weder Teppiche noch Silber, nur den einfachen, steinernen Estrich, hölzerne Bänke und Stühle, billige Tonkrüge. Aber jede Kleinigkeit war ein Kunstwerk: der Handgriff der einfachen Küchenlampe stellte Poseidon mit dem Dreizack dar — eine alte, wundervolle Arbeit. Zuweilen bewunderte Julian stundenlang nur die zierlichen Arabesken auf dem einfachen tönernen Ölkruge. An den Wänden befanden sich überall flüchtige Fresken: Nereïden auf schuppigen Meerpferden reitend, junge tanzende Göttinnen in langem, faltenreichem Gewande. Alles lachte in dem von der Sonne hell beleuchteten Häuschen: es lachten die Nereïden an den Wänden, die tanzenden Göttinnen, die Tritonen, selbst die geschuppten Wasserpferde und der kupferne Poseidon am Lampengriffe. Dasselbe Lächeln spielte auf den Gesichtern der Hausbewohner; Heiterkeit war ihnen angeboren. Zwei Dutzend schmackhafte Oliven, ein Stück weißes Weizenbrot, einige Weintrauben, einige Becher mit Wasser verdünnten Weines genügten ihnen als Festessen an den Feiertagen, zu deren Zeichen die Frau des Olympiodores, Diophane, einen Lorbeerkranz an die Tür hing.

Julian betrat das Gärtchen im Atrium. Unter freiem Himmel plätscherte da ein Springbrunnen; nebenan, unter Narzissen, Akanthus, Tulpen und Myrten stand eine kleine Bildsäule des geflügelten Hermes, der, wie alles im Hause, zu lachen schien und im Begriff war, aufzusteigen und wegzufliegen. Über dem Blumenbeet flatterten die Schmetterlinge in der Sonne und summten die Bienen.

In dem leichten Schatten der Säulenhalle, auf dem Hofe spielte Olympiodores mit seiner siebzehnjährigen Tochter Amaryllis das prächtige attische Spiel „Kottabos“: auf einem kleinen in die Erde gegrabenen Pfahl schaukelte sich in der Art eines Wagebalkens ein kleines Brett, an dessen Enden kleine Schalen angehängt waren; unter jeder der Schalen stand ein Gefäß mit Wasser, in dessen Mitte eine kleine kupferne Bildsäule gesetzt war. Es kam nun darauf an, aus einer gewissen Entfernung einen Weinrest in

Digitized by Google

möglichst hohem Bogen in eine der Schalen so zu schleudern, daß sie niedersinkend eine der kleinen Bildsäulen berührte.

„So spiel' doch, spiel' doch! Die Reihe ist an Dir!" rief Amaryllis.

„Eins, zwei, drei . . ."

Olympiodores schleuderte und traf nicht, worüber er in ein kindliches Gelächter ausbrach; es war eigentümlich, den großen Mann mit den weißen Haaren vom Spiel hingerissen zu sehen wie ein Kind.

Das Mädchen warf die lilafarbene Tunika zurück und schleuderte mit der hübschen Hand den Wein — die Bildsäule berührend erklang die Schale.

Amaryllis klatschte in die Hände und jubelte laut auf. Plötzlich erblickten sie Julian an der Türe. Sie umarmten und küßten ihn. Amaryllis rief:

„Diophane! Wo bist Du? Sieh mal, was für ein Gast gekommen ist! Komme rasch, rasch!"

Diophane eilte aus der Küche herbei.

„Julian, mein lieber Knabe! Was fehlt Dir? Du scheinst abgemagert zu sein. Wir haben Dich lange nicht gesehen." Strahlend vor Freude fügte sie hinzu: „Freut Euch, meine Kinder! Ich will heute ein Festmahl veranstalten. Ich werde Kränze aus frischen Rosen winden, dann drei Hechte braten und süße Ingwerkuchen backen."

In diesem Augenblicke kam eine junge Magd und flüsterte Olympiodores ins Ohr, daß eine reiche Patrizierin aus Cäsarea ihn zu sprechen wünsche; sie habe ein Anliegen an den Oberpriester der Aphrodite. Er ging hinaus.

Julian und Amaryllis begannen Kottabos zu spielen. Da erschien plötzlich auf der Schwelle, von den andern unbemerkt, die jüngste Tochter des Olympiodores, Psyche, ein zehnjähriges, zartes, blondlockiges Mädchen. Sie hatte große blaue Augen mit traurigem Ausdruck. Im ganzen Hause schien sie allein der Aphrodite nicht geweiht zu sein; sie nahm fast keinen Anteil an der allgemeinen Freude. Sie führte ein Leben für sich, blieb nachdenklich, wenn alle lachten, und niemand wußte, warum sie sich freute oder betrübte. Der Vater hielt sie für ein bemitleidenswertes, unheilbar krankes Geschöpf, das durch den bösen Blick, durch die Augen seiner Feinde, der Galiläer, bezaubert wäre. Aus Rache hätten sie ihm die Seele des Kindes geraubt. Die schwarzlockige Amaryllis war seine Lieblingstochter; die Mutter aber bevorzugte insgeheim Psyche, verwöhnte und liebte das kranke Kind eifersüchtig, ohne sein inneres

Digitized by Google

Leben zu verstehen. Psyche besuchte im geheimen, der Vater durfte es nicht wissen, die Basilika des heiligen Mauritius. Dagegen halfen weder die Bitten noch die Drohungen der Mutter. Der Oberpriester hatte sich in Verzweiflung von der Tochter losgesagt. Wenn man von Psyche sprach, verfinsterte sich sein Gesicht und nahm einen bösen Ausdruck an. Er behauptete, daß durch die Gottlosigkeit des Mädchens der Weinberg, der früher von Aphrodite so reich gesegnet war, weniger ertragreich geworden wäre, denn das kleine goldene Kreuz, das das Mädchen auf der Brust trage, genüge, um den Tempel zu entweihen.

„Warum gehst Du in die Kirche?" fragte sie eines Tages Julian.

„Ich weiß es nicht. Da ist es so schön. Hast Du den Guten Hirten gesehen?"

„Ja, ich habe ihn gesehen. Den Galiläer! Woher weißt Du etwas von ihm?"

„Die alte Theodula hat mir von ihm erzählt. Seitdem gehe ich in die Kirche. Sag mir, Julian, warum hassen ihn denn alle so?"

Olympiodores kehrte triumphierend zurück und erzählte von seiner Unterredung mit der Patrizierin, einem jungen, angesehenen Mädchen, dem der Bräutigam untreu geworden war; sie glaubte, er wäre durch die Blicke ihrer Nebenbuhlerin verzaubert worden, und hatte deshalb die christliche Kirche oft besucht, am Grabe des heiligen Mamas inbrünstig gebetet; aber weder Fasten, Wachen noch Beten hatten ihr geholfen! „Als ob die Christen helfen könnten!" beendigte Olympiodores seinen Bericht mit verächtlichem Tone und sah Psyche, die aufmerksam zuhörte, finster an.

„Und nun ist die Christin zu mir gekommen. Aphrodite wird sie heilen!" fügte er nach einer Weile hinzu und zeigte triumphierend zwei zusammengebundene Täubchen; die Christin hatte ihn gebeten, dieselben der Aphrodite zu opfern.

Amaryllis nahm die Täubchen in die Hand, küßte ihre roten Schnäbel und versicherte, es wäre schade, sie zu töten.

„Weißt Du, Vater, wir opfern sie, ohne sie zu töten."

„Wie? Kann denn ein Opfer ohne Blutvergießen sein?"

„Wir geben ihnen die Freiheit wieder. Sie fliegen gleich gen Himmel, zum Throne Aphrodites. Ist es nicht wahr? Die Göttin ist da oben im Himmel; sie wird sie annehmen. Erlaube es, ich bitte Dich, mein Lieber!"

Amaryllis küßte den Vater so zärtlich, daß er nicht den Mut fand, es ihr abzuschlagen.

Digitized by Google

Das Mädchen löste die Fesseln der Tauben und ließ sie fliegen. Mit freudigem Girren schwangen sie die Flügel und flogen gen Himmel zum „Throne Aphrodites". Mit der Hand die Augen beschattend, sah der Oberpriester, wie das Opfer der Christin am Himmel verschwand.

Amaryllis hüpfte vor Entzücken, klatschte in die Hände und rief:

„Aphrodite! Aphrodite! Nimm das unblutige Opfer an!"

Olympiodores entfernte sich. Feierlich und furchtsam näherte sich Julian der Amaryllis. Seine Stimme zitterte, seine Wangen erröteten, als er den Namen des Mädchens leise aussprach.

„Amaryllis! Ich habe Dir etwas mitgebracht."

„Ja, ich wollte Dich schon längst fragen, was Du da hast?"

„Es ist eine Trireme."

„Eine Trireme? Was für eine? Wozu? Wie soll ich das verstehen?"

„Eine echte, liburnische."

Eilig wickelte er sein Geschenk aus; plötzlich überkam ihn ein unüberwindliches Schamgefühl. Amaryllis sah ihn erstaunt an. Er wurde ganz verlegen und warf ihr einen flehenden Blick zu, indem er das zum Spielzeug dienende Schiff auf den kleinen Wellen des Springbrunnens schwimmen ließ.

„Verachte es nicht, Amaryllis — es ist eine wirkliche Trireme — mit Segeln. Sieh, sie schwimmt, hat auch ein Steuerruder!"

Amaryllis aber lachte laut auf über das Geschenk.

„Wozu brauche ich eine Trireme? Damit schwimmt man nicht weit fort. Es ist ein Schiff für Mäuse oder Grillen. Schenk' es lieber der Psyche; die wird sich freuen. Sieh, wie sie es betrachtet!"

Julian fühlte sich gekränkt. Er bemühte sich, gleichgültig zu erscheinen, aber er fühlte, wie die Tränen ihm in die Augen traten, seine Mundwinkel zuckten und sich verzogen. Er machte eine verzweifelte Anstrengung, überwand das Weinen und sagte:

„Ich sehe, Du verstehst davon nichts." Er besann sich und fügte hinzu: „Du verstehst nichts von der Kunst." Amaryllis fing noch lauter an zu lachen. Die Kränkung wurde für ihn noch fühlbarer, weil Amaryllis gerade zu ihrem Bräutigam gerufen wurde. Dieser war ein reicher Kaufmann aus Samos; er kleidete sich geschmacklos, duftete stark nach wohlriechenden Essenzen und machte grammatische Fehler bei der Unterhaltung. Julian haßte ihn. Das ganze Haus verfinsterte sich ihm, seine gute Stimmung war dahin, als er von der Ankunft des Samiers erfuhr.

Digitized by Google

Aus dem benachbarten Zimmer hörte man das freudige Flüstern der Amaryllis und ihres Bräutigams. Julian ergriff seine teure, echte, liburnische Trireme, die ihm so viel Arbeit gekostet hatte, zerbrach die Maste, zerriß Segel und Takelwerk, zertrat und verstümmelte das Schiff, wortlos, in stiller Wut, zum großen Schrecken Psyches.

Amaryllis kehrte zurück; auf ihrem Gesicht waren die Spuren eines seltsamen Glückes zurückgeblieben. Jener Lebensüberfluß, jene übermäßige Liebesfreude, die junge Mädchen bei freudigen Anlässen erfüllt und sie treibt, zu umarmen und zu herzen, wen sie gerade habhaft werden können, drückte sich auf ihrem Gesicht aus.

„Julian, vergib mir; ich habe Dich gekränkt. Vergib mir, mein Teurer! Sieh, wie ich Dich liebe!"

Ehe er sich besinnen konnte, hatte Amarillys ihre Tunika zurückgeworfen und ihre bloßen, rosigen Arme um seinen Hals geschlungen. Ein freudiger Schauer befiel Julian. Er sah ihre großen schwarzen Augen so nahe vor sich wie noch nie. Ein Duft wie von Blumen ging von ihr aus. Dem Knaben wurde es schwindlig. Sie drückte seinen Körper an ihre Brust. Er schloß die Augen und fühlte einen Kuß auf seinen Lippen.

„Amaryllis! Amaryllis! Wo bleibst Du?"

Es war die Stimme des Samiers. Julian stieß das Mädchen mit aller Kraft zurück. Sein Herz zog sich vor Schmerz und Haß zusammen. Er schrie auf: „Laß, laß mich!", riß sich los und lief davon.

„Julian! Julian!"

Ohne darauf zu hören, lief er vom Hause weg, durch den Weinberg, durch den Zypressenhain, und blieb erst vor dem Tempel der Aphrodite stehen.

Er hörte alles — hörte, wie sie ihn riefen, hörte die freundliche Stimme der Diophane, die verkündete, daß ihre Ingwerkuchen fertig wären — antwortete aber nicht. Man suchte ihn. Er versteckte sich in den Lorbeersträuchern zu Füßen des Eros und wartete dort ab, bis sie das Suchen einstellen würden. Schließlich dachte die Priesterfamilie, er sei nach Macellum zurückgekehrt, und beruhigte sich; sie war dergleichen Eigentümlichkeiten bei ihm schon gewöhnt.

Als alles wieder still geworden war, trat er aus seinem Verstecke hervor, seine Augen ruhten auf dem Tempel der Liebesgöttin. Der Tempel stand auf einem Hügel, ganz frei nach allen Seiten hin; der weiße, von den Strahlen der Sonne übergossene Marmor der ionischen Säulen schien sich im warmen, dunkelblauen Äther

Digitized by Google

zu haben. An den beiden Ecken des Giebels befanden sich Akroterien in Gestalt von Greifen; mit aufgehobenem Krallenfuße, offenem, krummem Schnabel und runden Frauenbrüsten zeichneten sie sich scharf in stolzen, strengen Umrissen vom blauen Himmel ab.

Julian stieg die Stufen zum Portikus hinan, öffnete leise die verschlossene kupferne Tür und betrat das Innere des Tempels, den geheiligten „Naos".

Stille und Kühle umgaben ihn. Die untergehende Sonne beleuchtete den oberen Teil der Kapitäle, deren feine, schneckenförmige Verzierungen Locken glichen; unten herrschte tiefe Dämmerung. Vom Dreifuße stieg noch der Duft der verbrannten Myrrhe empor.

Julian schlug furchtsam die Augen auf, lehnte sich an die Wand und hielt den Atem an, der beinahe erstarb auf seinen Lippen.

Das war sie! Unter dem freien Himmel stand mitten im Tempel die eben dem Schaume entstiegene, kalte, weiße Gestalt der Aphrodite Anadyomene in ihrer keuschen Nacktheit. Lächelnd betrachtete die Göttin den Himmel und das Meer; sie bewunderte die Schönheit der Welt, sie ahnte noch nicht, daß es ihre eigene Schönheit sei, die sich im Himmel und Meere widerspiegelte. Kein Gewand entstellte sie; keusch und nackt stand sie da wie der wolkenlose Himmel über ihrem Haupte.

Lange Zeit betrachtete sie Julian mit unersättlichen Blicken. Die Zeit verging. Plötzlich fühlte er, wie ein andächtiger Schauer seinen Körper überlief — der Knabe im dunkeln Mönchsgewande fiel vor Aphrodite auf die Knie, erhob sein Gesicht und preßte seine Hände aufs Herz. Dann setzte er sich in einiger Entfernung, immer noch schüchtern, an den Fuß einer Säule, ohne seine Blicke von der Göttin abzuwenden, seine Wange an den kalten Marmor gelehnt; tiefe Ruhe erfüllte ihn. Er schlief ein; aber selbst im Schlummer fühlte er die Anwesenheit der Göttin — sie kam ihm immer näher und näher; ihre feinen, weißen Arme legten sich ihm um den Hals, und lächelnd gab sich der Knabe dieser leidenschaftslosen Umarmung hin. Die Kälte des weißen Marmors drang ihm bis ins Herz. Diese heilige Umarmung glich nicht den krankhaft leidenschaftlichen, heißen Liebkosungen der Amaryllis; seine Seele befreite sich von der irdischen Liebe. Tiefste Ruhe, die einer ambrosischen Nacht Homers, die süßer Todesruhe glich, überkam ihn.

Digitized by Google

Als Julian erwachte, war es dunkel; durch die viereckige Öffnung über ihm funkelten die Sterne vom Himmel herein, und die Mondsichel warf ihre Strahlen auf das Haupt Aphrodites. Der Knabe erhob sich. Olympiodores war da gewesen, aber er hatte den Knaben entweder nicht bemerkt oder, seinen Kummer erratend, ihn nicht wecken wollen. Auf dem Dreifuß glimmte neue Kohle, und eine Wolke wohlduftenden Rauches stieg zu dem Antlitz der Göttin empor.

Mit freudigem Lächeln trat Julian hinzu, entnahm der Chrysolithschale zu Füßen des Dreifußes einige Stücke wohlriechenden Harzes und warf sie auf die Kohlen des Opferbeckens; der Rauch stieg dichter empor. Der rosafarbene Schein des Feuers und das sanfte Licht des Mondes verliehen dem Gesicht der Göttin einen blaßroten Hauch des Lebens.

Julian kniete nieder, küßte die Füße der Bildsäule, benetzte sie mit heißen Tränen und betete:

„Aphrodite! Aphrodite! Ich werde Dich ewig lieben!“ — —.

Sechstes Kapitel.

Am Ufer des Mittelmeeres, in einer der schmutzigen, ärmlichen Vorstädte von Seleucia in Syrien, dem Handelshafen von Antiochien, liefen alle die winkligen, schmalen Gassen auf einen Platz am Kai zusammen. Das Meer war vor lauter Schiffen und Takelwerk nicht zu sehen.

Die Häuser waren unordentlich durch Querwände in viele Abteilungen getrennte, mit Lehm beworfene Fachwerkbauten. Nach der Straße zu waren sie zuweilen mit einem zerfetzten Teppich, der eher einem Lappen glich, oder mit einer Matte behangen. In allen den von der miasmatischen Luft der Düngergruben, Waschhäuser und Volksbäder erfüllten Winkeln, Hütten und Sackgassen staute sich eine zusammengewürfelte, bettlerhafte, hungrige Volksmenge.

Die Sonne, die die Erde mit ihren Strahlen versengt hatte, war eben untergegangen. Dämmerung trat ein. Schwüle, Staub und Nebel lagerten über der Stadt. Dem Markte entströmte ein erstickender Geruch von Fleisch und Obst, die den ganzen Tag über in der Hitze dagelegen hatten. Halbnackte Sklaven trugen auf ihren Schultern Lasten von den Schiffen herab; die eine Hälfte ihres Kopfes war kahl rasiert; durch die Fetzen ihrer Kleider schimmerten die Striemen der erhaltenen Schläge; bei vielen trug das Gesicht

Digitized by Google

den mit einem Eisen eingebrannten Stempel C und F, was „Cave Furem“ — „Hüte Dich vor dem Diebe“ — bedeutete.

Die Lichter wurden angezündet. Trotz der hereinbrechenden Nacht hörten das Getümmel und der Lärm in den engen Gassen nicht auf. Aus einer benachbarten Schmiede erklang der ohrenzerreißende Lärm des auf Eisenblech fallenden Hammers; das Herdfeuer flackerte, und ein dünner Rauch stieg auf. Nebenan schoben halbnackte Bäckersklaven, vom Kopf bis zu den Füßen mit Mehlstaub bedeckt, mit roten, entzündeten Augenlidern, das Brot in den Backofen ein. Ein Schuster nähte beim Scheine eines Lämpchens in einer offenen Bude Stiefel; er saß auf die Ferse zusammengekauert und sang aus vollem Halse ein Lied in der Sprache irgendeines Barbarenvolkes. Aus einer Hütte in die andere, über die Gasse herüber, zankten und kreischten zwei alte Weiber mit zerzausten Haaren, die wahren Hexen ähnlich sahen; sie streckten die Hände aus, wie um sich gegenseitig zu fassen, und das alles wegen eines Strickes, auf dem sie ihre Lumpen trockneten. Unten auf der Gasse brachte ein Händler, der zum Frühmarkte von weither kam, auf einem dürren Klepper in weidenen Körben einen ganzen Berg verdorbener Fische herbei; vom Gestanke derselben betroffen, wandten sich die Vorübergehenden unter Schimpfen ab. Ein dicker Judenbengel, der sich an dem betäubenden Lärm ergötzte, schlug auf einem großen kupfernen Kessel herum. Unzählige andere kleine Kinder, die in diesem armen Stadtteil zu Hunderten täglich geboren wurden und dahinstarben, wälzten sich, wie Ferkel grunzend, in den mit Apfelsinen- und Eierschalen angefüllten Pfützen umher. In den noch dunkleren und verdächtigeren Straßen, wo das Diebesgesindel hauste, und es aus den Kellern nach Feuchtigkeit und saurem Wein roch, gingen Matrosen aller Nationen Arm in Arm und brüllten Zechlieder. Über dem Eingange eines Lupanars hing eine Laterne mit schamlosen Abbildungen, die dem Gotte Priapos gewidmet waren. Wenn man den Vorhang — die „Centone“ — vor der Tür beiseite schob, so gewahrte man im Innern eine enge Reihe Zellen, Pferdeständen ähnlich; über jeder war eine Inschrift mit der Bezeichnung des Preises angebracht; aus dem dunstigen Halbdunkel schimmerten die nackten Weibergestalten weiß hervor.

Über all diesem Lärm, der lauten Unterhaltung, all diesem menschlichen Schmutz und dieser Armut tönte die ferne seufzende Brandung, das Rollen der Wogen des unendlichen, unsichtbaren Meeres.

An den Fenstern der im Keller gelegenen Küche eines phönizischen Kaufmanns saßen zerlumpte Gestalten, würfelten und schwatzten.

Digitized by Google

Die warmen Dunstwolken siedenden Fettes, der Geruch von Gewürzen und gebratenem Wild stieg aus der Küche empor; die Hungrigen atmeten dies gierig ein, indem sie entzückt ihre Augen schlossen.

Ein Christ, ein Purpurfärber, der aus einer großen Fabrik in Tyros wegen Diebstahls entlassen worden war, beleckte ein vom Koch herausgeworfenes Malvenblatt und sagte:

„Was in Antiochia vorgeht, liebe Leute, ist zu schrecklich, um vor Schlafengehen darüber zu sprechen. Neulich hat das hungrige Volk den Präfekten Theophilus in Stücke gerissen. Weshalb, mag Gott wissen. Nach geschehener Tat fiel es den Leuten ein, daß der arme Mann ein guter, rechtschaffener Mensch gewesen sei. Man sagt, der Cäsar habe das Volk auf ihn gehetzt."

Ein gebrechlicher Greis, ein sehr gewandter Taschendieb, äußerte:

„Ich habe den Cäsar einmal gesehen. Ich weiß nicht — mir hat er gefallen. Jung, flachsblonde Haare, ein wohlgenährtes, gutmütiges Gesicht. Und wieviel Morde, Herr mein Gott, wieviel Morde! Es ist ja gefährlich, sich auf die Straße hinauszuwagen."

„Das kommt alles nicht vom Cäsar her; seine Frau Konstantina, diese Hexe, ist an allem schuld!"

Leute von eigentümlichem Äußern traten an die Sprechenden heran und beugten sich zu ihnen herab, als ob sie sich an der Unterhaltung beteiligen wollten. Wenn das aus der Küche herausfallende Licht stärker gewesen wäre, so hätte man wahrnehmen können, daß ihre Gesichter geschminkt, ihre Kleider wie bei Bettlern auf dem Theater nicht auf natürliche Weise beschmutzt und zerrissen waren. Trotz der Lumpen, mit denen er bekleidet war, hatte der Schmutzigste unter ihnen weiße, feine Hände mit sorgfältig gepflegten Nägeln. Einer flüsterte seinem Genossen leise ins Ohr:

„Hör', Agamemnon, auch diese reden über den Cäsar!"

Der mit Agamemnon angeredete stellte sich betrunken; er schwankte hin und her; sein unnatürlich dichter und langer Bart verlieh ihm das Ansehen eines märchenhaften Räubers; seine hellblauen Augen aber hatten einen gutmütigen, kindlichen Ausdruck. Seine Genossen flüsterten erschrocken untereinander und hielten ihn zurück. „Vorsicht!" warnten sie mit gedämpfter Stimme.

Der Taschendieb begann in kläglichem Tons:

„Nein, sagt mir nur, meine Brüder, ob das wohl gerecht ist? Das Brot wird von Tag zu Tag teurer; die Leute sterben wie die Fliegen. Plötzlich . . . nein, urteilt selbst, ob das anständig ist?

Digitized by Google

Vor kurzem trifft ein mächtiger Dreimaster aus Ägypten ein; wir freuen uns alle, wir denken, er bringt Getreide. Man sagte, der Cäsar habe es bestellt zur Ernährung des Volkes. Und was, was war es, liebe Leute? Was denkt Ihr Euch wohl? — Staub aus Alexandria, ein besonderer rosafarbener Staub aus Libyen zum Einreiben der Athleten, für die Hofgladiatoren des Cäsars — Staub statt Brot! Wie — ist das wohl schön?" Er beendigte seine Rede, indem er mit seinen gewandten Diebesfingern Zeichen des Unwillens machte.

Agamemnon stieß seinen Gefährten an:

„Frage ihn nach seinem Namen ... den Namen!"

„Leiser; noch geht es nicht. Später."

Ein Wollkämmer bemerkte:

„Bei uns in Seleucia ist noch alles ruhig. Aber in Antiochia herrschen Verrat, Angebereien und Haussuchungen."

Der Färber, der das Malvenblatt zum letztenmal abgeleckt und, weil es jeden Geschmack eingebüßt, weggeworfen hatte, brummte traurig in den Bart.

„So Gott will, werden menschliches Fleisch und Blut bald billiger werden als Brot und Wein."

Der Wollkämmer, ein starker Säufer und zugleich ein Philosoph, seufzte schwer auf:

„Ach, ach, wir armen Leute! Die glücklichen Olympier spielen mit uns Ball; bald werfen sie uns rechts, bald links, bald nach oben, bald nach unten. Die Menschen weinen und die Götter lachen."

Der Gefährte Agamemnons mischte sich ins Gespräch ein; gewandt, wie zufällig, fragte er nach den Namen der sich Unterhaltenden. Er erlauschte selbst die Mitteilung über eine Verschwörung gegen das Leben des Cäsars unter den Prätorianern, die ein wandernder Schuster dem Wollkämmer ins Ohr geflüstert hatte. Dann trat er zur Seite und schrieb die betreffenden Namen mit einem kostbaren Stifte auf eine Wachstafel, auf der schon mehrere verzeichnet waren. Vom Marktplatze erschollen indessen die heiseren, dumpfen Töne einer Wasserorgel, die dem Heulen eines unterirdischen Ungeheuers glichen. Ein blinder Christensklave pumpte für vier Obolen den Tag am Eingange einer Schaubude das Wasser, das dem Instrument die halb lachenden, halb weinenden Töne entlockte.

Agamemnon trat mit seinen Begleitern in die Bude, die zeltartig mit einem blauen, silberdurchwirkten Stoffe behangen war.

Digitized by Google

Eine Laterne beleuchtete ein schwarzes Brett, auf dem, mit Kreide geschrieben, in griechischer und syrischer Sprache die Vorstellung angekündigt wurde.

Im Innern herrschte eine dumpfe Luft, es roch nach Knoblauch und dem Qualm der Öllämpchen. Zur Begleitung der Orgel winselten noch zwei Flöten, und ein schwarzer Äthiopier, der seine Augen verdrehte, schlug die Pauke.

Ein Tänzer sprang und überschlug sich auf dem Seile, klatschte in die Hände und sang die in Mode gekommenen Verse:

Huc, huc, convenite nunc —
Spatalocinaedi:
Pedem tendite,
Cursum addite.

Der magere, kurznasige Tänzer war alt, abstoßend häßlich, aber lustig; von seiner rasierten Stirn flossen mit Schminke vermengte Schweißtropfen herab; die Runzeln, die mit Puder ausgefüllt waren, glichen Mauerrissen, in denen der Kalk durch den Regen aufgeweicht ist.

Als er sich entfernte, schwiegen auch die Orgel und die Flöten. Auf die Bühne sprang ein fünfzehnjähriges Mädchen, um den „Kordax", einen berühmten, beim Volke fast bis zum Wahnsinn beliebten Tanz auszuführen. Die Kirchenväter eiferten gegen denselben, die römischen Gesetze verboten ihn, alles vergebens: der „Kordax" wurde überall getanzt; die Frauen der Senatoren wie Tänzerinnen der Straße tanzten ihn.

„Welch ein Mädchen!" sagte Agamemnon entzückt.

Dank den Fäusten seiner Begleiter war er in die erste Reihe vorgedrungen.

Die hagere dunkle Gestalt der Nubierin war nur um die Hüfte mit einem zartrosafarbenen, luftigen Gewebe bekleidet; ihre Haare bedeckten in kleinen, üppig-schwarzen Locken nach der Sitte der äthiopischen Frauen den Kopf; ihr Gesicht, mit den strengen Zügen des ägyptischen Typus, erinnerte an das einer Sphinx.

Die Tänzerin begann, wie gelangweilt, träge und nachlässig zu tanzen; über dem Kopfe hielt sie in ihren mageren Händen die kupfernen Klappern, die „Krotalons", die leise ertönten. Allmählich wurden die Bewegungen schneller; plötzlich funkelten unter ihren langen Wimpern durchsichtige, gelbliche Augen in lustiger Wildheit, wie bei spielenden Raubtieren, hervor. Sie richtete sich kerzengerade auf, die Klappern ertönten durchdringend und so herausfordernd, daß alle Zuschauer zusammenzuckten.

Digitized by Google

Dann fing das Mädchen an, sich im Kreise zu drehen; sie war flink und dünn und biegsam wie eine Schlange. Ihre Nasenlöcher weiteten sich; ein eigentümlicher Schrei entfuhr ihrer Kehle; bei jeder heftigen Bewegung erzitterten ihre kleinen, dunklen Brüste wie zwei reife Früchte im Winde. Ein grünes, seidenes Netz, durch dessen Maschen die purpurroten Spitzen hindurchstachen, hielt sie zurück.

Das Volk heulte vor Entzücken. Agamemnon raste halb wahnsinnig, so daß ihn seine Gefährten zurückhalten mußten.

Plötzlich blieb die Tänzerin stehen, als ob sie erschöpft wäre; ein leises Zittern überflog ihre dunkeln Glieder vom Kopf bis zu den Zehen. Stille trat ein. Über dem nach hinten geworfenen Kopfe der Nubierin erklangen in kaum vernehmbaren, dahinsterbenden Tönen, rasch und zart wie die Flügel eines gefangenen Schmetterlings, die Krotalons. Die Augen waren erloschen, nur in ihren Tiefen erglühte es noch, verglimmenden Funken gleich. Das Gesicht sah streng und finster aus. Auf den üppigen, schönen Lippen, den Lippen einer Sphinx, spielte ein stolzes Lächeln. Die kupfernen Krotalons verstummten ganz.

Die Volksmenge jubelte und klatschte so heftig, daß der blaue, silberdurchwirkte Stoff des Zeltdaches sich wie ein Segel im Sturme aufblähte und der Besitzer schon den Einsturz der Bude befürchtete.

Die Gefährten konnten Agamemnon nicht mehr zurückhalten; er stürzte sich, den Vorhang aufhebend, auf die Bühne und eilte über die Bretter in das Zimmer der Tänzer und Schauspieler.

Seine Begleiter flüsterten ihm noch zu: „Warte! Morgen kannst Du alles haben. Jetzt könnte . . .“

Aber Agamemnon unterbrach sie:

„Nein, gleich jetzt!“

Er trat an den Besitzer der Bude, einen schlauen, alten Griechen namens Mirmex, heran, warf ihm fast ohne jede weitere Erklärung eine Handvoll Goldstücke in den Schoß und fragte:

„Ist die Tänzerin Deine Sklavin?“

„Ja. Was wünscht der Herr?“

Mirmex sah betroffen bald auf das Gold, bald auf die zerrissene Kleidung Agamemnons. Dieser wendete sich an die Tänzerin:

„Wie heißt Du, Mädchen?“

„Phyllis.“

Er gab ihr Geld, ohne es zu zählen. Der Grieche flüsterte Phyllis etwas ins Ohr. Sie warf die klingenden Münzen hoch in die Luft und fing sie mit der Hand wieder auf; lachend sah sie mit ihren funkelnden, gelblichen Augen Agamemnon an.

„Komm mit mir!“ sagte er.

Digitized by Google

Phyllis warf über ihre nackten Schultern die dunkle Chlamys und schlüpfte mit ihm zusammen auf die Straße hinaus. „Wohin?“ fragte sie ihn.

„Ich weiß es nicht.“

„Zu Dir?“

„Das geht nicht, ich wohne in Antiochia.“

„Und ich bin erst heute mit dem Schiff angekommen, weiß also noch keinen Bescheid.“

„Was fangen wir dann an?“

„Warte, ich bemerkte vorhin, daß in der benachbarten Gasse der Tempel des Priapos offen stand. Gehen wir dort hinein!“ Phyllis führte ihn lachend dahin. Die Gefährten wollten ihnen folgen, aber Agamemnon winkte ihnen ab:

„Es ist unnötig, bleibt hier!“

„Sieh Dich vor! Stecke wenigstens eine Waffe zu Dir. In diesem Stadtteile ist es nachts gefährlich.“

Einer der Freunde zog ein kurzes, dolchartiges Schwert mit kostbarem Griffe unter dem Mantel hervor und überreichte es ihm ehrfurchtsvoll. Im Finstern stolpernd betraten Agamemnon und Phyllis eine unweit des Marktes gelegene Seitengasse.

„Hier, hier! Fürchte Dich nicht. Komm nur herein!“ flüsterte das Mädchen.

Sie betraten das Innere eines kleinen, einsamen Tempels; die an Ketten hängende Lampe war dem Erlöschen nahe und beleuchtete nur spärlich die alten, plumpen Säulen.

„Lehne die Tür an!“

Phyllis warf lautlos ihre weiche, dunkle Chlamys auf den Steinboden und lachte leise vor sich hin.

Als Agamemnon sie umarmte, schien es ihm, als ob eine gefährliche, heiße, geschmeidige Schlange sich um seinen Körper schlinge. Ihre gelbligen, raubgierigen Augen waren ganz groß geworden. In diesem Augenblicke erhob sich in der Tiefe des Tempels ein Geschnatter und ein solches Flügelschlagen, daß die Lampe beinahe ausging. Agamemnon ließ Phyllis aus seinen Armen und flüsterte:

„Was ist das?“

In der Finsternis tauchten weiße Gestalten auf. Agamemnon wurde ängstlich und bekreuzte sich.

„Was ist denn das? Die Macht des Kreuzes stehe uns bei!“

Plötzlich kniff ihn etwas ins Bein. Vor Schmerz und Angst schrie er laut auf; er faßte den einen unbekannten Feind am Halse, einen andern durchbohrte er mit dem Schwerte. Ein betäubendes

Digitized by Google

Geschrei erhob sich, Zischen, Geschnatter und Flügelschlagen. Zum letztenmal vor dem Erlöschen flackerte die Lampe auf, und Phyllis rief lachend:

„Das sind ja des Priapos heilige Gänse! Was hast Du angerichtet?"

Der zitternde und blasse Sieger hielt in der einen Hand das blutige Schwert, in der andern die getötete Gans. Von der Straße aus erhob sich gewaltiger Lärm, und ein Volkshaufe drang mit Fackeln in den Tempel ein. Voran eilte die alte Priesterin des Priapos, Scabra. Sie hatte ihrer Gewohnheit nach in der benachbarten Schenke ihren Wein getrunken, als sie das Geschnatter der heiligen Gänse vernahm, und eilte nun mit einem Haufen von Gesindel ihnen zu Hilfe. Mit ihrer roten Habichtsnase, ihren grauen, zerzausten Haaren, ihren scharf glänzenden Augen glich sie einer Furie.

„Zu Hilfe! Zu Hilfe!", schrie sie. „Der Tempel ist entweiht! Des Priapos heilige Gänse sind getötet. Seht — da sind die gottlosen Christen. Haltet sie, laßt sie nicht entwischen!" Phyllis machte sich davon, ihre Chlamys über den Kopf ziehend. Die Menge schleppte Agamemnon auf den Marktplatz; er war so außer Fassung geraten, daß er die tote Gans nicht aus den Fingern ließ. Scabra rief nach den „Agoranomen", den Marktmeistern.

Mit jedem Augenblicke wuchs die Menge. Die Gefährten des Agamemnon eilten zur Hilfe herbei. Aber es war bereits zu spät: aus den Lasterhöhlen, aus den Schenken, aus den Buden, aus den benachbarten Gassen strömten die Menschen herbei, durch den Lärm angezogen. Auf allen Gesichtern war die freudige Neugierde ausgedrückt, die immer durch einen Straßenauflauf erregt wird. Der Schmied kam mit dem Hammer in der Hand angelaufen; die alten Nachbarinnen, der mit Teig beschmutzte Bäcker, der hinkende Schuster eilten herbei; hinter allen her jagte der kleine rothaarige Judenbengel mit Pfeifen und Lachen und schlug auf seinen kupfernen Kessel ein, als ob er Sturm läuten wolle.

Scabra schrie, indem sie das Gewand Agamemnons festhielt:

„Warte nur! Ich komme schon noch an Deinen traurigen Bart. Ich lasse keinen Zipfel daran. So ein Aas! So ein Rabenvieh! Du bist nicht einmal des Strickes wert, an dem sie Dich aufhängen werden!"

Endlich erschienen die verschlafenen Agoranomen, Leute von zweifelhaftem Aussehen; sie glichen eher Dieben als Wächtern der Ordnung. Es herrschte ein so wüstes Geschrei, Gelächter und Geschimpfe, daß niemand sein eigenes Wort verstand.

Digitized by Google

In diesem Augenblick erscholl, alles übertönend, die donnerähnliche Stimme eines halbnackten, rotköpfigen Riesen mit sommersprossigem Gesichte; er war seinem Berufe nach ein Badediener, hatte aber Talent zum Volksredner.

„Mitbürger!“ brüllte er. „Schon lange fahnde ich auf diesen Spitzbuben und seine Genossen. Sie schreiben sich die Namen auf. Es sind Spione, Spione des Cäsars!“

Scabra führte ihr bereits angekündigtes Vorhaben aus: mit der einen Hand ergriff sie den Bart, mit der andern das Haupthaar Agamemnons. Er wollte sie zurückstoßen, die Alte riß aber mit allen Kräften. Plötzlich stürzte sie hintenüber, der lange, schwarze Bart und die lockigen Haare blieben in ihren Händen. Vor dem Volke stand an Stelle Agamemnons ein schöner Jüngling mit lockigen, weichen, blonden Haaren und einem kleinen Kinnbart.

Die Volksmenge verstummte vor Erstaunen. Aber schon schrie der Badediener wieder:

„Seht Mitbürger — das sind verkleidete Spione!“

Eine Stimme rief: „Haut sie! Schlagt sie nieder!“

Die Menge wurde erregt. Steine wurden geworfen. Die Gefährten Agamemnons umringten ihn und zogen die Schwerter. Der erste Hieb traf den Wollkämmer, er fiel blutüberströmt nieder. Der Judenbengel mit dem kupfernen Kessel wurde im Gedränge zertreten. Die Gesichter der Menschen nahmen einen tierischen Ausdruck an.

In diesem Augenblicke drängten zehn riesenhafte paphlagonische Sklaven, die eine Purpursänfte trugen, die Menge auseinander.

„Wir sind gerettet!“ rief der blondhaarige Jüngling und sprang mit einem seiner Genossen in die Sänfte. Die Paphlagonier hoben diese wieder auf die Schultern und eilten davon. Das wütende Volk hätte sie aufgehalten und zerrissen, wenn nicht jemand gerufen hätte:

„Mitbürger, seht Ihr denn nicht? Es ist der Cäsar, der Cäsar Gallus selber!“

Bestürzt hielt die Menge inne, wie vom Schreck gebannt. Die Purpursänfte, auf den Schultern der Sklaven schwankend wie ein Boot auf den Wellen, verschwand unterdes in einer finstern Gasse . . .

Neun Jahre waren seit dem Tage vergangen, an dem Julian und Gallus nach dem kappadokischen Schlosse Macellum verbannt worden waren. Der Kaiser Constantius hatte ihnen wieder seine Gnade zugewendet. Der neunzehnjährige Julian durfte nach Konstan-

Digitized by Google

tinopel zurückkehren; später erlaubte man ihm, die Städte Kleinasiens zu bereisen. Gallus ernannte der Kaiser zu seinem Mitregenten, mit dem Titel eines „Cäsars", und übergab ihm die Verwaltung im Osten des Reiches. Übrigens verhieß die unerwartete Gnade nichts Gutes. Constantius liebte es, seine Feinde zu vernichten, nachdem er ihr Mißtrauen durch Gnadenbeweise eingeschläfert hatte.

„Nun, Glykon, wie Konstantina mir auch zureden mag, ich gehe nicht mehr mit falschen Haaren auf die Straße. Das hat ein Ende!"

„Wir haben Deine Erhabenheit genug gewarnt."

Aber der auf den weichen Kissen der Sänfte liegende Cäsar hatte seine Angst bereits vergessen. Er lachte.

„Glykon! Glykon!" rief er. „Sahst Du, wie die verfluchte Alte mit dem Bart in der Hand rücklings zu Boden fiel? Ich blickte auf, und schon lag sie da!"

Als sie ins Schloß zurückgekehrt waren, rief der Cäsar:

„Geschwind ein Bad und dann das Abendessen! Ich bin ausgehungert."

Ein Hofbeamter näherte sich mit einem Briefe in der Hand.

„Was ist das? Geschäfte? Für die ist morgen noch Zeit."

„Gnädigster Cäsar, ein wichtiger Brief — direkt aus dem Hoflager des Kaisers Constantius."

„Von Constantius! Was hat das zu bedeuten? Gieb her!"

Er erbrach das Siegel, las den Brief und erblaßte; seine Knie wankten; hätten die Hofleute ihn nicht aufgehalten, so wäre der Cäsar umgesunken.

Der Kaiser lud in gesuchten, fast schmeichelhaften Worten seinen „geliebten Vetter" ein, ihn in Mediolanum zu besuchen; zugleich erteilte er den Befehl, daß zwei in Antiochien stehende Legionen, der einzige Rückhalt des Gallus, sofort zu ihm, Constantius, aufbrechen sollten. Augenscheinlich wollte er seinen Feind entwaffnen und in einen Hinterhalt locken.

Als der Cäsar wieder zu sich kam, lallte er mit schwacher Stimme:

„Ruft meine Frau!"

„Die Gemahlin des allergnädigsten Cäsars ist eben nach Antiochia abgefahren."

„Wie? Sie kennt den Inhalt des Briefes noch nicht?"

„Nein."

„Gott, ach Gott! Was soll denn das bedeuten? Ohne sie! Sagt dem Abgesandten des Kaisers . . . doch nein, sagt ihm nichts.

Digitized by Google

Ich weiß nicht . . . kann ich es denn ohne sie? . . . Schickt ihr einen Eilboten nach! Laßt ihr sagen, der Cäsar beschwöre sie, zurückzukehren. Gott, was soll ich machen?"

Verwirrt ging er im Zimmer hin und her, faßte sich an den Kopf und kraute mit zitternden Fingern und dem Ausdruck der Hilflosigkeit seinen weichen, blonden Kinnbart.

„Nein, nein, ich reise nicht hin! Lieber den Tod! Ich kenne Constantius."

Ein anderer Hofbeamter überreichte ihm ein Papier mit den Worten:

„Von der Gemahlin des allergnädigsten Cäsars. Vor der Abreise ließ sie um die Unterschrift bitten."

„Was? Wieder ein Todesurteil? Clematius von Alexandria! Nein, das ist zu viel, es geht nicht! Drei an einem Tage!"

„Majestät, es ist der Wunsch Eurer Gemahlin . . ."

„Nun, es bleibt sich gleich! Gebt mir die Feder! Jetzt ist alles einerlei! Aber warum ist sie abgereist? Kann ich denn allein entscheiden? . . ."

Nachdem er das Todesurteil unterzeichnet hatte, sah er die Umstehenden mit seinen blauen, kindlichen und gutmütigen Augen an.

„Das Bad ist bereit; das Abendessen wird gleich aufgetragen werden", meldete ein Sklave.

„Abendessen? Es ist nicht nötig. Übrigens, was gibt es?"

„Unter anderem Trüffeln . . ."

„Frische?"

„Heute morgen mit dem Schiff aus Afrika eingetroffen."

„Soll ich mich nicht etwas stärken? Wie denkt Ihr darüber, Freunde? Ich bin so abgespannt. Trüffeln?! . . . Erst heute morgen dachte ich daran."

Auf seinem Gesicht, das soeben noch vollkommene Fassungslosigkeit zeigte, spielte schon wieder ein leichtfertiges Lächeln. Vor dem Einsteigen in das kühle Bad, dessen Wasser durch die zugegossenen wohlriechenden Essenzen eine Opalfarbe angenommen hatte, winkte er mit der Hand und sagte:

„Es ist alles einerlei! Man darf nicht daran denken. Herr, sei uns armen Sündern gnädig! Vielleicht wird Konstantina alles ins Lot bringen."

Sein wohlgenährtes, rosiges Gesicht klärte sich vollends auf, als er mit der gewohnten Empfindung des Genusses sich in das aromatische Bad setzte.

„Sagt dem Koch, er soll die rote, saure Sauce zu den Trüffeln nicht vergessen!" rief er, bereits ganz fröhlich gestimmt.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

In den kleinasiatischen Städten Nikomedeia, Pergamon und Smyrna hörte der neunzehnjährige Julian, der der hellenischen Weisheit nachging, von dem berühmten Theurgen und Sophisten Jamblichus aus Chalkis, dem Schüler des Neuplatonikers Porphyrius, von dem „göttlichen Jamblichus", wie er allgemein genannt wurde. Er reiste zu ihm nach Ephesus.

Jamblichus war ein kleiner, hagerer, zusammengeschrumpfter Greis. Er liebte es, über seine Krankheiten zu klagen — über Podagra, Reißen und Kopfschmerzen. Er schimpfte auf die Ärzte und ließ sich doch von ihnen behandeln; mit Wohlgefallen sprach er über Umschläge, Tinkturen, Arzneien, Pflaster. Er trug auch im Sommer doppelte, weiche und warme Tunikas und konnte sich dennoch nicht erwärmen; wie eine Eidechse liebte er die Sonne.

Von seiner frühesten Kindheit an hatte er sich des Genusses von Fleisch entwöhnt, erwähnte es nur mit Widerwillen und begriff nicht, wie Menschen Fleischnahrung zu sich nehmen konnten. Seine Magd bereitete ihm einen besonderen Brei aus Gerste, etwas warmen Wein und Honig; Brot konnte der Greis mit seinen zahnlosen Kiefern nicht mehr kauen.

Er war immer umgeben von einer Menge ehrfürchtiger und andächtiger Schüler — aus Rom, Antiochia, Karthago und Ägypten, aus Mesopotamien und Persien; alle waren davon überzeugt, daß Jamblichus Wunder verrichten könne. Er behandelte sie alle wie ein Vater, den es langweilt, noch so viele hilflose Kinder zu haben. Wenn sie anfingen zu diskutieren oder sich zu streiten, dann winkte er mit der Hand ab und verzog sein Gesicht, als ob er Schmerzen empfände. Seine Stimme war leise; je lauter die Streitenden untereinander wurden, um so leiser sprach Jamblichus; er vertrug keinen Lärm, haßte laute Unterredungen, sogar das Knarren der Sandalen war ihm lästig.

Enttäuscht blickte Julian auf den launischen, frostigen, kranken Greis; er konnte nicht begreifen, was für eine Kraft die Menschen zu ihm hinzog.

Die Erzählungen, die von den Schülern über Jamblichus verbreitet wurden, fielen ihm ein: Wie sie den „Göttlichen" eines Nachts während des Gebetes zehn Ellen hoch vom Boden emporgehoben und mit einem goldigen Scheine umgeben gesehen hätten; dann, wie der Lehrer in dem syrischen Städtchen Gadara aus zwei heißen Quellen den Eros und Anteros hervorgerufen hätte — jener

Digitized by Google

ein fröhlicher, blondlockiger, dieser ein schwermütiger, düsterer Genius der Liebe. Beide hätten Jamblichus wie Kinder geliebkost, bis sie auf seinen Wink verschwunden seien.

Julian lauschte aufmerksam den Worten des Lehrers und konnte in ihnen keine Befriedigung finden; die Metaphysik der Schule des Porphyrius erschien Julian ohne Leben, trocken und qualvoll verwickelt. Jamblichus überwand wie spielend die dialektischen Schwierigkeiten; seine Lehre von Gott, von der Welt, von den Ideen, von dem Plotinischen Triadensystem enthielt eine tiefe Bücherweisheit, aber keinen Funken lebensvoller Wärme. Julian hatte etwas anderes erwartet. Dennoch blieb er und entfernte sich nicht.

Jamblichus hatte eigentümliche grüne Augen, die scharf von der dunklen, runzligen Gesichtshaut abstachen. Es war die grünliche Farbe, die der Himmel zuweilen am Abend zwischen schweren Gewitterwolken hat. Julian schien es oft, als ob in diesen weder menschlichen noch viel weniger göttlichen Augen jene Schlangenweisheit läge, die Jamblichus seinen Schülern vorenthielt. Wenn aber „der Göttliche" plötzlich mit gebrochener Stimme fragte, warum sein Gerstenbrei oder seine Umschläge noch nicht fertig wären, oder über Reißen in den Gliedern klagte — dann war der Zauber dahin.

Eines Tages ging Jamblichus außerhalb der Stadt am Strande des Meeres mit Julian spazieren. Der Abend war milde und von jener Stille, die zur Schwermut stimmt. In der Ferne, hinter der Hafenstadt Panormos, schimmerten die weißen, mit Bildsäulen reich geschmückten Terrassen und Giebel des berühmten Tempels der ephesischen Artemis. Das feine dunkle Schilf am sandigen Ufer des Kaystros, an dem der Sage nach Leto die Artemis und den Apollo geboren hat, bewegte sich nicht. Der Rauch der zahlreichen Opferaltäre im Haine der Orthia stieg kerzengerade zum Himmel. Im Süden schimmerten die blauen Berge von Samos. Die Brandung war leise wie das Atmen eines schlafenden Kindes; die durchsichtigen Wellen verliefen sich auf dem glattgerollten, schwarzen Sande. Es roch nach dem von der Sonne erwärmten salzigen Wasser und nach den Pflanzen des Meeres. Die Sonne ging in Wolken unter und vergoldete deren Umrisse.

Jamblichus setzte sich auf einen Stein, Julian zu seinen Füßen; der Lehrer strich ihm über seine rauhen, schwarzen Haare.

„Bist Du betrübt?"

„Ja."

„Ich weiß. Du suchst und findest nicht. Du hast nicht den Mut, zu sagen: ‚Er ist!' — und wagst auch nicht zu sagen: ‚Er ist nicht!'"

Digitized by Google

„Wie hast du es erraten, Meister?"

„Armer Knabe! Es sind jetzt fünfzig Jahre her, daß ich unter dieser selben Krankheit leide. Und ich werde sie bis zu meinem Tode ertragen müssen. Weiß ich denn mehr als Du? — Habe ich denn gefunden? Das sind die ewigen Geburtswehen. Vor diesen sind alle anderen Qualen nichtig. Die Menschen bilden sich ein, daß sie an Hunger, an Durst, an Schmerzen und Armut leiden; sie leiden nur an dem Gedanken, daß Er möglicherweise gar nicht ist. Das ist der einzige Schmerz der Welt! Wer will wagen, es auszusprechen: ‚Er ist nicht!' — und wer weiß, welch eine Kraft gehört zu dem Worte: ‚Er ist!'"

„Und Du, Du selbst bist Ihm nie näher getreten?"

„Dreimal in meinem Leben habe ich die Wonne gefühlt, ganz mit Ihm vereint zu sein; Plotinus viermal; Porphyrius fünfmal. Ich habe drei Augenblicke in meinem Leben gehabt, die des Lebens überhaupt wert waren."

„Ich habe Deine Schüler darüber befragt; sie wußten nichts."

„Wagen sie denn zu wissen? Ihnen genügen auch die Schalen der Weisheit; der Kern bringt fast allen den Tod."

„Laß mich dann sterben, Meister, gib ihn mir!"

„Wirst Du auch stark genug sein, ihn aufzunehmen?"

„Sprich nur, sprich es aus!"

„Was kann ich Dir sagen? Ich verstehe es nicht . . . Ist es auch gut, darüber zu reden? Lausche der Stille am Abend; sie redet ohne jegliche Worte am deutlichsten."

Nach wie vor streichelte er Julian wie einem Kinde den Kopf. Dieser aber dachte: „Jetzt, jetzt ist es da, worauf ich so lange gewartet." Er umfaßte die Knie des Jamblichus, hob seine Augen flehend zu ihm auf und sagte:

„Meister, erbarme Dich meiner! Enthülle mir alles. Verwirf mich nicht."

Jamblichus begann leise vor sich hin zu reden, als ob er Julian weder höre noch sehe, den eigentümlich starren Blick seiner grünlichen Augen auf die von der Sonne goldig umsäumten Wolken gerichtet.

„Ja, ja. Wir alle haben die Stimme des Vaters vergessen. Wie Kinder, die von der Wiege ab von ihrem Vater getrennt sind, hören wir Ihn und erkennen Ihn nicht wieder. Es ist notwendig, daß in unserer Seele alle irdischen und himmlischen Stimmen verstummen. Dann werden wir Ihn vernehmen. Solange die Vernunft unsere Seele erleuchtet wie die Mittagssonne, treten wir nicht aus uns heraus und sehen Gott nicht. Wenn aber die Vernunft sich

Digitized by Google

beugt, so befällt die Seele ein Entzücken wie der nächtliche Tau. Böse Menschen können dieses Entzücken nicht empfinden; nur der Weise wird zu einer Leier, die unter den Fingern Gottes erzittert und erklingt. Woher kommen diese Strahlen, die die Seele erleuchten? Ich weiß es nicht. Sie kommen plötzlich, wenn man sie nicht erwartet; man darf nicht nach ihnen suchen. Gott ist in unserer Nähe. Wir müssen uns vorbereiten; wir müssen stille sein und warten, wie die Augen auf den Aufgang der Sonne warten — warten, daß sie, nach den Worten des Dichters, dem dunklen Ozean entsteige! Gott kommt und geht nicht, Er erscheint bloß. Das ist Er! Er ist die Verneinung der Welt, die Verneinung alles Bestehenden. Er ist ein — Nichts, Er ist — Alles!"

Jamblichus erhob sich vom Steine, streckte seine mageren Hände aus und fuhr fort:

„Leiser, leiser — ich sage leiser! Gebt alle acht auf Ihn. Er ist da — Er ist gegenwärtig. Es schweige die Erde und das Meer und die Luft, ja selbst der Himmel! Höret zu! Er erfüllet die Welt, mit seinem Atem die Atome, Er erleuchtet den Urstoff, das Chaos — den ‚Gegenstand des Schreckens für die Götter' — wie die Abendsonne diese dunkle Wolke."

Julian hörte andächtig zu; es schien ihm, als ob die schwache und leise Stimme des Lehrers die Welt erfülle, bis zum Himmel hinan, ja selbst bis an die äußersten Grenzen des Meeres dringe. Aber seinen Kummer vermochte sie nicht zu beschwichtigen. Tief aufseufzend erwiderte er: „Verzeih mir, mein Vater! Wenn es aber so ist, wie Du sagst, warum ist dann das Leben? Wozu dieser ewige Wechsel von Geburt und Tod? Wozu alle die menschlichen Leiden? Wozu das Böse — unser Leib? Wozu der Zweifel? Wozu die Sehnsucht nach dem Unmöglichen?

Jamblichus sah ihn freundlich an und fuhr ihm mit der Hand über das Haar.

„Hierin liegt das Geheimnis, mein Sohn. Es gibt kein Böses, keinen Leib, keine Welt, wenn Er ist. Entweder Er oder die Welt! Uns will es scheinen, als ob es das Böse, den Leib und die Welt gäbe; aber das ist ein Hirngespinst, ist Täuschung. Wisse: alle, alle Menschen wie auch die sprachlosen Geschöpfe haben eine einzige Seele. Wir alle haben uns einst im Schoße des Vaters befunden, vom ewig leuchtenden Licht umstrahlt. Einmal aber haben wir von der Höhe herab auf den dunklen, leblosen Urstoff herabgeblickt, und jeder erkannte in ihm, wie in einem Spiegel, sein Bild. Und die Seele sagte sich: ‚Ich kann, ich will frei sein; ich bin Sein Ebenbild. Soll ich es wirklich nicht wagen,

Digitized by Google
U. OF ILL. LIB.

von Ihm abzufallen und alles zu umfassen?' Die Seele wurde, wie Narkissos durch sein Abbild im Bache, von ihrer eigenen Schönheit, die ihr Körper widerspiegelte, gefesselt. Und sie fiel — sie wollte bis in die Unendlichkeit fallen, sich von Gott auf ewig trennen, aber sie vermochte es nicht; die Füße des Unsterblichen berühren die Erde, sein Haupt reicht höher hinauf als der Himmel. So steigen auf der ewigen Leiter der Geburten und Todesfälle die Seelen aller Geschöpfe zu Ihm hinauf und von Ihm herab. Sie versuchen, den Vater zu verlassen, und können es nicht. Jede Seele möchte ihr eigener Gott sein; aber dieses Wollen ist vergeblich — immer wieder verlangt es sie, in den Schoß des Allvaters zurückzukehren, verzehrt sie sich im Sehnen nach Ihm und findet hier auf Erden keine Ruhe. Wir alle müssen zu Ihm zurückkehren, und dann werden wir in Gott sein und Gott in uns allen. Grämst Du Dich denn allein um Ihn? Sieh, welch ein heimliches Trauern in dem Schweigen der Natur liegt. Horche nur hin; fühlst Du etwa nicht, wie sie sich nach Ihm sehnt?"

Die Sonne ging unter; die goldigen, wie im Feuer glühenden Umrisse der Wolken verblichen; das Meer nahm eine matte Färbung an und wurde durchsichtig wie der Himmel, der Himmel tief und klar wie das Meer. Ein Wagen fuhr vorüber; ein Jüngling und eine Frau, vielleicht zwei Verliebte, saßen darin; die Frau stimmte die wehmutsvolle Melodie eines bekannten Liebesliedes an. Dann wurde alles wieder still, und das schwermütige Schweigen in der Natur erschien noch tiefer, noch ergreifender. Die südliche Nacht brach rasch herein. Gedankenvoll sagte Julian:

„Wie oft habe ich darüber nachgedacht, weshalb eine so traurige Stimmung in der Natur liegt. Je schöner sie ist, um so trauriger ist sie."

Jamblichus antwortete lächelnd:

„Ja, ja! Sieh, sie möchte wohl aussprechen, worüber sie trauert, aber sie kann es nicht; sie ist stumm. Sie bemüht sich, schlafend im Traume Gott zu schauen, aber sie kann es nicht, weil es das Körperliche ihr nicht gestattet. Dunkel und träumerisch nur ist ihre Erkenntnis von Gott. Alle Welten, alle Sterne, Ozeane und Kontinente, Tiere und Pflanzen, auch die Menschen, alles sind nur Träume der Natur von Gott. Das, was sie erkennt, wird geboren und stirbt. Sie erschafft nur durch die Vorstellung, wie es im Traume geschieht; sie erschafft leicht, da sie weder Kraftanstrengung noch Schranken kennt. Darum sind ihre Schöpfungen auch so schön und frei, so ziellos und göttlich. Das Spiel der Träume der Natur ähnelt dem Spiele der

Digitized by Google

Wolken. Ohne Anfang — ohne Ende. Außer der Vorstellung gibt es nichts in der Welt. Je tiefer sie geht, desto stiller ist sie. Der Wille, der Kampf, die Tat sind nur abgeschwächte oder getrübte Vorstellungen Gottes. Die Natur erschafft in ihrer großen Untätigkeit Formen wie ein Geometer, für den nur das besteht, was er sieht; unaufhörlich schüttet sie aus ihrem mütterlichen Schoße Formen auf Formen. Aber ihre stumme Vorstellung — ist nur ein Abbild einer andern, klareren. Die Natur sucht nach Worten und findet sie nicht. Sie ist die schlafende Mutter Kybele mit den ewig geschlossenen Lidern. Nur der Mensch hat das Wort gefunden, das sie vergeblich gesucht hat; die menschliche Seele ist die die Lider öffnende, erwachte Natur, die nun bereit ist, Gott nicht mehr im Traume, sondern Auge in Auge zu sehen."

Die ersten Sterne funkelten an dem dunkler gewordenen Himmel; bald verschwanden sie auf Augenblicke, von einer Wolke verhüllt, bald leuchteten sie wieder auf in strahlendem Glanze wie Edelsteine auf dunkelblauem Samt. Immer neue leuchteten auf, unzählige. Jamblichus wies auf sie hin.

„Womit soll ich diese Welt, alle diese Sonnen und Sterne vergleichen? Ich vergleiche sie mit den Netzen, die die Fischer ins Meer auswerfen. Gott wird das All umfangen, wie das Wasser das Netz; das Netz bewegt sich, kann aber das Wasser nicht aufhalten; die Welt will und kann Gott nicht einfangen. Das Netz bewegt sich, aber Gott bleibt ruhig wie das Wasser, in das das Netz ausgeworfen wird. Wenn die Welt sich nicht bewegen würde, würde Gott nichts erschaffen, Er würde aus seiner Ruhe nicht heraustreten, denn wonach und wohin sollte Er streben? Dort im Reiche der ewigen Mütter, im Schoße der Weltseele, verbirgt sich der Same, die Grundform von allem, was da war, ist und sein wird; verbirgt sich auch der Logos — der Keim der Grille, der Pflanzen und — des olympischen Gottes."

Julian schrie laut auf, und seine Stimme erscholl in der Stille der Nacht wie ein Ausruf des wahnsinnigen Schmerzes:

„Wer ist Er denn? Wer ist Er? Warum antwortet Er nicht, wenn wir Ihn rufen? Wie heißt Er? Ich will Ihn hören und sehen. Warum flieht Er vor meinen Gedanken? Wo ist Er?"

„Mein Kind, was ist ein Gedanke vor Ihm? Er hat keinen Namen. Er ist so beschaffen, daß wir nur zu sagen vermögen, was Er nicht sein muß, aber das, was Er ist, wissen wir nicht. Kannst Du etwa leiden, ohne Ihn zu preisen? Kannst Du etwa lieben, ohne Ihn zu preisen? Kannst Du fluchen, ohne Ihn zu preisen? Der Schöpfer von allem — ist Er selbst, ein Nichts in

Digitized by Google

dem von Ihm geschaffenen Weltall. Wenn Du sagst: ‚Er ist nicht!‘, rühmst Du Ihn nicht weniger, als wenn Du flüsterst: ‚Er ist!‘ Von Ihm kann man nichts behaupten, weder sein Dasein, noch seine Wirklichkeit, noch sein Leben, denn Er steht über jedem Dasein, über jeder Wirklichkeit, über jedem Leben. Darum sagte ich, daß Er die Verneinung des Weltalls, die Verneinung Deiner Gedanken sei. Entsage allem Bestehenden — im Abgrunde der Abgründe, in der Tiefe der unaussprechlichsten Finsternis, die dem Lichte gleicht, wirst Du Ihn finden. Opfere Ihm die Freunde, die Verwandten, das Vaterland, Erde und Himmel, Dich selbst und Deine Vernunft. Dann wirst Du nicht mehr das Licht schauen — Du wirst selbst das Licht sein. Du wirst nicht mehr sagen: Er oder ich; Du wirst empfinden, daß Er und Du — eins sind, und Deine Seele wird über ihren eigenen Körper wie über ein Schattenbild lachen. Dann wird ein ewiges Schweigen herrschen; dann wird es keine Worte mehr geben. Und wenn die Welt in diesem Augenblicke untergehen würde, würdest Du Dich freuen, denn weshalb brauchst Du die Welt, wenn Du mit Ihm vereint bleibst? Deine Seele wird keine Wünsche mehr haben, weil Er keine Wünsche hat, sie wird nicht leben, weil Er über das Leben erhaben ist, sie wird nicht mehr denken, weil Er alle Gedanken überragt. Der Gedanke ist das Suchen nach dem Licht; Er sucht aber nicht das Licht, weil Er selbst das Licht ist. Er durchdringt die ganze Seele und umfaßt sie in sich selbst. Dann wird sie furchtlos, abgeschieden, höher als jede Vernunft, jede Tugend, jedes Gedankenreich, jede Schönheit in der unermeßlichen Tiefe, im Schoße des Vaters des Lichtes ruhen. Die Seele wird zum Gott oder, besser gesagt, sie wird sich bloß daran erinnern, daß sie seit uralten Zeiten Gott war, ist und bleiben wird . . . . . .

Das ist das Leben der Olympier, mein Sohn, das Leben der Gottgleichen und Weisen: Entsagung alles dessen, was in der Welt ist, Verachtung aller irdischen Leidenschaften, eine Flucht zu Gott, damit sie Ihn von Angesicht zu Angesicht sieht.“

Er schwieg. Julian fiel zu den Füßen des Weisen nieder; er wagte nicht, sie zu berühren und küßte nur die Erde, die sie berührt hatten. Dann erhob er seinen Kopf und blickte in diese eigentümlichen grünlichen Augen, aus denen das enthüllte Geheimnis der „Schlangenweisheit“ ihm entgegenleuchtete; sie schienen ihm ruhiger und tiefer zu sein als der Himmel, eine wunderbare Macht entströmte ihnen. Julian flüsterte:

„Meister, Du bist allwissend. Ich glaube an Dich. Befiehl den Bergen, und sie werden sich bewegen. Sei wie Er! Verrichte

Digitized by Google

ein Wunder. Tue etwas Unmögliches. Erbarme Dich meiner. Ich glaube, glaube an Dich!"

„Mein armer Knabe, was bittest Du? Ist denn das Wunder, das in Deiner Seele geschehen kann, nicht größer als alle Wunder, die ich tun könnte? Mein Kind, ist die Macht, durch die Du zu der Erkenntnis gelangst: ‚Er ist', nicht ein übermächtiges Wunder? Aber wenn Er nicht sein sollte, einerlei: Er wird sein, sobald Du sprichst: Er werde — ich will es so!"

Achtes Kapitel.

Als der Lehrer und sein Schüler auf dem Heimwege an dem belebten Hafen von Ephesus vorbeigingen, bemerkten sie ein ungewöhnliches, erregtes Treiben. Menschen liefen auf den Straßen und schwangen brennende Fackeln, andere schrien: „Die Christen zerstören die Tempel. Wehe uns!"

Andere wieder riefen: „Tod den olympischen Göttern! Christus hat die Astarte besiegt."

Jamblichus wollte mit Julian durch einsame Gassen ausweichen; aber der erregte Volkshaufe drängte sie an den Kai des Kaystros, am Tempel der ephesischen Artemis vorbei. Der prachtvolle Tempel, ein Werk des Dinokrates, stand wie eine erhabene, unerschütterliche Festung da und zeichnete sich dunkel am bestirnten Himmel ab. Auf den von Karyatiden getragenen riesigen Säulen loderten Fackeln empor. Nicht allein das ganze römische Reich, sondern alle Völker der Erde verehrten diesen Tempel als Heiligtum. Aus der Menge erscholl eine unsichere Stimme: „Heil der ephesischen Artemis!"

Hunderte von Stimmen antworteten: „Tod den olympischen Göttern und Deiner Artemis!"

Über dem schwarzen Gebäude des städtischen Zeughauses stieg ein blutroter Feuerschein empor. Julian sah auf seinen göttlichen Lehrer und erkannte ihn nicht. Jamblichus hatte sich wieder in den furchtsamen, kranken Greis verwandelt; er klagte über Kopfschmerzen, äußerte die Befürchtung, daß das Reißen in der Nacht wiederkehren würde, und daß sicher die Magd die Umschläge nicht zurechtgemacht hätte. Julian hing seinen Mantel dem Lehrer über; es fror diesen aber immer noch. Mit krankhaftem Gesichtsausdruck verstopfte sich Jamblichus die Ohren, um den Straßenlärm und

Digitized by Google

das Gelächter nicht zu hören. Er scheute nichts mehr als den Volkshaufen und sagte, es gäbe keinen dümmeren und widerwärtigeren Teufel als den Volksgeist. Er machte seinen Schüler auf die Gesichter der Vorübergehenden aufmerksam.

„Sieh mal an, welche Mißbildung, Gemeinheit und Leidenschaft auf diesen Gesichtern liegt. Soll man sich nicht schämen, ein Mensch zu sein, mit demselben Körper, demselben Schmutze wie diese?“ — — —

Eine greise Christin erzählte: „Mein kranker Enkel bat mich: ‚Großmutter, koche mir eine Fleischbrühe.‘ — ‚Schön, mein Lieber, ich gehe nachher auf den Markt und kaufe Fleisch.‘ Ich dachte so für mich hin: das Fleisch mag jetzt billiger sein als das Weizenbrot, kaufte für fünf Obolen und kochte eine Brühe. Aber die Nachbarin rief auf dem Hofe: ‚Was kochst Du da? Weißt Du denn nicht, daß das Fleisch heute auf dem Markte verunreinigt ist?‘ — ‚Was soll das heißen?‘ — ‚Die Priester der Göttin Demeter haben, um die Christen zu beschimpfen, nachts den ganzen Markt und die Fleischerläden mit dem Opferwasser besprengt. Niemand in der Stadt ißt das verunreinigte Fleisch. Die Priester der Göttin werden deshalb gesteinigt, und der Höllentempel der Demeter wird zerstört.‘ — Ich goß die Brühe vor die Hunde. Es ist kein Spaß — fünf Obolen! Man verdient sie nicht an einem Tage. Aber ich habe doch den Enkel nicht verunreinigt.“

Andere erzählten, wie im vorigen Jahre ein geiziger Christ sich an Opferfleisch satt gegessen habe und ihm zur Strafe dafür alle Eingeweide verfault seien, so daß der Gestank davon alle Verwandten aus dem Hause vertrieben habe.

Sie gelangten an den Marktplatz. Hier stand ein kleiner Tempel der Demeter-Isis-Astarte, der dreigestaltigen Hekate, der geheimnisvollen Göttin der Fruchtbarkeit der Erde, der mächtigen, liebevollen Kybele, der Mutter der Götter. Mönche umgaben den Tempel von allen Seiten wie große schwarze Fliegen ein Stück Honigwabe; sie kletterten auf allen Vorsprüngen herum, stiegen die Treppen empor, indem sie heilige Psalmen sangen, und zerbrachen die Bildsäulen. Die Säulen erzitterten, Marmorsplitter flogen umher, es schien, als ob der Stein wie ein lebendes Wesen litte. Man versuchte, den Tempel in Brand zu stecken, vergeblich — er war ganz aus Marmor.

Plötzlich erscholl aus dem Inneren ein betäubender Lärm. Das Siegesgeheul der Volksmenge erhob sich zum Himmel.

„Stricke, Stricke her! Bindet sie an die Arme und Füße an.“

Digitized by Google

Unter dem Singen von Gebeten und mit freudigem Lachen schleppte das Volk die an Stricke gebundene, klingende, silberne Bildsäule der Mutter der Götter, ein Werk des Skopas, die Treppe hinab.

„Ins Feuer, ins Feuer mit ihr!"

Man schleifte sie auf dem schmutzigen Platze daher. Ein rechtsgelehrter Mönch deklamierte einen Satz des unlängst von Constans, dem Bruder des Constantius, erlassenen Edikts.

„Cesset superstitio, sacrificiorum aboleatur insania! — Es ende der Aberglaube, der Unsinn der Opfergaben werde abgeschafft!" Dann fügte er hinzu: „Fürchtet Euch nicht; zerstört, raubt alles, was Ihr in diesem Tempel des Teufels findet!"

Ein anderer las aus einer Pergamentrolle ein Bruchstück aus dem Werke des Firmicus Maternus: De errore profanarum religionum, vor:

„Heilige Kaiser! Kommt den armen Heiden zu Hilfe. Es ist besser, sie mit Gewalt zu retten, als sie verderben zu lassen. Reißt aus den Heiligtümern die Zieraten heraus — mögen die Schätze Eure Schatzkammern bereichern! Der den Götzen opfert, möge mit den Wurzeln vom Erdboden vertilgt werden. Töte ihn, steinige ihn, wenn es auch Dein Sohn, Dein Bruder, die an Deiner Brust ruhende Gattin wäre."

Die Menge brüllte: „Tod, Tod den olympischen Göttern!"

Ein riesenhafter Mönch mit zerzausten, schwarzen Haaren, die durch den Schweiß an seine Stirn angebacken waren, schwang eine bronzene Axt über der Göttin und schien sich die Stelle, wo er sie treffen wollte, auszusuchen.

Eine Stimme rief ihm zu: „Auf den Bauch, auf den schamlosen Bauch!"

Der silberne Leib verbog sich unter den Axthieben des fanatischen Mönchs zur Mißgestalt; tiefe Schrammen verunzierten den Bauch der Mutter der Götter und der Menschen, der Ernährerin Demeter.

Ein alter Heide verhüllte sein Gesicht mit seinem Gewande, um diese Verhöhnung des Heiligen nicht mit ansehen zu müssen; er weinte und dachte, daß nun alles vorbei wäre, daß die Welt zugrunde gehen müsse; die Erde Demeters würde den Menschen kein Getreide mehr geben wollen.

Ein Einsiedler aus den Wüsten Mesopotamiens, mit dem Stab in der Hand und einem ausgehöhlten Kürbis als Trinkgeschirr, in groben, mit eisernen Nägeln beschlagenen Sandalen, kam zur Göttin herangeeilt.

Digitized by Google

„Vierzig Jahre lang habe ich mich nicht mehr gewaschen, um meine eigene Nacktheit nicht sehen zu müssen, um mich nicht verführen zu lassen. Wenn man aber zu Euch, Ihr Brüder, in die Stadt kommt, sieht man überall bloß die nackten Körper dieser verfluchten Götter und Göttinnen. Wie lange wollt Ihr Euch diese Verführungskünste des Teufels gefallen lassen? Überall befinden sich unreine Götzenbilder, in den Häusern, auf den Straßen, auf den Dächern, in den Badestuben, unter den Füßen, über den Köpfen. Pfui, pfui! Man kann nicht Ausspeien genug!"

Und mit dem Hasse gegen das Nackte, in dem zugleich der Schrecken vor der Sünde enthalten war, trat der Greis mit dem Fuße gegen die Brust der Kybele — diese nackte Brust, die ihm zu leben schien; er wollte sie mit den spitzen Nägeln seiner Sandalen zertreten und lallte, vor Wut seiner Sprache kaum mächtig,:

„Da hast Du eins — Du traurige, nackte Hure! Da, Du Buhlerin!"

Die Göttin bewahrte unter seinen Fußtritten ihr früheres, stilles, heiteres Lächeln. Die Menge suchte sie emporzuheben, um sie auf den Scheiterhaufen zu werfen. Ein betrunkener Handwerker, der aus dem Munde nach Knoblauch stank, spie ihr ins Gesicht.

Der Scheiterhaufen war riesig groß geworden von den Marktbuden, die durch das heidnische Opferwasser verunreinigt waren. Hoch über den Köpfen der Zuschauer flimmerten die Sterne durch den Rauch hindurch. Die Göttin wurde auf den Scheiterhaufen geworfen, damit ihr silberner Körper zerschmelze. Mit fast singendem Klange stieß die Bildsäule an die brennenden Balken.

„Eine Silberbarre im Wert von fünf Talenten!" rief eine Stimme. „Dreißigtausend kleine Silbermünzen. Die eine Hälfte schicken wir dem Kaiser zum Sold für seine Soldaten — die andere Hälfte den Hungernden. Kybele soll dem Volke doch wenigstens einen Nutzen bringen. Aus der Göttin dreißigtausend Silbermünzen für die Soldaten und die Bettler!"

„Mehr Holz, mehr Holz!"

Die Flammen schlugen heftiger empor, die Begeisterung der Menge wuchs.

„Passen wir auf, wie der Teufel aus ihr herausfliegen wird. Man sagt, in jedem Götzenbilde wohne ein Teufel, in denen der Göttinnen aber zwei, ja drei."

„Wenn sie zu schmelzen anfängt, wird es dem satanischen Verführer zu heiß, und er kommt aus dem unreinen Munde in Gestalt einer blutroten oder feurigen Schlange."

Digitized by Google

„Nein, man hätte sie zuerst bekreuzen sollen, sonst verkriecht er sich am Ende noch als Natter in die Erde. Vor zwei Jahren zerstörten sie einen Götzentempel der Aphrodite; jemand bespritzte die Göttin mit Weihwasser. Und was denkt Ihr wohl, was sich da ereignete? Aus dem Gewande kamen ganz kleine Teufel hervorgekrochen. Jawohl! Ich habe es selbst gesehen! Sie stanken wie die Pest, waren schwarz und zottig und piepsten wie die Mäuse. Als aber der Aphrodite das Haupt abgeschlagen worden war, kroch aus ihrem Halse der oberste Teufel heraus; er trug lange Hörner auf dem Kopfe, sein Schwanz hatte die Haare verloren und war kahl wie bei einem grindigen Hunde."

Jemand bemerkte ungläubig dazu: „Ich bestreite es nicht. Vielleicht habt Ihr die Teufel auch wirklich gesehen; als aber neulich in Gaza die Bildsäule des Zeus zerschlagen wurde, fand man in ihr keine Teufel, wohl aber so einen Unrat, daß man nicht darüber reden mag. Sein Äußeres war vornehm und furchterregend. In den Händen hielt er goldene Blitze; die ganze Gestalt war aus Elfenbein. Im Innern aber — welcher Gegensatz! — Spinngewebe, Ratten, Staub, verrostete Klammern, Hebel, stinkendes Pech und, der Teufel mag wissen, was noch für Dreck! Das sollen nun Götter sein!"

Blaß wie gebleichtes Linnen, mit erloschenen Augen, faßte Jamblichus Julian an der Hand und führte ihn zur Seite.

„Siehst Du die beiden da? Es sind Spione des Constantius. Dein Bruder Gallus ist schon unter Bewachung nach Konstantinopel geschickt worden. Sieh Dich vor! Bemerkt man Dich, dann erfolgt noch heute eine Anzeige."

„Was soll ich tun, Meister? Ich bin daran gewöhnt. Ich weiß, sie folgen mir seit langem nach."

„Seit langem? Warum hast Du es mir nicht gesagt?" Die Hand des Greises zitterte in der des Julian.

„Was die wohl miteinander zu tuscheln haben? Sollten das nicht Gottesverächter sein? — Heda, Alter, rühre Dich, schlepp' Holz herbei!" rief ihnen ein Zerlumpter zu, der sich wie ein Sieger vorkam.

Jamblichus flüsterte Julian zu:

„Verachten wir sie, und fügen wir uns. Bleibt sich nicht alles gleich? Die Torheit der Menschen kann die Götter nicht kränken."

Der Göttliche nahm aus der Hand eines Christen ein Holzscheit und warf es in den Scheiterhaufen. Julian traute seinen Augen nicht. Aber die Spione betrachteten ihn lächelnd, mit größter

Digitized by Google

Aufmerksamkeit. Schwäche, seine alte Gewohnheit zu heucheln, Geringschätzung seiner selbst und der Menschen, Schadenfreude ergriffen die Seele Julians. Er fühlte die auf sich gerichteten Blicke der Spione, trat an einen Holzstoß heran, suchte sich das größte Scheit heraus und warf es nach Jamblichus auf den Scheiterhaufen, auf dem der glühende Körper der Göttin schon zu schmelzen begann. Er sah, wie das geschmolzene Silber von ihrem Gesicht herabfloß, es schienen ihm Schweißtropfen des Todeskampfes zu sein; aber um die Lippen spielte nach wie vor ihr unbesiegbares, ruhiges Lächeln.

Neuntes Kapitel.

„Sieh Dir diese Menschen in den schwarzen Kleidern an, Julian. Es sind Schatten des Abends, des Todes. Bald wird es kein althergebrachtes weißes Gewand, kein im Sonnenschein leuchtendes Stück Marmor mehr geben .... Es ist zu Ende!"

So redete der junge Sophist Antoninus, der Sohn der ägyptischen Seherin Sosipatra und des Neuplatonikers Aedesius. Er stand mit Julian auf dem am Westabhange des Burgberges gelegenen, von der Sonne hell beschienenen und vom blauen Himmel überspannten großen Platze vor dem Altar in Pergamon. Am Unterbau desselben war die Gigantomachie, der Kampf der Götter mit den Giganten, dargestellt. Die Götter siegten; die Hufe der geflügelten Rosse zertraten die drachenschwänzigen Riesen.

Antoninus machte Julian auf dieses Bildwerk aufmerksam.

„Die Olympier haben die alten Götter besiegt; jetzt werden die neuen Götter die Olympier besiegen. Die Tempel werden Gräberstätten werden."

Antoninus war ein wohlgestalteter Jüngling — die Linien seines Körpers und Gesichtes erinnerten an den Apollo des Praxiteles; aber er litt bereits seit langen Jahren an einer unheilbaren Krankheit, die sein Gesicht von reinem griechischen Typus gelb und abgemagert gemacht hatte und ihm einen eigentümlichen Leidenszug verlieh — eine Krankheit, die seine Vorfahren nicht kannten.

„Nur um eins flehe ich die Götter an," fuhr Antoninus fort, „daß ich diese barbarische Nacht nicht mehr erleben möge, daß ich früher sterbe. Die Rhetoren, Sophisten, Gelehrten, Dichter, Künstler, die Freunde der hellenischen Weisheit sind — überflüssig — wir haben uns überlebt. Es ist zu Ende!"

Digitized by Google

„Wenn es aber doch nicht zu Ende wäre?“ sagte Julian leise, wie für sich.

„Nein, es ist zu Ende! Wir sind krank — viel zu schwach!“

Das Gesicht des neunzehnjährigen Julian erschien ebenso hager und blaß wie das des Antoninus; die hervorstehende Unterlippe verlieh ihm einen Zug mürrischen Hochmutes; die dichten Augenbrauen sträubten sich finster in die Höhe! an seiner häßlichen, allzu großen Nase traten frühe Runzeln hervor; seine Augen funkelten in trockenem, fieberhaftem Glanze. Er trug das Gewand der christlichen Novizen. Am Tage besuchte er nach wie vor die Kirchen, die Gräber der Märtyrer, las von der Kanzel die Heilige Schrift und bereitete sich zur Einkleidung als Mönch vor. Zuweilen erschien ihm sein ganzes Heucheln vergeblich — er kannte das Schicksal des Gallus und wußte, daß der Bruder dem Tode nicht entgehen könne. Er selbst lebte von Tag zu Tag, von Monat zu Monat in der Erwartung des sicheren Todes.

Die Nächte verbrachte er in der Bibliothek zu Pergamon, wo er die Werke des berühmten Christenfeindes, des griechischen Rhetorikers Libanios, studierte; er besuchte die Vorlesungen der griechischen Sophisten: Aedesius von Pergamon, Chrisantius von Sardes, Priscus von Theosprotien, Eusebius von Myndus, Prohaeresius und Nymphidianus. Sie sprachen zu ihm über das, was er bereits von Jamblichus gehört hatte: über die „Dreieinigkeit“ der Neuplatoniker, über das heilige Entzücken.

„Nein, das ist alles nicht das Rechte,“ dachte Julian, „sie verbergen mir das Wichtigste.“

Priscus, der dem Pythagoras nachahmte, hatte fünf Jahre lang geschwiegen; er aß weder Fleisch noch was von einem lebenden Tiere abstammte und bediente sich weder wollenen Stoffes noch lederner Sandalen. Der Stoff seiner Gewänder bestand aus pflanzlichen Erzeugnissen wie seine Nahrung. Er trug eine pythagoreische Chlamys aus schneeweißem Leinen, seine Sandalen waren aus Palmblättern verfertigt. „In unserem Zeitalter“, sagte er, „sind die Kunst zu schweigen und das Nachdenken, wie man am würdevollsten untergehen kann, die Hauptsache.“ Priscus erwartete mit Würde, alles andere verachtend, das, was er als Untergang ansah: den Sieg der Christen über die Hellenen. Der schlaue und vorsichtige Chrisantius dagegen erhob, wenn die Rede auf die Götter kam, seine Augen gen Himmel und versicherte, daß er es nicht wage, über sie zu reden, da er nichts von ihnen wüßte; was er früher gewußt hätte, habe er vergessen, und er riete jedem, es zu vergessen; von der Magie, von Wundern und Erscheinungen

Digitized by Google

wollte er überhaupt nichts hören, er erklärte sie für Betrug, der durch die Gesetze des römischen Reiches verboten wäre.

Julian aß schlecht, schlief wenig; sein Blut war durch die leidenschaftliche Ungeduld in Wallung geraten. Jeden Morgen, wenn er aufwachte, dachte er bei sich: „Vielleicht heute?"

Dem armen, eingeschüchterten Theurgen-Philosophen war er mit seinen Fragen über die Geheimnisse und Wunder lästig geworden. Einige machten sich lustig über ihn — besonders Chrisantius, der die Angewohnheit hatte, mit listigem Lächeln denjenigen Meinungen, die er selbst als die unsinnigsten erkannte, zuzustimmen.

Eines Tages erbarmte sich Aedesius, ein kluger, schüchterner und gutmütiger Greis, Julians und sagte zu ihm:

„Knabe, ich will in Frieden sterben. Du bist noch jung. Verlaß mich und wende Dich an meine Schüler; sie werden Dir alles offenbaren. Es gibt vieles, worüber zu reden wir uns fürchten. Wenn Du in alle Geheimnisse eingeweiht sein wirst, wirst Du Dich vielleicht schämen, nur als Mensch geboren, bis jetzt nur ein solcher geblieben zu sein."

Eusebius von Myndus, ein Schüler des Aedesius, ein verbitterter, neidischer Mensch, antwortete auf die Fragen Julians: „Es gibt kein Wunder mehr; warte auch nicht auf sie. Die Menschen sind den Göttern langweilig geworden. Die Magie ist Unsinn, und dumm sind die Leute, die an sie glauben. Wenn Du der Weisheit aber überdrüssig geworden bist und durchaus betrogen sein willst, so gehe zu Maximus. Er verachtet unsere Dialektik, er selbst aber . . . Übrigens mag ich über Freunde nichts Böses reden. Höre lieber zu, was sich kürzlich in einem unterirdischen Tempel der Hekate ereignet hat, in den uns Maximus, um uns seine Kunst zu zeigen, geführt hatte. Als wir eingetreten waren und der Göttin unsere Andacht erwiesen hatten, sagte er: ‚Setzt Euch — Ihr werdet ein Wunder sehen! Wir setzten uns. Er warf auf den Altar ein Weihrauchkorn und brummte dabei was in den Bart, wahrscheinlich eine Beschwörung. Wir sahen deutlich, wie die Bildsäule der Hekate lächelte. Maximus sagte: ‚Erschrecket nicht, Ihr werdet gleich sehen, wie sich die beiden Fackeln in den Händen der Göttin entzünden werden. Seht!' Er hatte noch nicht ausgeredet, als die Fackeln mit heller Flamme aufstrahlten."

„Ein Wunder war geschehen!" rief Julian.

„Ja, ja! Wir wurden so verwirrt, daß wir niederfielen und mit dem Gesicht die Erde berührten. Als ich aber den Tempel verließ, dachte ich: ‚Was ist das? Ist das, was Maximus tut,

Digitized by Google

der Weisheit würdig?' Lies Bücher, lies den Pythagoras, den Plato, den Porphyrius — da wirst Du Weisheit und Wahrheit finden. Ist die Reinigung der Seele durch die göttliche Dialektik nicht schöner als alle Wunder?"

Julian hörte nicht mehr zu, mit flammenden Augen sah er in das bleiche, gelbliche Gesicht des Eusebius und sagte, indem er die Schule verließ,:

„Bleibt mir mit Euren Büchern, Eurer Dialektik gewogen! Ich will Leben und Glauben! Gibt es denn einen Glauben ohne Wunder? Ich danke Dir, Eusebius. Du hast mir den Mann gewiesen, den ich lange suchte."

Der Sophist sah ihm mit giftigem, höhnischem Lächeln nach und rief hinter ihm her:

„Nun, Neffe Konstantins, Du hast Dich nicht allzu weit von Deinem Onkel entfernt. Sokrates brauchte keine Wunder, um zu glauben!"

Zehntes Kapitel.

Genau um Mitternacht legte Julian in der Vorhalle des Saales der Mysterien die Kleidung der Novizen ab, um von den „Mystagogen", Priestern, die in die Geheimnisse einweihten, in das Gewand der Hierophanten, den aus den feinsten Fasern des ägyptischen Papyrus gewebten Chiton, eingekleidet zu werden. In die Hand gab man ihm einen Palmenzweig; die Füße blieben bloß.

Er betrat einen langen, niedrigen Saal. Eine doppelte Reihe dicker Säulen aus Orichalcum, einer besonderen Art grünlichen Kupfers, stützte das Gewölbe; jede Säule stellte zwei ineinander verschlungene Schlangen dar. Zu ihren Füßen standen Räucherbecken auf feinen Fußgestellen, aus denen Flammen emporzüngelten; Wolken weißen Rauches erfüllten den Saal. Im Hintergrunde schimmerten zwei goldene, geflügelte assyrische Stiere; sie stützten einen prachtvollen Thron, auf dem wie ein Gott, in schwarzem, langem Gewande, das mit Gold gestickt und mit einer Fülle von Smaragden und Karfunkeln besetzt war, der oberste Hierophant: Maximus von Ephesus saß. Die langgedehnte Stimme eines Hierodulen verkündete den Anfang der Mysterien:

„Wenn in dieser Versammlung ein Gottloser, Christ oder Epikureer sich befindet, so gehe er hinaus!"

Julian war auf die Antworten vorbereitet und erwiderte:

„Die Christen mögen sich entfernen!"

Digitized by Google

Der Chor der Hierodulen, der im Dunklen verborgen war, fiel mit melancholischem Gesange ein:

„Hinaus! Hinaus! Die Christen mögen sich entfernen! Die Gottlosen mögen hinausgehen!"

Aus dem Dunkel traten vierundzwanzig nackte Jünglinge, in der Hand eines jeden blinkte ein silberner Cister, der der Sichel des zunehmenden Mondes glich. Die spitzen Enden der Sichel vereinigten sich zu einem Kreise, in dem feine Speichen angebracht waren, die bei der leisesten Berührung erklangen. Zu gleicher Zeit hoben die Jünglinge die Cister über ihre Köpfe empor und schlugen mit einförmiger, graziöser Bewegung der Finger diese querliegenden Stäbchen an, so daß sie in schwermütigen und schmachtenden Tönen erzitterten.

Maximus gab ein Zeichen.

Es trat jemand von hinten an Julian heran, verband ihm die Augen mit einem Tuche und sagte:

„Gehe vorwärts! Fürchte Dich nicht, weder vor dem Wasser noch vor dem Feuer, weder vor dem Geiste noch vor dem Fleische, fürchte weder das Leben noch den Tod!"

Man führte ihn vorwärts. Knarrend öffnete sich eine eiserne, eingerostete Tür, durch die man Julian hindurchtreten ließ. Dumpfe, atembeklemmende Kellerluft quoll ihm entgegen; unter seinen Füßen fühlte er schlüpfrige, steile Stufen. Er stieg eine endlos lange Treppe hinab; Totenstille herrschte; es roch schwammig und feucht. Es schien ihm, daß er sich tief unter der Erdoberfläche befinde. Die Treppe war zu Ende — ein schmaler Gang nahm ihn auf, dessen Wände er mit den Händen berühren konnte. Plötzlich fühlte er unter seinen bloßen Füßen Nässe. Es rauschte wie Wasserbäche; weitergehend fühlte er, daß das Wasser mit jedem Schritte tiefer wurde — jetzt erreichte es die Knöchel, die Knie, endlich die Hüften. Seine Zähne klapperten vor Frost, aber er ging weiter. Das Wasser stieg ihm bereits bis an die Brust. Er dachte: „Vielleicht ist es eine Falle! Will mich etwa Maximus, um Constantius zu gefallen, ermorden?" Dennoch schritt er vorwärts. Das Wasser fiel.

Plötzlich schlug ihm Gluthitze entgegen, wie aus einer Schmiede. Der Fußboden begann seine Füße zu sengen; es kam ihm vor, als nähere er sich einem riesigen, glühenden Ofen. Das Blut hämmerte ihm in den Schläfen, und zuweilen wurde es ihm so heiß, als ob ihm eine brennende Fackel oder ein glühendes Stück Eisen vor das Gesicht gehalten würde. Er ging weiter. Die Hitze wurde schwächer; aber ein durchdringender Gestank versetzte ihm den Atem. Er

Digitized by Google

stolperte über etwas Rundes — nun wieder und dann noch einmal; er erriet am Geruche, daß es Totenschädel und Gerippe seien.

Es war ihm, als ob jemand lautlos wie ein Schatten neben ihm herginge. Eine kalte Hand ergriff die seine. Er schrie auf. Dann griffen zwei Hände, denen, wie er fühlte, die Haut lose um die hervorstehenden Knochen hing, nach ihm und erfaßten seine Kleidung. In der Art und Weise, wie diese Hände seine Kleidung erfaßten, lag eine so zudringliche und widerwärtige Liebkosung, wie sie liederlichen Frauenzimmern eigen ist. Julian fühlte einen Atem an seiner Wange, der nach Verwesung und der Feuchtigkeit des Grabes roch. Plötzlich hörte er dicht an seinem Ohre ein rasches Geflüster, das wie das Rascheln fallender Blätter in einer Herbstnacht klang.

„Ich bin es, ich bin es, ich! Erkennst Du mich denn nicht? Ich — bin es!"

„Wer bist Du?" sagte er leise; sofort aber fiel ihm ein, daß er das Schweigegebot übertreten habe.

„Ich, ich! Soll ich Dir die Binde von den Augen nehmen? Dann wirst Du mich erkennen und sehen!"

Die knöchernen Finger berührten mit derselben widerwärtigen Zudringlichkeit wie vordem den Körper, das Gesicht, um ihm die Binde abzunehmen.

Todesschauer umfingen ihn, unwillkürlich, alter Gewohnheit folgend, bekreuzte er sich dreimal, wie er es in der Kindheit bei einem schrecklichen Traume getan hatte. Ein Donnerschlag erdröhnte, die Erde unter seinen Füßen schwankte; er hatte das Gefühl, daß er in einen Abgrund stürze, und verlor das Bewußtsein.

Als Julian wieder zu sich kam — er hatte keine Binde mehr vor den Augen — lag er auf weichen Kissen in einer großen, schwach erleuchteten Höhle. Man hielt ihm ein mit stärkenden Gerüchen durchtränktes Tuch vor die Nase. Gegenüber dem Lager Julians stand ein nackter, abgemagerter Mann von dunkelbrauner Hautfarbe; es war der indische Gymnosophist, der Gehilfe des Maximus. Er hielt über seinem Kopfe unbeweglich eine blitzende, kupferne, runde Scheibe. Jemand sagte zu Julian:

„Siehe!"

Julian richtete seine Blicke auf die Scheibe, die so glänzte, daß ihn die Augen schmerzten. Lange sah er darauf hin; die Umrisse der Gegenstände verschwammen wie im Nebel; eine angenehme, beruhigende Mattigkeit umfing ihn; es schien ihm, als ob die leuchtende Scheibe nicht mehr außerhalb, sondern in ihm erstrahle;

Digitized by Google

seine Augenlider senkten sich, auf den Lippen spielte ein müdes, gefügiges Lächeln; er gab sich dem Zauber des Lichtes hin. Jemand fuhr ihm einigemal streichelnd über den Kopf und fragte:

„Schläfst Du?"

„Ja."

„Sieh mir in die Augen!"

Julian schlug mit Anstrengung seine Lider auf und erblickte Maximus, der sich über ihn beugte.

Maximus war ein siebzigjähriger Greis; sein schneeweißer Bart reichte ihm fast bis zum Gürtel; die auf den Nacken herabfallenden Haare wiesen trotz ihrer weißen Farbe noch eine goldige Schattierung auf; Wangen und Stirn durchzogen tiefe, schöne Falten, die nicht von Leiden, sondern von Weisheit und Willenskraft zu zeugen schienen; seine feinen Lippen umspielte ein zweideutiges Lächeln, wie es sehr klugen, falschen und verführerischen Frauen zuweilen eigen ist. Am meisten aber gefielen Julian die unter den grauen, hervortretenden Brauen durchdringend und in einem eigenartigen Gemisch von Zärtlichkeit und gutmütigem Spott hervorblitzenden Augen des Greises.

„Willst Du den alten Titanen sehen?" fragte der Hierophant.

„Ich will es!" erwiderte Julian.

„Dann siehe!"

Der Zauberer wies auf den Hintergrund der Höhle, wo ein Dreifuß aus Orichalcum stand, von dem eine Wolke weißen Rauches aufstieg. Eine Stimme, dem Heulen des Sturmes gleich, ließ die ganze Höhle erdröhnen:

„Herakles, Herakles, befreie mich!"

Blauer Himmel schimmerte durch zerrissene Wolken. Julian lag mit starrem, blassen Gesicht auf seinem Lager; mit halbgeschlossenen Lidern blickte er auf die vor seinen Augen vorüberziehenden Bilder; es schien ihm, als ob er sie nicht selbst sähe, sondern ein anderer ihn heiße, sie zu sehen. Wie im Traume erblickte er Wolken über schneebedeckten Bergen; tief unten, wahrscheinlich in irgend einem Abgrunde, tobte das Meer. Er sah einen ungeheuren menschlichen Körper, Arme und Beine an den Felsen geschmiedet. Ein Geier hackte dem Titanen die Leber aus; schwarze Blutstropfen klebten an den Rippen; die Ketten klirrten; er wand sich vor Schmerzen und schrie, seinen Kopf erhebend und den starren, verzweiflungsvollen Blick auf Julian richtend:

„Befreie mich, Herakles!"

Digitized by Google

„Wer bist Du? Wen rufst Du?“ fragte Julian mit äußerster Anstrengung, wie ein Mensch, der im Schlafe spricht.

„Dich!“

„Ich bin ein armer Sterblicher.“

„Du bist mein Bruder — befreie mich!“

„Wer hat Dich aufs neue angeschmiedet?“

„Demütige, bescheidene Menschen, die ihren Feinden aus Feigheit verzeihen — Sklaven! Sklaven! Befreie mich!“

„Womit kann ich Dir helfen?“

„Werde mir gleich.“

Die Wolken wurden dunkler und zogen sich zusammen; in der Ferne rollte der Donner; es blitzte; der Geier flog krächzend empor, von seinem Schnabel tropfte Blut. Aber die Stimme des Titanen überdröhnte das Gewitter:

„Befreie mich, Herakles!“

Rauchwolken, die vom Dreifuß aufstiegen, verhüllten alles. Julian kam für einen Augenblick zum Bewußtsein zurück. Der Hierophant fragte ihn:

„Willst Du den Verstoßenen sehen?“

„Ich will es!“

„Dann siehe!“

Julian schloß seine Augen wieder halb und gab sich dem angenehmen Zauber des Schlafes hin. Im weißen Rauche tauchten die schwachen Umrisse eines Kopfes und zweier Riesenflügel auf; die Federn derselben hingen wie die Zweige einer Trauerweide herab, und ein bläulicher Schein zitterte auf ihnen. Eine entfernte, schwache Stimme, wie die eines sterbenden Freundes, rief:

„Julian, Julian, sage Dich in meinem Namen von Christo los!“

Julian schwieg. Maximus flüsterte ihm ins Ohr: „Wenn Du den mächtigen Engel sehen willst — so sage Dich los.“

Der Jüngling richtete sich entschlossen auf und rief: „Ich sage mich los!“

Über dem Haupte der Erscheinung glänzte durch den Nebel der Morgenstern, der Stern der Aurora. Und der Engel wiederholte:

„Julian, sage Dich in meinem Namen von Christo los!“

„Ich sage mich los!“

Und zum drittenmal rief der Engel mit lauter, siegesbewußter Stimme, die bereits näher klang: „Sage Dich los!“ Und zum drittenmal wiederholte Julian: „Ich sage mich los!“

Der Engel sprach: „Komme zu mir.“

„Wer bist Du?“

Digitized by Google

„Ich bin der Träger des Lichtes. Ich bin die Morgenröte. Ich bin der Morgenstern."

„Wie schön Du bist!"

„Werde mir gleich!"

„Wie traurig blicken Deine Augen!"

„Ich leide für alle Lebenden. Es lohnt sich nicht, geboren zu werden und zu sterben. Kommet zu mir! Ich bin — der Schatten, ich bin — die Ruhe, ich bin — die Freiheit."

„Wie nennen Dich die Menschen?"

„Den Bösen."

„Dich — den Bösen!?"

„Ich habe mich empört."

„Gegen wen?"

„Gegen Ihn, dem ich gleiche. Er wollte der Alleinherrscher sein — wir aber sind unser zwei."

„Laß mich Dir gleichen!"

„Empöre Dich wie ich. Ich werde Dir Kraft geben."

Der Engel verschwand. Ein Windstoß ließ die Flamme des Dreifußes aufflackern; sie schlug zur Erde und verbreitete sich auf derselben; ein neuer Windstoß warf den Dreifuß um, und die Flamme verlöschte; in der Finsternis erhob sich ein Stampfen, Heulen und Stöhnen, als ob ein unsichtbares, unzähliges Heer auf der Flucht vor dem Feinde durch die Luft flöge. Erschrocken warf sich Julian nieder, das Gesicht zur Erde geneigt; das lange, schwarze Gewand des Hierophanten flatterte im Winde über ihm.

„Fliehet, fliehet!" heulten unzählige Stimmen. „Die Pforten der Hölle öffnen sich! Er ist es, er ist es, der Sieger!"

Der Wind pfiff Julian um die Ohren. Legionen nach Legionen zogen über ihm dahin. Nach einem unterirdischen Donnerschlage trat plötzlich wieder Ruhe ein, und der himmlische Hauch einer milden Sommernacht umwehte ihn. Eine Stimme erscholl:

„Saul, Saul, was verfolgst Du mich?"

Julian schien es, als ob er diese Stimme einst in den weit zurückliegenden Tagen der Kindheit schon gehört habe. Dann ertönte es wieder, aber leiser und aus weiterer Ferne:

„Saul, Saul, was verfolgst Du mich?"

Die Stimme verhallte in noch größerer Entfernung, kaum wahrnehmbar: „Saul, Saul, was verfolgst Du mich?"

Als Julian wieder zur Besinnung gekommen war und sein Gesicht von der Erde erhoben hatte, bemerkte er, daß einer der Hierodulen eine Lampe anzündete; in seinem Kopfe schien sich alles zu drehen; er erinnerte sich aber an alles, was mit ihm

Digitized by Google

geschehen war, wie an einen Traum. Die Augen wurden ihm wieder verbunden, und man gab ihm gewürzten Wein zu trinken, wodurch er sich neu gestärkt fühlte; dann führte man ihn wieder nach oben, die Treppe hinauf; seine Hand ruhte in der des Maximus, und es schien ihm, als ob eine unsichtbare Gewalt ihn wie auf Flügeln emportrüge. Der Hierophant sagte: „Frage!“

„Hast Du ihn gerufen?“ sagte Julian.

„Nein. Wenn aber auf der Leier eine Saite ertönt — klingt auch eine andere: das Entgegengesetzte antwortet dem Entgegengesetzten.“

„Warum liegt so viel Macht in seinen Worten, wenn sie nur Lüge sind?“

„Sie sind Wahrheit.“

„Was sagst Du? Also sind die Worte des Titanen und des Engels Lügen?“

„Auch sie sind wahr.“

„Also zwei Wahrheiten?“

„Zwei.“

„Du willst mich verführen . . .“

„Nicht ich; aber die volle Wahrheit ist verführerisch und ungewohnt. Wenn Du Dich fürchtest, so schweige.“

„Ich fürchte mich nicht. Sage alles! Haben die Galiläer recht?“

„Ja.“

„Weshalb habe ich mich dann losgesagt?“

„Es gibt auch noch eine andere Wahrheit.“

„Eine höhere?“

„Nein, sie ist gleich der, von der Du Dich losgesagt hast.“

„Woran soll man denn glauben? Wo ist Gott?“

„Da und hier! Diene dem Ahriman, diene dem Ormuzd — wie Du willst, aber vergiß nicht: das Reich des Teufels gleicht dem Reiche Gottes.“

„Wohin soll ich mich nun wenden?“

„Wähle Dir einen der Wege und schreite ihn vorwärts, ohne Dich aufzuhalten.“

„Welchen?“

„Wenn Du an Ihn glaubst, so nimm Sein Kreuz auf Dich und folge Ihm, wie Er es befohlen hat. Sei demütig, kindlich, ein stummes Lamm in den Händen der Henker; flieh in die Wüste; gib Ihm Dein Fleisch, Deine Seele hin. — Leide und dulde! Das ist der eine Weg: die großen Märtyrer der Galiläer erreichen dieselbe Freiheit wie Prometheus und Luzifer.“

Digitized by Google

„Ich will ihn nicht.“

„Dann wähle den andern Weg: werde stark und frei; habe kein Mitleid, keine Liebe, keine Vergebung; empöre Dich und besiege alles; glaube nicht, sondern erkenne! Die Welt wird Dein sein und Du wirst dem Titanen und dem Engel der Morgenröte gleichen.“

„Ich kann nicht vergessen, daß in den Worten des Galiläers auch Wahrheit ruht; ich kann zwei Wahrheiten nicht fassen.“

„Wenn Du es nicht kannst — wirst Du allen andern gleichen. Dann ist es besser, unterzugehen. Aber Du kannst es. Wage es — Du wirst Cäsar Augustus werden.“

„Ich — Cäsar?“

„Du wirst über mehr gebieten als der Held Mazedoniens besessen hat.“

Julian fühlte, daß sie aus dem unterirdischen Raume heraustraten; ein frischer östlicher Seewind wehte ihnen entgegen; ohne es zu sehen, erriet er die Unendlichkeit des Meeres und des Himmels, die ihn umgaben.

Der Hierophant nahm ihm die Binde von den Augen. Sie standen auf einem hohen, aus Marmor erbauten Turme einer Sternwarte, die gleich den alten chaldäischen Türmen auf einem großen, abschüssigen Felsenvorsprung über dem Meere erbaut war. Zu ihren Füßen lagen die üppigen Gärten und Villen des Maximus, Schlösser, Säulengänge, die an die Kolonnaden von Persepolis erinnerten, weiter ab schimmerten aus dem Dunst der Ferne heraus Artemisium und das säulenreiche Ephesus hervor; noch weiter im Osten die Berge, hinter denen die Sonne aufgehen sollte. Im Westen, Süden und Norden breitete sich das unermeßliche, von einem Nebelschleier eingehüllte, dunkelblaue Meer aus; zitternd schien es den Sonnenaufgang zu erwarten. Sie standen so hoch, daß es Julian schwindlig wurde; er mußte sich auf den Arm seines Begleiters stützen.

Plötzlich erstrahlte die aufgehende Sonne über den Bergen, und vor ihrem blendenden Schein kniff Julian lächelnd die Augen zusammen. Sein weißes, geheiligtes Gewand nahm von dem Abglanz des Tagesgestirns erst einen hellrosa, dann einen blutroten Schein an.

Der Hierophant umschrieb mit der Hand den Horizont; er wies auf das Land und das Meer hin.

„Siehe, das ist alles Dein!“

„Kann ich es denn, Meister? Ich erwarte jeden Tag den Tod. Ich bin — schwach und krank.“

Digitized by Google

„Die Sonne — Gott Mithra krönt Dich mit seinem Purpur. Es ist der Purpur des Cäsars! Alles ist Dein. Wage es nur!“

„Was soll ich damit, wenn es nicht eine einige Wahrheit — wenn es den Gott nicht gibt, den ich suche?“

„Finde ihn! Vereinige, wenn Du es kannst, die Wahrheit des Titanen mit der des Galiläers, und Du wirst größer werden als alle von irdischen Frauen Geborenen.“

Maximus von Ephesus besaß eine wunderbare Bibliothek, ruhige Marmorhallen, die mit wissenschaftlichen Instrumenten angefüllt waren, und geräumige Anatomiesäle.

In einem dieser Säle sezierte Oribasius, ein junger Gelehrter der alexandrinischen Schule, gemeinsam mit dem Theurgen ein seltenes Tier, das dem Maximus aus Indien zugeschickt worden war. Der Saal war rund, ohne Fenster, mit Oberlicht, nach dem Muster ähnlicher Säle im alexandrinischen Museum gebaut. Ringsumher standen kupferne Geschirre, Feuerbecken, mathematische Geräte nach Eolipius und Archimedes, die sogenannte Feuermaschine des Ktesibius und des Heron. In der Stille der angrenzenden Bibliothek fielen die gleichmäßigen Tropfen der von Apollonius erfundenen Wasseruhr, es standen dort Globen, kupferne geographische Karten, Zeichnungen der Himmelssphären des Hipparchus und Eratosthenes. Die Freunde nahmen eine Vivisektion nach der Vorschrift des berühmten Anatomen Herophilus vor; in dem gleichmäßigen Lichte, das durch den runden Dachausschnitt fiel, betrachtete der in das einfache Gewand eines Philosophen gekleidete Maximus neugierig die noch warmen Eingeweide des Tieres, die auf einem breiten Marmortische ausgebreitet waren; seine kleinen, flinken Augen funkelten unter den dichten Brauen in ihrem gewohnten, durchdringenden Glanze. Oribasius beugte sich über den Tisch, untersuchte die eben herausgenommene Leber und sagte:

„Wie kann der Philosoph Maximus an Wunder glauben?“

„Ich glaube, und ich glaube nicht daran. Ist denn die Natur, die wir erforschen, nicht das größte aller Wunder? Sind diese feinen Blutgefäße, die zarten Nerven, die vollendete Zusammenstellung der inneren Organe, die wir hier wie die Auguren betrachten, nicht auch ein Wunder, ein großes Geheimnis?“

„Du weißt, was ich meine“, entgegnete Oribasius. „Warum täuschest Du den armen Knaben?“

Digitized by Google

„Julian?“

„Ja.“

„Er selbst will getäuscht sein.“

„Die starken Augenbrauen des jungen Arztes, die seinem Gesicht den Ausdruck des Eigensinns verliehen, zogen sich finster zusammen.

„Meister, wenn Du mich lieb hast, so sage mir, wer Du bist. Wie kannst Du diese Lüge ertragen? Weiß ich denn nicht, was die Magie ist? Ihr befestigt an der Decke eines dunkeln Zimmers die leuchtende Schuppenhaut eines Fisches, und der Schüler, den ihr in die Mysterien einweiht, glaubt, es wäre der gestirnte Himmel, der zu ihm auf das Geheiß des Hierophanten herniedersteigt. Ihr formt aus Leder und Wachs einen Totenkopf, befestigt an ihm die Schlundröhre eines Storches, ruft aus einer Versenkung durch diese Röhre dem Schüler Eure Prophezeiungen zu, und dieser glaubt, daß der Schädel ihm die Geheimnisse des Todes offenbart. Wenn es aber an der Zeit ist, daß der Totenkopf verschwinde, dann bringt Ihr ein Kohlenbecken in seine Nähe — das Wachs schmilzt, und der Schädel zerfällt. Aus einer Laterne werft Ihr durch bunte Gläser Spiegelbilder auf weißen Rauch, und der Schüler bildet sich ein, er sähe Göttererscheinungen. Durch ein Wasserbecken mit steinernen Wänden und einem Glasboden zeigt Ihr ihm den lebenden Apollo — einen verkleideten Sklaven, die lebende Aphrodite — eine verkleidete Dirne. Und das nennt Ihr heilige Mysterien!“

Auf den Lippen des Hierophanten spielte sein vielsagendes Lächeln.

„Unsere Mysterien sind tiefer und schöner, als Du denkst, Oribasius. Der Mensch will in Entzücken geraten, demjenigen, der daran glaubt, ist die Dirne die wirkliche Aphrodite, die Fischhaut der wirkliche besternte Himmel. Du sagst, die Menschen beteten die Erscheinungen an, die durch eine Öllampe und buntgefärbte Gläser hervorgebracht werden, und weinten über sie. Oribasius! Oribasius! Ist denn die Natur, über die Deine Weisheit staunt, nicht ein durch ebenso trügerische Eindrücke hervorgerufenes Trugbild wie die Bilder der Laterne des persischen Magiers? Wo ist die Wahrheit, wo beginnt die Lüge? Du glaubst und weißt — ich will nicht glauben, kann nicht wissen!“

„Meinst Du, daß Julian Dir dankbar sein würde, wenn er wüßte, daß Du ihn täuschest?“

„Julian hat das gesehen, was er sehen wollte und sehen mußte. Ich habe ihm die Verzückung, ich habe ihm Glauben und

Digitized by Google

Lebenskraft verliehen. Du sagst, ich hätte ihn getäuscht? Wenn es nötig gewesen wäre, hätte ich ihn vielleicht auch getäuscht und verführt. — Ich liebe ihn. Ich verlasse ihn nicht, solange der Tod uns nicht scheidet. Ich mache ihn groß und frei."

Maximus sah Oribasius mit seinen durchdringenden Augen an. Ein Sonnenstrahl fiel auf den weißen Bart und die weißen, herabhängenden Brauen des Greises; sie funkelten wie Silber; die Runzeln auf der Stirn wurden tiefer und dunkler; auf seinen feinen Lippen aber spielte jenes zweideutige Lächeln, verführerisch wie bei Frauen — — —

Elftes Kapitel.

Julian besuchte seinen unglücklichen Bruder auf der Durchreise durch Konstantinopel. Er fand ihn umgeben von verräterischen Würdenträgern des Constantius, die sorgfältigst jeden seiner Schritte bewachten. Der schlaue, höfische und geckenhafte Quästor Leontius befand sich unter ihnen, bekannt durch seine Kunst, an Türen zu horchen und Sklaven auszuforschen; auch der Tribun der Schildträger, der schweigsame Barbar Bainobandes, der einem verkleideten Henker glich; der würdige Zeremonienmeister des Kaisers, der comes domesticorum, Lucilianus und endlich derselbe Scudilo, der als ehemaliger Kriegstribun in Cäsarea in Kappadokien die Brüder in Macellum aufheben wollte und jetzt durch Protektion alter Weiber eine Stellung am Hofe erhalten hatte.

Gallus war gesund, heiter und leichtsinnig wie immer und bewirtete Julian mit einem vorzüglichen Abendessen. Besonders rühmte er einen fetten kolchischen Fasan, der mit frischen thebanischen Feigen gefüllt war. Er freute sich wie ein Kind und erinnerte sich an Macellum. Plötzlich fragte Julian den Bruder nach dessen Frau, Konstantina. Gallus' Gesicht verzog sich; er ließ die Hand, die ein weißes, saftiges Stück Fasan zum Munde führte, wieder sinken, und seine Augen füllten sich mit Tränen.

„Weißt Du es denn nicht, Julian? Auf der Reise zum Kaiser — sie fuhr hin, um mich zu rechtfertigen — ist sie in Kaenos Gallikanos in Bithynien an einem bösartigen Fieber gestorben. Zwei Nächte habe ich durchweint, als ich ihren Tod erfahren hatte."

Erregt sah er nach der Tür, beugte sich über Julian und flüsterte ihm ins Ohr:

„Seit jenem Tage ist mir alles gleichgültig. Sie, allein konnte mich retten. Es war eine bedeutende Frau! Nein, Julian,

Digitized by Google

Du ahnst nicht, was das für eine Frau war! Ohne sie bin ich verloren. Ich kann nichts — ich verstehe nichts, die Hände sinken mir in den Schoß. Sie machen mit mir, was sie wollen."

Er leerte mit einem Zuge einen Becher ungemischten Weins. Julian erinnerte sich Konstantinas, einer nicht mehr jungen Witwe, der Schwester des Constantius, die der böse Genius des Bruders gewesen war, gedachte der unzähligen sinnlosen Verbrechen, die sie ihm aufgezwungen, oftmals nur um irgendeiner teuren Kleinigkeit, eines versprochenen Ohrgehänges oder dergleichen willen, und fragte den Bruder neugierig, worauf wohl die Macht, die diese Frau über ihn ausgeübt, beruht habe:

„War sie hübsch?"

„Hast Du sie denn nie gesehen? Nein, sie war nicht hübsch, vielmehr häßlich. Dunkel, blatternarbig, klein von Wuchs; schlechte Zähne; sie vermied es deshalb auch stets, zu lachen. Man sagte, sie wäre mir untreu gewesen, liefe nachts verkleidet, wie einst Messalina, in die Stallungen des Hippodroms zu den jungen Stallknechten. Was ging das mich an? Bin ich ihr denn treu gewesen? Sie hinderte mich nicht, zu leben, ich sie nicht. Man sagt, sie wäre grausam gewesen. Ja, sie verstand zu regieren. Sie konnte die Verfasser der Gassenhauer nicht leiden, in denen diese Spitzbuben ihr ihre schlechte Erziehung vorwarfen und sie mit einer verkleideten Küchenmagd verglichen. Sie verstand, sich zu rächen. Aber welch ein Verstand, welch ein Verstand, Julian! Ich war geborgen wie hinter einer steinernen Mauer. Nun, wir haben auch gelebt, uns vergnügt . . ."

Durch die Erinnerungen heiter gestimmt, fuhr er mit der Spitze seiner Zunge über die noch vom Weine feuchten Lippen.

„Ja, man kann wohl sagen, wir haben lustig gelebt", schloß er dann stolz seine Rede.

Als Julian zur Zusammenkunft mit seinem Bruder ging, dachte er, in ihm Reue zu erwecken, und hatte sich auf eine Rede im Stile des Libanios gegen die Tyrannen vorbereitet. Er hatte erwartet, einen Menschen zu sehen, der von der Geißel der Nemesis getroffen wäre, aber nicht das ruhige, rosige und fette Gesicht eines hübschen Athleten. Julian erstarben die Worte auf den Lippen. Ohne Abscheu und ohne Haß zwar, aber mitleidig sah er auf dieses „gutmütige Tier", wie er seinen Bruder im Geiste nannte, und dachte, daß eine Sittenpredigt hier ebensowenig angebracht wäre wie bei einem gemästeten Hengste. Flüsternd fragte er nur den Bruder, indem er sich dabei vorsichtig nach der Tür umsah:

Digitized by Google

„Warum reiſeſt Du nach Mediolanum? Oder weißt Du nicht . . . . .?"

„Sprich nicht davon. Ich weiß alles. Umkehren kann ich nicht. Es iſt zu ſpät!" Er zeigte auf ſeinen weißen Hals. „Eine Todesſchlinge — verſtehſt Du mich? Er zieht ſie langſam zuſammen. Er würde mich aus dem Innerſten der Erde hervorholen, Julian. Darüber zu reden, verlohnt ſich nicht. Es iſt vorbei. Wir haben luſtig gelebt, jetzt iſt es zu Ende!"

„Du haſt doch noch zwei Legionen in Antiochien?"

„Nicht eine. Er hat mir nach und nach meine beſten Soldaten genommen — zu meinem eigenen Beſten, wie Du ſiehſt . . . alles zu meinem Beſten! Wie ſorgt er ſich, wie grämt er ſich um mich, wie ſehnt er ſich nach meinen Ratſchlägen! Julian — es iſt ein ſchrecklicher Menſch! Du weißt es noch nicht, und Gott bewahre Dich davor, es kennen zu lernen, wie ſchrecklich dieſer Menſch iſt. Er ſieht alles, hört alles, auch fünf Fuß unter der Erde. Er kennt meine geheimſten Gedanken — ſelbſt die, von denen das Kopfende meines Bettes nichts weiß. Er durchſchaut auch Dich. Ich fürchte mich vor ihm, Bruder!"

„Kannſt Du nicht fliehen?"

„Leiſer, leiſer. Wo denkſt Du hin!" Knabenhafte Angſt drückte ſich auf dem trägen Geſicht des Gallus aus. „Nein, es iſt zu Ende. Ich bin jetzt wie ein Fiſch an der Angel; er zieht vorſichtig daran, damit die Schnur nicht reiße. Ein Cäſar, wer es auch ſei, iſt doch immer ziemlich ſchwer! Er weiß, ich reiße mich vom Haken nicht los; früher oder ſpäter zieht er mich doch heraus. Ich ſehe — wie ſollte ich es auch nicht! — daß es eine Falle iſt, und doch gehe ich aus Angſt hinein. Alle die ſechs Jahre, ja noch länger, ſolange ich mich erinnern kann, lebe ich in Todesangſt. Es iſt genug! Ich habe gelebt und geliebt, das genügt! Bruder, er wird mich abſchlachten wie ein Koch das Huhn. Zuerſt aber wird er mich mit ſchlauen Gnadenbeweiſen abquälen. Es wäre beſſer, er mordete mich bald."

Plötzlich funkelten ſeine Augen, indem er fortfuhr:

„Wenn ſie hier bei mir wäre, Du kannſt es glauben, Bruder, ſie würde mich retten, unbedingt retten. Deshalb ſage ich: ſie war eine bedeutende, ungewöhnliche Frau!"

Der Tribun Scudilo betrat das Triclinium und verkündete mit kriecheriſcher Verbeugung, daß am nächſten Tage zu Ehren des Cäſars in dem Hippodrom Konſtantinopels Wettrennen ſtattfänden, an denen ſich der berühmte Reiter Korax beteiligen würde. Gallus freute ſich wie ein Kind. Er befahl, einen Lorbeerkranz bereit-

Digitized by Google

zuhalten, um ihn seinem Lieblinge Korax im Fall des Sieges eigenhändig vor allem Volke aufzusetzen. Die Unterhaltung bewegte sich fortan nur noch in Gesprächen über Pferde, Rennen und die Gewandtheit der Reiter.

Gallus trank viel; seine Angst war verschwunden; sein Lachen klang aufrichtig und leichtsinnig, wie bei einem gesunden Menschen mit ruhigem Gewissen. Nur im letzten Augenblicke, als er sich von Julian verabschiedete, schloß er den Bruder weinend in seine Arme; seine blauen Augen verzogen sich hilflos.

„Gott schütze Dich, Gott schütze Dich!“ lallte er in allzugroßer Zärtlichkeit, wohl infolge des Weingenusses. „Ich weiß, Du allein außer Konstantina hast mich geliebt.“

Dann flüsterte er Julian ins Ohr:

„Du wirst glücklicher werden als ich; Du verstehst Dich zu verstellen. Ich habe Dich immer darum beneidet. — Nun, Gott behüte Dich!“

Julian bemitleidete den Bruder; er sah ein, daß ein Entkommen von der Angel nicht mehr möglich war.

Am nächsten Tage verließ Gallus unter derselben Bedeckung Konstantinopel. Unweit des Stadttores begegnete ihm Taurus, der für Armenien neuernannte Quästor. Taurus, ein Emporkömmling vom Hofe, sah ihn frech an und grüßte ihn nicht. Unterdessen trafen vom Kaiser Briefe über Briefe ein.

Von Adrianopel ab gewährte man Gallus nur noch zehn Wagen der kaiserlichen Post; sein ganzes Gepäck, seine Dienerschaft, außer zwei bis drei Kammerdienern und dem Mundschenk, mußte er zurücklassen. Es war tief im Herbst; die Wege waren von dem unaufhörlichen Regenwetter verdorben. Man trieb den Cäsar zur Eile; man gewährte ihm keine Zeit zur Erholung, zum Ausschlafen; zwei Wochen schon hatte er kein Bad genommen. Eine der unerträglichsten Qualen war ihm der ungewohnte Schmutz. Sein ganzes Leben lang war er um seinen gesunden, gepflegten Körper besorgt; traurig betrachtete er jetzt seine schmutzigen, unbeschnittenen Nägel, seinen kaiserlichen Purpurmantel, an dem der Staub und der Schmutz der Landstraßen klebten.

Scudilo verließ ihn nicht einen Augenblick. Gallus hatte alle Ursache, diesen allzu dienstfertigen Reisegefährten zu fürchten. Als der Tribun im Auftrage des Kaisers eben nach Antiochien gekommen war, hatte er durch eine unvorsichtige Äußerung die Frau des Cäsars, Konstantina, beleidigt; ein plötzlicher, fast wahnsinniger Wutanfall, der öfters bei ihr vorkam, hatte sie erfaßt; man erzählte,

Digitized by Google

Konstantina habe befohlen, den Gesandten des Kaisers körperlich zu züchtigen und ihn ins Gefängnis zu werfen; viele zweifelten aber daran, daß selbst die jähzornige Gemahlin des Cäsars zu einer solchen Majestätsbeleidigung in der Person des römischen Tribunen fähig gewesen wäre. Jedenfalls besann sich Konstantina bald eines Besseren und entließ Scudilo aus dem Gefängnis. Er erschien wieder am Hofe des Cäsars und gab sich den Anschein, als ob nichts vorgefallen wäre; er benutzte dabei den Umstand, daß niemand etwas Sicheres wußte. Er berichtete es nicht einmal nach Mediolanum, sondern „verschluckte", nach den Worten seiner Widersacher, „schweigend die ihm angetane Kränkung". Vielleicht fürchtete der Tribun, daß Gerüchte über seine schimpfliche Bestrafung ihm in seinem Fortkommen bei Hofe schaden könnten.

Während der ganzen Reise von Antiochien nach Mediolanum fuhr Scudilo in einem Wagen mit dem Cäsar; er entfernte sich keinen Schritt von ihm, zeigte sich in sklavischer Weise um ihn besorgt, suchte ihn nach Möglichkeit aufzuheitern und ließ ihn keinen Augenblick in Ruhe; er behandelte ihn wie ein eigensinniges, krankes Kind, das er, Scudilo, zu lieb hätte, um es verlassen zu können.

An den besonders gefährlichen Flußübergängen, auf den holprigen Faschinendämmen der illyrischen Sümpfe umfaßte er mit zärtlicher Sorgfalt den Körper des Cäsars. Machte dieser den Versuch, sich zu befreien, dann umfaßte er ihn noch fester und zärtlicher und beteuerte, eher sterben zu wollen, als ein so teures Leben der geringsten Gefahr auszusetzen.

Der Tribun besaß einen eigentümlichen, nachdenklichen Blick, mit dem er spöttisch lächelnd oft im geheimen auf den mädchenhaft weißen und weichen Hals des Gallus sah. Der Cäsar fühlte diesen Blick auf sich ruhen, es wurde ihm peinlich, und er wendete sich um. In solchen Augenblicken hätte er den zärtlichen Tribun am liebsten geohrfeigt; aber der arme Gefangene besann sich eines Besseren und bat nur mit kläglicher Stimme um kurzen Aufenthalt, um einen Imbiß nehmen zu können. Speise und Trank mundeten ihm nach wie vor.

In Pettau an der Drau nahmen ihn die Comites Barbatio und Apodemius mit einer Kohorte der Leibwache des Kaisers in Empfang.

Nun wurde die Larve abgenommen; das Schloß des Gallus wurde nachts wie ein Gefängnis mit Wachen umstellt. Als abends Barbatio zum Cäsar, ohne ihn weiter zu begrüßen, gekommen war, befahl er ihm die kaiserliche Chlamys abzulegen und sich mit der

Digitized by Google

einfachen Tunika und dem Paludamentum zu bekleiden. Scudilo erwies sich hierbei sehr diensteifrig und nahm dem Gallus die Chlamys so eilig von den Schultern, daß sie zerriß.

Am anderen Morgen setzte man den Gefangenen auf einen hölzernen, zweirädrigen Postwagen, eine sogenannte „Carpenta", wie sie die niederen Beamten auf ihren Dienstreisen zu benutzen pflegten. Die Carpenta hatte kein Verdeck, gewährte also nicht den geringsten Schutz gegen die Unbilden des Wetters; ein durchdringender Wind wehte, und nasser Schnee fiel herab. Scudilo umarmte seiner Gewohnheit nach den Körper des Gallus, mit der anderen Hand befühlte er das neue Gewand.

„Eine schöne Kleidung, flockig und warm. Meiner Ansicht nach viel besser als der Purpur. Purpur wärmt nicht. Bei dieser ist das Futter aber aus weicher Wolle."

Als ob er das Unterfutter untersuchen wollte, fuhr er mit der Hand in die Tunika und zog lächelnd einen Dolch heraus, den in seiner Tunika zu verbergen Gallus bis jetzt gelungen war.

„Das ist nicht schön", sagte Scudilo mit freundlichem Ernste. „Man kann sich aus Versehen leicht damit verletzen. Das ist kein Spielzeug!"

Er warf den Dolch auf die Straße. Des Cäsars bemächtigte sich eine grenzenlose Abspannung und Schwäche; er schloß die Augen und fühlte, wie Scudilo ihn wieder zärtlich umfaßte; Gallus war es, als ob ihn ein widerwärtiger Traum umfangen hielt.

So gelangten sie nach Flanona bei Pola in Istrien am Adriatischen Meere. In dieser Stadt war einige Jahre zuvor ein blutiges Verbrechen verübt worden — der Mord an Crispus, dem jungen, edlen Sohne Konstantins des Großen.

Die Stadt, ein entlegener Winkel, war fast nur von Soldaten bevölkert. Kasernen im Stile der diokletianischen Zeit reihten sich endlos aneinander. Auf den Dächern lag Schnee, und der Wind heulte durch die einsamen Straßen; das Meer brauste.

Gallus wurde in eine der Kasernen gebracht. Man setzte ihn einem Fenster gegenüber, damit das blendende Winterlicht ihm gerade in die Augen fiele. Der geschickteste Spion des Kaisers, der Oberkämmerer Eusebius, ein kleiner, runzliger, liebenswürdiger Greis mit leiser, einschmeichelnder Stimme, wie die eines Beichtvaters, begann, sich die Hände vor Kälte reibend, das Verhör. Gallus war zu Tode erschöpft, er sagte alles aus, was Eusebius wollte; aber bei dem Worte „Hochverrat" erblaßte er und sprang auf.

Digitized by Google

„Nicht ich, nicht ich!" lallte er dumm und hilflos. „Das war Konstantina. Alles hat Konstantina befohlen; ohne sie hätte ich nichts getan. Sie forderte den Tod von Theophilus, Clematius, Domitian, Montius und den anderen. Gott ist mein Zeuge, ich bin unschuldig daran! Sie sagte mir nichts davon. Ich wußte es nicht einmal."

Eusebius sah ihn mit leisem Lächeln an.

„Es ist gut," sagte er, „ich werde dem Kaiser berichten, daß die eigene Schwester des Constantius, die Gemahlin des ehemaligen Cäsars, an allem schuld sei. Das Verhör ist beendet. Führt ihn fort!" befahl er den Legionären.

In kurzer Zeit traf das vom Kaiser Constantius gefällte Todesurteil ein; er hatte es als persönliche Beleidigung aufgefaßt, daß die Schuld an allen in Antiochien verübten Morden auf seine verstorbene Schwester gewälzt werden sollte.

Als dem Cäsar das Todesurteil verkündet wurde, verlor er die Besinnung und fiel in die Arme der Soldaten. Der Unglückliche hatte bis zum letzten Augenblicke auf Begnadigung gehofft. Auch jetzt glaubte er noch, man würde ihm wenigstens einige Tage, einige Stunden gewähren, um sich zum Tode vorzubereiten. Aber es liefen Gerüchte herum, daß die thebanische Legion meutere und Gallus befreien wolle. Er wurde daher sofort zur Hinrichtung geführt.

Es war frühmorgens. Nachts hatte es geschneit, und eine weiße Decke lag auf dem klebrigen Schmutze. Die kalte, bleiche Sonne beschien den Schnee; der blendende Widerschein fiel auf die weißgetünchten Wände des Saales in der Kaserne, in den Gallus geführt worden war.

Den Soldaten traute man nicht; fast alle liebten und bemitleideten den jugendschönen Cäsar; zum Henker berief man einen Fleischer, der schon etliche Male auf dem Marktplatze zu Pola istrische Diebe und Räuber enthauptet hatte. Der Barbar verstand nicht, mit dem römischen Schwerte umzugehen, und brachte sein breites, zweischneidiges Beil mit, mit dem er sonst die Schweine und Hammel abschlachtete. Das Gesicht des Fleischers war stumpfsinnig und verschlafen; er war ein Slawe. Man verheimlichte ihm, daß der Verurteilte der Cäsar sei, und er glaubte daher, es handelte sich nur um die Hinrichtung eines Diebes.

Gallus war kurz vor dem Tode mild und ruhig geworden. Lächelnd gestattete er, mit ihm zu machen, was man wollte; es war ihm, als wäre er wieder ein kleines Kind. In seiner Kindheit widersetzte er sich auch anfänglich und weinte, wenn man ihn mit Gewalt in ein warmes Bad brachte und wusch; nachdem er sich

Digitized by Google

aber gefügt, fand er es angenehm. Als der Fleischer aber die breite Schneide des Beiles auf dem feuchten Schleifsteine hin und her zog, erzitterte er am ganzen Leibe. Man führte ihn ins Nebengemach; hier rasierte ihm der Barbier sorgfältigst alle die weichen, blonden Locken ab, die der Schmuck und der Stolz des jungen Cäsars gewesen waren. Als er aus dem Zimmer des Barbiers heraustrat, befand er sich einen Augenblick allein Auge in Auge dem Tribunen Scudilo gegenüber. Plötzlich stürzte er zu Füßen seines schlimmsten Feindes.

„Rette mich, Scudilo! Ich weiß, Du kannst es! Heute nacht erhielt ich einen Brief von den Soldaten der thebanischen Legion. Laß mich ein Wort zu ihnen reden; sie werden mich befreien. In der Schatzkammer des mysischen Tempels liegen mir allein gehörige dreißig Talente Gold. Niemand weiß davon. Ich gebe sie Dir. Ich gebe Dir noch weit mehr! Die Soldaten lieben mich. Ich mache Dich zu meinem Freund, Bruder, Mitregenten und Cäsar!“

Er umfaßte seine Knie, vor Hoffnung ganz verwirrt. Plötzlich zuckte Scudilo zusammen; er fühlte die Lippen des Cäsars auf seiner Hand. Der Tribun erwiderte kein Wort, er entzog ihm langsam seine Hand und sah ihm hohnlächelnd ins Gesicht.

Man befahl Gallus, sich zu entkleiden. Er wollte die Sandalen nicht abbinden, seine Füße waren zu schmutzig. Als er fast nackt war, begann der Fleischer, ihm die Hände auf den Rücken zu binden, wie er es bei Dieben zu tun gewohnt war. Scudilo beeilte sich, dabei zu helfen. Als Gallus aber sich von dessen Fingern berührt fühlte, geriet er in wahnsinnige Wut; er entwand sich den Händen des Henkers, erfaßte mit beiden Händen den Hals des Tribunen und begann ihn zu würgen; nackt und groß, glich er einem jungen, starken und furchtbaren Tiere. Man ergriff ihn von hinten, riß ihn vom Tribunen los und fesselte ihn an Händen und Füßen.

In diesem Augenblick erscholl unten im Hofe der Kaserne der Ruf der Soldaten der thebanischen Legion: „Heil dem Cäsar Gallus!“

Die Mörder beeilten sich. Man schleppte einen großen Holzklotz oder Trog als Richtblock herbei und zwang Gallus, niederzuknien. Barbatio, Bainobandes und Apodemius hielten ihn an Händen, Füßen und Schultern; Scudilo beugte ihm den Kopf über den Block. Mit wollüstigem Lächeln stemmte er seine Hände auf diesen sich vergeblich sträubenden Kopf, fühlte er mit den vor Erregung eiskalt gewordenen Fingern die glatte, von der Seife

Digitized by Google

des Barbiers noch feuchte Haut und blickte mit Entzücken auf den weißen, mädchenhaften, fleischigen Hals.

Der Fleischer war ein ungeschickter Henker; er ließ das Beil niedersausen, berührte aber kaum den Hals. Der Schlag war fehlgegangen. Er erhob zum zweitenmal das Beil und schrie Scudilo an: „Nicht so . . . mehr rechts! Halte den Kopf mehr nach rechts hin!"

Gallus fuhr zusammen und brüllte mit einer nicht mehr menschenähnlichen Stimme wie ein Stier auf dem Schlachthofe, den man nicht mit einem Schlage zu töten verstanden hat.

Immer näher und deutlicher erklang der Ruf der Soldaten: „Heil dem Cäsar Gallus!"

Der Fleischer erhob sein Beil hoch in die Luft und schlug zu. Heißes Blut spritzte auf die Hände Scudilos. Der Kopf rollte auf den steinernen Fußboden hinab.

In diesem Augenblicke drangen die Legionäre herein. Barbatio, Apodemius und der Tribun der Schildträger stürzten einem andern Ausgange zu.

Der Henker blieb wie versteinert stehen. Scudilo flüsterte ihm noch zu, er möge den Kopf des hingerichteten Cäsars beseitigen; die Legionäre würden den kopflosen Rumpf nicht erkennen, im andern Falle würden sie sie alle in Stücke zerreißen.

„Also war es kein Dieb?" lallte der erstaunte Henker.

Der glattrasierte Kopf gab keinen Anhalt zum Anfassen; der Fleischer nahm ihn zuerst unter den Arm, das war aber unbequem; er steckte nun seinen Finger in den Mund des Gallus und trug so das Haupt desjenigen heraus, auf dessen Wink einst so viele Menschenköpfe gefallen waren.

Als Julian den Tod des Bruders erfuhr, dachte er: „Jetzt kommt die Reihe an Dich!"

Zwölftes Kapitel.

In Athen sollte Julian seine Gelübde ablegen — Mönch werden.

Es war ein Frühlingsmorgen; die Sonne war noch nicht aufgegangen. Er hatte der Frühmesse beigewohnt und war gleich nach dem Gottesdienste einige Stadien weit an dem mit Platanen und wildem Wein bewachsenen Ufer des Ilissos hingegangen. Er hatte unweit Athens einen einsamen Platz an dem Ufer des Flusses entdeckt, der auf dem steinigen Boden seines Bettes wie

Digitized by Google

Seide rauschte. Von hier konnte er durch den Frühnebel hindurch die rot erleuchteten Felsen der Akropolis und die Umrisse des kaum noch von der Morgenröte überhauchten Parthenons erkennen.

Julian legte die Sandalen ab und betrat barfuß das seichte Gewässer des Ilissos. Es duftete nach den aufbrechenden Weinblüten; in diesem Dufte lag schon der Vorgeschmack des Weines; so tritt schon in den ersten Gedanken der Kindheit das Vorgefühl der Liebe auf.

Julian setzte sich auf einen Platanenstamm, behielt die Füße im Wasser, schlug den „Phädrus" auf und begann zu lesen. Sokrates sagte in diesem Dialoge zum Phädrus:

„Wenden wir uns nach jener Seite hin, gehen wir dem Laufe des Ilissos entgegen. Wir wählen uns einen einsamen Ort zum Sitzen aus. Scheint es Dir nicht, Phädrus, daß die Luft hier besonders mild und wohlriechend ist, und daß selbst im Zirpen der Zikaden etwas Liebliches, an den Frühling Erinnerndes liegt? Was mir aber am meisten hier gefällt, das sind die hohen Gräser."

Julian blickte um sich; es war alles wie früher vor achthundert Jahren; die Zikaden zirpten im hohen Grase wie zu den Zeiten des Sokrates.

„Diesen Boden haben die Füße des Sokrates betreten", dachte er, beugte sich nieder ins hohe Gras und küßte die Erde.

„Guten Tag, Julian. Du hast Dir ein schönes Plätzchen zum Lesen ausgesucht. Darf ich mich zu Dir setzen?"

„Setz Dich! Ich freue mich darüber. Dichter stören die Einsamkeit nicht."

Julian warf einen Blick auf den schmächtigen Mann in einem unglaublich langen Mantel — es war der Dichter Publius Optatianus Porphyrius — und dachte: „Er ist so klein, blutleer und hager, daß man glauben könnte, er werde sich bald aus einem Menschen in eine Zikade verwandeln, wie in der Platonischen Sage von den Dichtern erzählt wird." Publius konnte wie die Zikaden fast ohne Speise und Trank leben, aber die Götter hatten ihm die Fähigkeit, gegen Hunger und Durst unempfindlich zu bleiben, nicht verliehen. Sein erdfahles Gesicht, das lange nicht rasiert war, seine blutleeren Lippen trugen den Stempel der vom Hunger herrührenden Erschöpfung.

„Weshalb trägst Du einen so langen Mantel, Publius?" fragte Julian.

„Es ist ein fremder," antwortete der Dichter mit philosophischer Seelenruhe, „das heißt, zeitweilig gehört er mir auch. Ich be-

Digitized by Google

wohne ein Zimmer zusammen mit Hephästion, einem jungen Manne, der in Athen die Redekunst studiert. Er wird einmal ein tüchtiger Advokat werden — jetzt ist er noch arm, so wie ich als lyrischer Dichter. Das sagt eigentlich alles. Wir haben unsere Kleider, unser ganzes Gerät, selbst das Tintenfaß versetzt. Nur der Mantel ist uns beiden geblieben. Morgens gehe ich aus, und Hephästion studiert den Demosthenes; abends nimmt er die Chlamys um, dann sitze ich zu Hause und schmiede Verse. Leider ist Hephästion groß, und ich bin klein. Da ist nun nichts zu machen: ich gehe ‚langbekleidet' wie die alten Trojanerinnen."

Publius Optatianus brach in Lachen aus; sein erdfahles Gesicht nahm den Ausdruck von dem eines lustig gewordenen Leichenbitters an.

„Sieh, Julian," fuhr der Dichter fort, „ich habe meine ganze Hoffnung auf den Tod einer sehr, sehr reichen Witwe eines römischen Pächters gesetzt; die glücklichen Erben werden bei mir eine Grabschrift bestellen und sie gut bezahlen. Leider ist die Witwe zu eigensinnig und gesund; trotz aller Bemühungen der Ärzte und der Erben will sie nicht sterben. Ich hätte mir sonst schon lange einen Mantel gekauft. Höre, Julian, willst Du mit mir gehen?"

„Wohin?"

„Vertraue Dich mir an. Du wirst mir dankbar sein."

„Was sind das für Geheimnisse?"

„Sei nicht träge und frage nicht erst lange. Stehe auf und komm mit mir. Ein Dichter wird dem Freunde der Dichter nichts Böses antun. Du wirst die Göttin sehen . . ."

„Welche Göttin?"

„Artemis, die Jägerin."

„Ein Bild? Eine Statue?"

„Besseres als Bild oder Statue. Wenn Du die Schönheit liebst, so nimm Deinen Mantel und folge mir!"

Der Dichter machte eine so lustige, geheimnisvolle Miene, daß Julian neugierig wurde, sich anzog und ihm folgte.

„Bedingung — kein Wort reden und nicht in Erstaunen geraten! Sonst schwindet der Zauber. Im Namen Kalliopes und Eratos vertraue Dich mir an! Es sind nur wenige Schritte bis dahin. Damit der Weg Dir nicht langweilig wird, will ich Dir den Anfang meiner Grabschrift auf die Pächterswittwe vortragen."

Sie schritten auf die staubige Landstraße hinaus. Unter den ersten Strahlen der Sonne erglänzte der erzene Schild der Athene Promachos blitzend über der rosigen Akropolis; ihr schlanker Speer ragte mit der blanken Spitze wie ein angezündetes Licht gen Himmel.

Digitized by Google

Die Zikaden zirpten längs der steinernen Wälle, hinter denen Quellen im Schatten der Feigenbäume murmelten, so laut, als ob sie mit der heiseren, aber begeisterten Stimme des Dichters, der seine Grabschrift vortrug, wetteifern wollten.

Publius Optatianus Porphyrius war kein unbegabter Mensch; aber sein Leben war eigentümlich verlaufen. Vor wenigen Jahren noch hatte er in Konstantinopel, unweit der Vorstadt Chalkedon, ein hübsches Häuschen, „einen wahren Tempel des Hermes", besessen. Sein Vater handelte mit Olivenöl und hinterließ Optatianus ein kleines Vermögen, von dem er hätte sorglos leben können. Aber das Blut kochte ihm in den Adern und drängte ihn hinaus aus den engen Verhältnissen kleinbürgerlichen Lebens.

Ein Verehrer des alten Hellenismus, empörte er sich über das, was er als „Triumph der christlichen Sklaverei" bezeichnete. Einst verfertigte er ein freigeisterisches Gedicht, das dem Kaiser Constantius mißfiel. Constantius hätte das Gedicht vielleicht nicht beachtet, wenn es nicht eine Anspielung auf ihn selbst gewesen wäre; das konnte er nicht verzeihen. Seines Zornes volle Schale ergoß sich auf den Verfasser. Dessen Häuschen und übriges Vermögen wurden konfisziert, und er selbst wurde auf eine einsame Insel des Archipelagus verbannt. Auf dieser Insel befand sich weiter nichts als Felsen, Ziegen und Fieberdünste. Optatianus ertrug die Schicksalsprüfung nicht, er verfluchte alle seine Gedanken an bürgerliche Freiheit und entschloß sich, wie es auch sei, seine Sünde wieder gutzumachen.

In schlaflosen Nächten, vom Fieber geschüttelt, schrieb er unter Benutzung einzelner Verse Virgils auf seiner Insel ein Gedicht zur Verherrlichung des Kaisers. Die einzelnen Verse des alten römischen Poeten waren so zusammengestellt, daß sie ein neues Gedicht bildeten. Dieses poetische Kunststück gefiel bei Hofe — Publius Optatianus hatte dem Zeitgeist Rechnung getragen.

Dann unternahm er weitere derartige Kunststückchen; er schrieb einen Dithyrambus auf Constantius aus Versen verschiedener Länge, die ganze Figuren bildeten, wie beispielsweise eine vielläufige Hirtenflöte, eine Wasserorgel, einen Opferaltar, bei dem der Rauch durch einzelne kurze, ungleich lange Zeilen über dem Altare dargestellt war. Ein Wunder der Gewandtheit waren quadratische Gedichte, die aus zwanzig oder vierzig Hexametern bestanden. Einzelne Buchstaben waren mit roter Tinte geschrieben; im Zusammenhang ergaben diese roten Buchstaben bald das Monogramm Christi, bald eine Blume, bald eine Arabeske, wobei sich neue Zeilen bildeten, die neue Lobpreisungen

Digitized by Google

enthielten; endlich konnten die letzten vier Hexameter auf achtzehn verschiedene Weisen gelesen werden: vom Anfang, vom Ende und aus der Mitte heraus, von der Seite, von oben, von unten — kurz, wie man sie auch las, immer kam ein Lob auf den Kaiser heraus.

Der arme Dichter verlor bei dieser Arbeit beinahe seinen Verstand. Dafür war aber auch der Erfolg ein vollkommener: der Kaiser geriet in Entzücken; es schien ihm, Publius Optatianus habe die Poeten des Altertums weit in den Schatten gestellt, und er schrieb ihm eigenhändig einen Brief, in dem er ihm versicherte, er wäre stets bereit, die Kunst zu unterstützen. „In unserem Zeitalter", schloß er mit einer eleganten poetischen Wendung, „folgt Meine wohlwollende Beachtung wie ein leises Zephirwehen jedem, der da dichtet."

Indessen gab man dem Dichter sein Vermögen nicht wieder, er erhielt etwas Geld und die Erlaubnis, die Insel zu verlassen und nach Athen zu ziehen. Hier führte er ein trauriges Dasein; der jüngste Stallknecht im Zirkus lebte im Vergleich zu ihm üppig. Der Dichter mußte oft tagelang in den Vorzimmern ehrgeiziger, unwissender hoher Leute in Gemeinschaft mit Särgemachern, jüdischen Händlern und Hochzeitsbittern warten, um einen Auftrag auf ein Hochzeitslied, eine Grabschrift oder ein Liebesgedicht zu erhalten. Man bezahlte ihn dürftig. Aber Porphyrius verzagte nicht; er hoffte immer, ein noch größeres Kunststück zu vollbringen, das ihm die gänzliche Verzeihung einbringen sollte.

Julian fühlte, daß trotz aller Demütigungen die Liebe zu Hellas in Porphyrius nicht erloschen war; er war ein zu großer Verehrer der alten Poesie. Julian plauderte gern mit ihm.

Sie verließen die Landstraße und näherten sich der hohen Mauer einer Palästra.

Ringsherum war es einsam; zwei schwarze Lämmer zupften an den Gräsern, die neben Mohn und Löwenzahn aus den Fugen der geborstenen Stufen der Freitreppe hervorwuchsen. Vor dem geschlossenen Tore stand ein mit zwei Schimmeln bespannter Wagen; die Mähnen der Pferde waren nach den Vorbildern auf alten Bildwerken geschoren.

Ein Sklave, ein alter Mann mit einem eiförmigen, zitternden Glatzkopfe, auf dem kaum noch ein weißer Flaum zu entdecken war, beaufsichtigte das Geschirr. Der Alte erwies sich als taubstumm, aber freundlich. Er erkannte Publius Optatianus und nickte ihm freundlich zu, indem er auf die geschlossene Pforte der Palästra hinwies.

Digitized by Google

„Gieb mir auf einen Augenblick Deine Börse," sagte der Dichter zu Julian, „ich werde ihr ein oder zwei Denare als Trinkgeld für diesen Alten entnehmen."

Er warf dem Taubstummen ein Geldstück zu, und mit sklavischer Gebärde öffnete dieser ihnen die Tür. Sie betraten eine halbdunkle, lange Säulenhalle. Zwischen den Säulen erblickte man die sogenannten Kfistoi, bedeckte Gänge, die für die Übungen der Athleten bestimmt waren. Auf dem Fußboden der Kfistoi befand sich kein Sand, er war mit Gras überwachsen. Die Freunde betraten den inneren Hof.

Julians Neugierde war durch all dieses Geheimnisvolle erregt. Publius führte ihn schweigend an der Hand. Auf den zweiten Hof mündeten die Türen der Exedras, gedeckter marmorner Räume, die ehemals den atheniſchen Weisen und Rednern als Hörsäle gedient hatten. Feldzikaden zirpten jetzt da, wo früher die Reden der weisen Männer ertönten, und auf den saftigen Gräsern summten die Bienen; die traurige Stille verlassener Stätten herrschte hier. Plötzlich erschollen eine weibliche Stimme, ein Schlag, der Klang eines auf den marmornen Estrich gefallenen erzenen Diskos, dann Gelächter.

Sie schlichen sich wie Diebe ein und verbargen sich im Halbschatten der Säulen des Elaiotherion, wo ehedem die alten Ringkämpfer mit Öl eingerieben wurden. Hinter den Säulen erstreckte sich unter freiem Himmel ein länglich viereckiger Platz, das Ephebion, das zum Ballspiel und Diskoswerfen bestimmt und augenscheinlich erst vor kurzem mit frischem Sande bestreut worden war.

Julian sah hin und trat zurück.

Zwanzig Schritte vor ihm stand ein völlig unbekleidetes Mädchen. Vom Kopfe bis zu den Füßen sah er den wundervollen Körper dieser in üppigster Jugendschöne prangenden Gestalt. Sie hielt einen erzenen Diskos in der Hand. Julian machte eine hastige Bewegung, um sich zu entfernen, aber in den gutmütigen Augen, in dem bleichen, abgemagerten Gesicht seines Begleiters lag so viel Andacht ausgeprägt, daß er begriff, warum der Verehrer des alten Hellas ihn hierher geführt hatte; er fühlte, daß kein sündhafter Gedanke in der Seele des Dichters aufkommen könne; sein Entzücken war ein heiliges. Optatianus faßte seinen Gefährten kräftig bei der Hand und flüsterte ihm ins Ohr:

„Wir befinden uns jetzt im alten Lakonien, Julian, neunhundert Jahre zurück. Erinnerst Du Dich der Verse von Properz: Ludi Laconum?"

Digitized by Google

Und er flüsterte ihm mit kaum vernehmbarer entzückter Stimme zu:

Deiner Palästra Gesetz hab' oft ich, Sparta, bewundert;
Aber der Jungfraun Kampfübung ist nützlicher noch.
Weil, wenn das Mädchen sich nackt zu den ringenden Männern gesellet,
Kräftig zu üben den Leib nimmer da schimpflich erscheint.

„Wer ist das?" fragte Julian.

„Ich weiß es nicht, ich wollte mich nicht erkundigen . . ."

„Es ist gut. Schweige!"

Jetzt sah er das schöne Mädchen schon gerade und aufmerksam an; er schämte sich nicht mehr und fühlte, daß es eines Weisen unwürdig wäre, sich zu schämen.

Die Diskoswerferin trat einige Schritte zurück und neigte sich nach vorn, indem sie ihren linken Fuß vorschob; mit der rechten Hand hielt sie den Diskos nach hinten. Plötzlich holte sie mit einer Bewegung des ganzen Körpers aus und schleuderte den Diskos so hoch, daß er in der aufgehenden Sonne erglänzte und laut klingend am Fuße einer Marmorsäule wieder herniederfiel. Julian glaubte ein Marmorbild des Phidias vor sich zu sehen.

„Das war Dein bester Wurf!" sagte ein zwölfjähriges, in eine reiche Tunika gekleidetes Mädchen, das sich an eine Säule lehnte.

„Reiche mir den Diskos, Myrrha", sagte die Werferin. „Ich kann noch höher werfen, Du sollst sehen. Merve, tritt beiseite, sonst verwunde ich Dich, wie Apollo den Hyakinthos."

Merve, eine alte Sklavin, ihrer bunten Kleidung und der dunkeln Gesichtsfarbe nach zu schließen eine Ägypterin, bereitete in Alabasterkrügen wohlriechende Essenzen zum Bade. Julian dachte sich, daß der stumme Sklave und der mit den Schimmeln bespannte Wagen diesen Freundinnen der alten Spiele gehörten.

Nachdem die ältere derselben mit Diskoswerfen aufgehört hatte, nahm sie aus den Händen des bleichen, schwarzäugigen jüngeren Mädchens einen Bogen und einen Köcher und zog aus letzterem einen langen, befiederten Pfeil hervor. Dann zielte sie nach einer schwarzen Scheibe, die am andern Ende des Ephebion angebracht war. Die Bogensehne erklang, pfeifend flog der Pfeil mitten ins Ziel hinein — dann ein zweiter, ein dritter — — —

„Artemis die Jägerin!" flüsterte Publius.

Plötzlich fiel ein rosiger Sonnenstrahl durch die Säulen auf das Gesicht und die fast noch kindlichen Brüste des Mädchens. Geblendet warf sie Pfeil und Bogen auf die Erde und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Digitized by Google

Schwalben flogen zwitschernd über die Paläſtra hinweg und hoch in den blauen Äther hinein.

Sie enthüllte ihr Geſicht wieder, indem ſie die Arme über dem Kopfe verſchränkte. Ihre Haare waren goldblond wie gelber Honig in der Sonne, mit einem rötlichen Scheine unten an den Wurzeln; die Lippen öffneten ſich zu einem kindlich fröhlichen Lachen. Die Sonne beleuchtete ihren Körper immer weiter herab, ſie ſtand ruhig und rein da; der Schein der Sonne umhüllte ſie wie das keuſcheſte Gewand.

„Myrrha," ſagte das Mädchen nachdenklich und langſam, „ſieh den Himmel an! Ich möchte mich auch hineinſtürzen und mit einem Schrei in ihm verſinken wie die Schwalben. Erinnerſt Du Dich noch, vor kurzem ſagten wir, die Menſchen könnten nicht glücklich ſein, weil ſie keine Flügel hätten. Wenn man die Vögel ſieht, ſo kommt einem der Neid. Man müßte leicht ſein, ganz nackt, wie ich jetzt bin, Myrrha, und hoch — hoch im Himmel, und empfinden, daß es ewig ſo bleiben wird, und daß um den leichten, nackten Körper nichts mehr ſein wird als Sonne und Himmel!"

Sie richtete ſich gerade auf, ſtreckte ihre Arme gen Himmel und ſeufzte tief und ſchwer, wie man über etwas ſeufzt, was unerreichbar, was auf ewig verloren iſt.

Die Sonne beleuchtete ihren Körper immer tiefer herab; die goldigen Strahlen liebkoſten ſchon ihre Hüften. Da zuckte das Mädchen, von Scham ergriffen, zuſammen, als ob ein Liebender ſie leidenſchaftlich angeſehen hätte; mit der einen Hand verdeckte ſie ſchamhaft ihre Bruſt, mit der andern ihre Lenden, wie die Aphrodite von Knidos.

„Meroe, raſch meine Kleider! Meroe —" rief ſie, ſich erſchrocken umſehend.

Julian erinnerte ſich nicht, wie er aus der Paläſtra herausgekommen war; das Herz ſchlug ihm heftig. Das Geſicht des Dichters war feierlich und ernſt wie bei einem Menſchen, der eben aus einem Tempel heraustritt.

„Du biſt mir doch nicht böſe?" fragte er Julian.

„O nein! Weshalb?"

„Vielleicht war es für einen Chriſten eine Verſuchung?"

„Das war keine Verſuchung. Begreifſt Du denn nicht?"

„Ja, ja — ſo habe ich es mir gedacht."

Sie betraten wieder die ſtaubige, jetzt ſchattenloſe Landſtraße und gingen nach Athen hinein. Optatianus ſagte leiſe, wie zu ſich ſelbſt:

Digitized by Google

„Wie sind wir jetzt schamhaft und entstellt. Wir fürchten uns vor unserer traurigen und erbärmlichen Nacktheit; wir verhüllen sie, weil wir uns unrein fühlen. Früher aber! Julian, früher war es doch anders! Stolz und nackt betraten die spartanischen Mädchen vor aller Augen die Palästra. Niemand fürchtete die Versuchung. Reine sahen auf Reine. Sie waren wie die Kinder, wie die Götter! Und zu wissen, daß es sich nicht wiederholen wird, daß diese Freiheit, diese Reinheit, diese Lebensfreudigkeit auf Erden nie wiederkehren wird — niemals!"

Er ließ seinen Kopf auf die Brust sinken und seufzte schwer auf. Unweit der Akropolis trennten sich die Freunde.

Julian betrat den Schatten der Propyläen. Er ging an der Stoa Poikile mit den Gemälden des Polygnot, dann am Tempel der flügellosen Siegesgöttin vorüber und näherte sich dem Parthenon.

Er brauchte nur die Augen zu schließen, um den nackten, wunderschönen Körper Artemis' der Jägerin vor sich zu sehen; wenn er sie wieder öffnete, dann erschien ihm der von der Sonne beleuchtete Marmor des Parthenons ebenso lebend und goldig wie der Körper dieser jungen Göttin. Ein Verlangen erfaßte ihn, den Tod nicht scheuend, vor aller Augen diesen von der Sonne erwärmten Marmor mit den Armen zu umfangen und ihn wie einen lebenden Körper zu küssen.

Nicht weit von ihm ab standen zwei junge Männer in dunkeln Gewändern, mit blassen, strengen Gesichtszügen, Gregorius von Nazianz und Basilius aus Cäsarea. Die Hellenen fürchteten sie als ihre ärgsten Feinde; die Christen hofften, die beiden Freunde würden einst große Leuchten der Kirche werden. Sie erblickten Julian.

„Was fehlt ihm heute wieder?" fragte Gregorius. „Soll das ein Mönch sein? Wie er die Augen schließt! Und dieses Lächeln . . . Glaubst Du an seine Gottesfurcht, Basilius?"

„Ich habe es selbst gesehen, wie er in der Kirche betete; er weinte . . ."

„Heuchelei!"

„Warum kommt er dann zu uns, sucht unsere Freundschaft, studiert die Heilige Schrift?"

„Er lacht darüber oder will andere verführen. Traue ihm nicht. Das ist der Versucher! Denke daran, lieber Bruder: das römische Reich zieht in diesem Jünglinge etwas Böses auf. Er ist ein Feind."

Digitized by Google

Die Freunde entfernten sich mit gesenkten Augen. Weder die strengen Karyatiden des Erechtheion noch der im blauen Äther erglänzende weiße Tempel der Nike Apteros, noch die Propyläen, noch der in höchster irdischer Schönheit prangende Parthenon konnten sie fesseln. Ihre Gesichtszüge waren finster. Sie hatten nur den einen Wunsch, alle diese Dämonen geweihten Götzentempel zu zerstören. Die Sonne warf die langen schwarzen Schatten der beiden Mönche Gregorius von Nazianz und Basilius von Cäsarea auf den weißen Marmor.

„Ich will sie wiedersehen," rief Julian, „ich muß erfahren, wer sie ist!"

Dreizehntes Kapitel.

„Die Götter haben die Sterblichen auf die Erde gesandt, damit sie gut redeten."

„Wunderbar! Wunderbar gesagt, Mamertinus! Wiederhole es, ehe Du es vergißt; ich schreibe es mir mit Deinen andern Denksprüchen auf." Diese Worte richtete der Lehrer der Beredsamkeit, Lampridius, an seinen Freund, den beliebten atheniſchen Advokaten Mamertinus, den er hoch verehrte. Er zog eine zusammenklappbare Wachstafel und einen spitzen Stahlstift aus seiner Tasche und bereitete sich zum Schreiben vor.

„Ich sagte," begann Mamertinus aufs neue und sah dabei mit geziertem Lächeln seine zum Abendessen um den Tisch gelagerten Genossen an, „ich sagte: die Menschen sind von den Göttern gesandt . . ."

„Nein, nein, so war es nicht, Mamertinus", unterbrach ihn Lampridius. „Du sagtest viel schöner: die Götter haben die Sterblichen gesandt."

„Nun, ich sagte, die Götter haben die Sterblichen auf die Erde gesandt, nur deshalb, damit sie gut redeten."

„Du hast jetzt das ‚nur deshalb' hinzugefügt, und es lautet nun noch viel schöner."

Lampridius schrieb andachtsvoll die Worte des Advokaten nieder, als ob es ein Sinnspruch des Orakels wäre.

Es war ein Abendessen, das der ehrwürdige alte römische Senator Hortensius auf der unweit des Piräus gelegenen Villa seines jungen und reichen Mündels Arsinoe für seine Freunde veranstaltet hatte.

Digitized by Google

Mamertinus hatte an diesem Tage als Verteidiger des Geldwechslers Barnabas eine seiner berühmten Reden gehalten. Niemand zweifelte daran, daß der Jude Barnabas ein Spitzbube sei. Abgesehen von seiner Beredsamkeit besaß der Advokat eine solche Stimme, daß eine seiner zahlreichen, in ihn verliebten Verehrerinnen immer behauptete: „Ich horche gar nicht auf die Worte des Mamertinus; ich brauche nicht zu wissen, worüber und für wen er spricht; ich berausche mich nur an seiner Stimme, besonders, wenn sie am Ende eines Satzes fast zu ersterben scheint. Es ist kaum zu glauben — es ist keine menschliche Stimme mehr, sondern ein göttliches Säuseln wie die Seufzer einer Äolsharfe!"

Obgleich das Volk den Wucherer Barnabas als einen „Blutsauger, der das Vermögen der Witwen und Waisen verschlingt", bezeichnete, so sprachen doch die athenischen Richter den Klienten des Mamertinus mit Entzücken frei. Der Jude bezahlte dem Advokaten fünfzigtausend Sesterzen, und dieser war daher bei dem kleinen üppigen Feste, das Hortensius ihm zu Ehren gab, sehr aufgeräumt. Er hatte aber die Gewohnheit, sich immer krank zu stellen, und verlangte, daß man ihn abwarte.

„Wie bin ich heute abgespannt, liebe Freunde", sagte er mit kläglicher Stimme. „Ich bin ganz krank. Wo ist denn Arsinoe?"

„Sie wird gleich kommen. Sie hat gerade aus dem alexandrinischen Museum einen neuen physikalischen Apparat bekommen und ist mit demselben sehr beschäftigt. Aber ich werde sie rufen lassen", erwiderte Hortensius.

„Nein, nein, das ist nicht nötig", warf der Advokat nachlässig ein. „Es ist nicht nötig. So ein Unsinn! Ein junges Mädchen und Physik! Wie gehören die beiden zusammen? Schon Aristophanes und Euripides machten sich über die gelehrten Frauen lustig. Und mit Recht! Deine Arsinoe ist ein launenhaftes Frauenzimmer, Hortensius! Wenn sie nicht so schön wäre, so würde ich sie mit ihrer Bildhauerei und Mathematik . . ."

Er beendigte seine Rede nicht und warf einen Blick auf das offene Fenster.

„Was soll ich da tun?" erwiderte Hortensius. „Sie ist ein verwöhntes Kind. Eine Waise, hat weder Vater noch Mutter . . . Ich bin nur der Vormund und möchte ihre Freiheit nicht beschränken."

„Ja, ja!" Der Advokat hörte nicht mehr auf ihn; er war schon wieder mit sich selbst beschäftigt. „Freunde, ich fühle . . ."

„Was denn?" fragten einige Stimmen besorgt.

Digitized by Google

„Ich fühle . . . es scheint hier zu ziehen.“

„Wenn Du willst, schließen wir die Läden?“ schlug der Hausherr vor.

„Nein, es ist nicht nötig. Es wird zu schwül werden. Ich habe aber meine Kehle zu sehr angestrengt. Übermorgen habe ich wieder eine Verteidigung. Gebt mir mein Brusttuch und ein Kissen unter die Füße. Ich fürchte, von der nächtlichen Kühle heiser zu werden.“

Hephästion, ein junger Mann, derselbe, der mit dem Dichter Publius Optatianus zusammen wohnte, ein Schüler des Lampridius, und der Letztgenannte selbst beeilten sich, dem Mamertinus das Brusttuch zu holen.

Es war ein schön besticktes Tuch aus weißer, flockiger Wolle, von dem sich der Advokat nie trennte, um bei der geringsten Gefahr, sich zu erkälten, es gleich um seinen kostbaren Hals zu wickeln. Mamertinus war um sich selber besorgt wie ein Liebhaber um ein verwöhntes Frauenzimmer. Alle waren daran gewöhnt. Er liebte sich selbst so treuherzig und zärtlich, daß sich dadurch unwillkürlich auch andere Menschen dazu gezwungen fühlten.

„Dieses Brusttuch hat mir die verehrungswürdige Frau Fabiola gestickt“, bemerkte er lächelnd.

„Die Gattin des Senators?“ fragte Hortensius.

„Ja, ich will Euch eine Anekdote von ihr erzählen. Eines Tages schrieb ich einen kleinen Brief — allerdings einen recht schönen, aber doch nur eine Kleinigkeit, fünf Zeilen auf griechisch — an eine andere Dame, auch eine Verehrerin von mir, die mir einen Korb Kirschen geschickt hatte. Ich dankte ihr scherzend und ahmte dabei den Stil des Plinius nach. Denkt Euch nun, Freunde, Fabiola war so erpicht darauf, diesen Brief zu lesen und für ihre Sammlung berühmter Briefe abzuschreiben, daß sie zwei Sklaven auf die Straße schickte, um meinem Boten aufzulauern. Sie überfielen ihn nachts in einem Hohlwege; er dachte, es wären Räuber, aber sie fügten ihm nichts Böses zu, sondern gaben ihm sogar Geld und nahmen ihm nur den Brief weg. So hat Fabiola ihn zuerst gelesen und sogar auswendig gelernt!“

„Ja, ja, ich kenne sie! Es ist eine bemerkenswerte Frau“, fiel Lampridius ein. „Ich habe es selbst gesehen: alle Deine Briefe hebt sie in einem geschnitzten Kästchen aus Citrusholz wie wahre Schätze auf. Sie lernt sie auswendig und behauptet, sie wären schöner als alle Verse. Fabiola denkt und urteilt recht: ‚Wenn Alexander der Große die Gedichte Homers in einem Kästchen aus Zedernholz aufbewahrt hat, warum soll ich die Briefe

Digitized by Google

des Mamertinus nicht in einem Kästchen aus Citrusholz aufbewahren?'"

„Freunde!" rief einer der Gäste. „Diese Gänseleber mit Safransauce ist ein wahres Meisterstück! Ich rate Euch, davon zu kosten. Wer hat sie zubereitet, Hortensius?"

„Der erste Koch, Dädalus."

„Heil ihm! Dein Koch Dädalus ist ein wahrer Poet."

„Du läßt Dich von einer Gänseleber allzu weit hinreißen, mein lieber Gargilianus; wie kann man einen Koch einen Poeten nennen!" entgegnete zweifelnd der Lehrer der Beredsamkeit. „Beleidigst Du damit nicht die göttlichen Musen, unsere Beschützerinnen?"

„Den Musen wird dadurch nur geschmeichelt, Lampridius. Ich behaupte und werde es immer behaupten, daß die Gastronomie eine ebensolche Kunst ist wie jede andere. Es ist an der Zeit, alte Vorurteile fallen zu lassen!"

Gargilianus, ein römischer Beamter aus der Kanzlei des Präfekten, war ein beleibter, wohlgenährter Mann mit klugem Gesicht und dreifachem Kinn. Er war sorgfältig rasiert und parfümiert; durch seine kurzgeschorenen, grauen Haare schimmerten Fettfalten hindurch. Er wurde schon seit Jahren als unentbehrlicher Teilnehmer an allen in Athen veranstalteten Festlichkeiten angesehen. Gargilianus liebte im Leben nur zwei Sachen: einen guten Tisch und einen guten Stil. Gastronomie und Poesie flossen bei ihm zu einem Genusse zusammen.

„Nehmen wir an, ich nehme eine Auster", sagte er, indem er mit seinen fetten, hübschen Fingern, an denen schwere Ringe mit prächtigen Rubinen und Amethysten staken, eine Muschel an die Lippen brachte. „Ich nehme eine Auster und verschlucke sie." Er verschluckte sie, kniff die Augen zusammen und schmunzelte, indem er die Oberlippe mit der Zunge benetzte. Diese Lippe hatte ein naschhaftes, fast gieriges Aussehen; hervorstehend, zugespitzt und geschwungen glich sie fast einem kleinen Rüssel. Beim Hersagen eines klangvollen Verses von Anakreon oder Moschos bewegte er diese Lippe ebenso wollüstig, als ob er beim Abendessen ein Ragout aus Nachtigallenzungen verspeiste.

„Ich verschlucke sie und schmecke sogleich," fuhr Gargilianus langsam und nachdenklich fort, „ich schmecke sofort, daß die Auster von den Küsten Britanniens und keine aus Ostia oder Tarent ist. Wenn Ihr wollt, so schließe ich meine Augen und nenne Euch sofort das Meer, aus dem irgendeine Auster oder ein Fisch herstammt!"

„Worin liegt aber hier die Poesie?" unterbrach ihn ungeduldig

Digitized by Google

Mamertinus, der es nicht leiden konnte, wenn ein anderer in seiner Gegenwart beachtet wurde.

„Stellt Euch vor, liebe Freunde," fuhr, ohne sich stören zu lassen, der Gastronom fort, „ich bin schon seit langem nicht am Strande des Ozeans gewesen und habe Sehnsucht nach ihm. Ich kann Euch versichern, die gute Auster besitzt einen so salzigen, frischen Meeresgeruch, daß es genügt, sie zu verschlucken, um sich an den Meeresstrand versetzt zu fühlen. Wenn ich die Augen schließe, dann sehe ich die Wellen, die Felsen, ich empfinde das Wehen des Meeres, des ‚nebeligen', wie Homer es nennt. Nun sagt mir mal aufs Gewissen, welcher Vers aus der Odyssee kann in mir die Erinnerung an das Meer so klar hervorrufen wie der Geruch einer frischen Auster? Oder ich zerschneide einen Pfirsich und koste seinen wohlduftenden Saft. Warum, sagt mir, soll der Duft der Rosen und Veilchen kostbarer sein als der Geschmack des Pfirsichs? Die Dichter besingen die Formen, die Farben, die Töne. Warum soll der Geschmack nicht ebenso schön sein wie die Töne, die Farben, die Formen? Alles bloß Vorurteil, liebe Freunde, bloß Vorurteil! Der Geschmack ist das größte, noch unverstandene Geschenk der Götter. Eine Vereinigung der Geschmäcke bildet eine ebenso hohe und verfeinerte Harmonie wie die Vereinigung der Töne. Ich behaupte, es gibt eine zehnte Muse — die Muse des Geschmacks."

„Nun, Pfirsiche, Austern, mag sein!" erwiderte der Lehrer der Beredsamkeit. „Aber, welche Schönheit soll denn in einer Gänseleber mit Safransauce enthalten sein?"

„Du findest, Lampridius, die Schönheit nicht allein in den Idyllen des Theokrit, sondern auch in den Komödien des Plautus, in den allergröbsten und flachsten seiner Witze."

„Zugegeben!"

„Nun, siehst Du wohl, Freund! Für mich liegt die Schönheit auch in einer Gänseleber; tatsächlich, ich bin bereit, dem Koche Dädalus ihretwegen den Lorbeerkranz zu reichen, wie dem Pindar für eine olympische Ode."

In der Tür erschienen zwei neue Gäste: Julian und der Dichter Publius Optatianus. Hortensius trat Julian den Ehrenplatz ab. Die hungrigen Augen des Publius erglänzten beim Anblick der vielen leckern Schüsseln. Der Dichter hatte eine neue Chlamys, die ihm nun sehr zu statten kam. Wahrscheinlich war die Pächterin gestorben, und er hatte das Geld für die Grabschrift erhalten.

Die Unterhaltung nahm ihren Fortgang. Jetzt erzählte der Lehrer der Beredsamkeit Lampridius, wie er einst aus Neugierde in

Digitized by Google

Rom einen christlichen Prediger mit angehört habe, der gegen die „heidnischen Grammatiker“ eiferte. Die Grammatiker schätzten die Menschen nicht nach ihren Tugenden, sondern nach dem guten Stile. Sie hielten den Mord für ein geringeres Verbrechen als die falsche Aussprache und Betonung des Wortes „homo“. Lampridius regte sich über diese Spöttereien auf; er behauptete, die christlichen Prediger haßten den guten Stil der Rhetoren nur, weil sie selbst einen so barbarischen hätten — sie vermengten die Unkenntnis des Lesens und Schreibens mit der Tugend; ihnen wäre jeder verdächtig, der zu reden verstände. Nach Ansicht des Lampridius würden mit dem Untergange der Beredsamkeit auch Hellas und Rom untergehen, die Menschen zu sprachlosen Tieren werden. Die christlichen Prediger täten alles dazu, um dieses Unglück auf die Menschen herabzubeschwören.

„Wer weiß?“, bemerkte Mamertinus nachdenklich. „Vielleicht ist ein guter Stil wichtiger als die Tugend! Auch Sklaven und Barbaren sind tugendhaft.“

Hephästion erklärte seinem Nachbar, was der Rat Ciceros „causam mendaciunculis adspergere“ eigentlich bedeute.

„Mendaciunculi — das heißt ‚kleine Lügen‘. Cicero erlaubte nicht nur, sondern rät auch dazu, die Rede mit kleinen Erdichtungen, mendaciunculis, auszuschmücken und zu spicken. Er läßt die Lüge zu, wenn sie den Stil verschönt.“

Dann erhob sich ein Streit darüber, womit ein Redner beginnen solle, mit einem Anapäst oder Daktylus.

Julian langweilte sich.

Alle wandten sich an ihn, um seine Ansicht über Anapäst oder Daktylus zu erfahren. Er gestand aufrichtig, daß er niemals darüber nachgedacht habe, daß seiner Meinung nach der Redner mehr auf den Inhalt seiner Rede als auf solche Kleinigkeiten bedacht sein müsse.

Mamertinus, Lampridius und Hephästion widersprachen ihm; nach ihrer Meinung wäre der Inhalt einer Rede nebensächlich — dem Redner müßte es ganz gleich sein, für oder wider eine Sache zu sprechen; nicht allein der Sinn, sondern auch der Zusammenhang der Worte sei nicht von Bedeutung, stünde erst an zweiter Stelle; die Hauptsache wären der Klang, die Musik der Rede, neue Zusammenstellungen wohllautender Silben. Auch ein Barbar, der kein Griechisch verstände, müsse die Schönheit der Rede empfinden.

„Hier zwei Verse des Properz“, sagte Gargilianus. „Ihr werdet sehen, was Töne in der Rede bedeuten, und wie der Sinn untergeordnet ist. Hört zu!

Digitized by Google

Et Veneris dominae volucres, mea turba, columbae
Tinguunt Gorgoneo punica rostra lacu.

Und im Gorgonischen See benetzet die purpurnen Schnäbel
Meine leichtschwebende Schar: Die Tauben der Göttin, der Venus.

Welch ein Zauber! Welch ein Wohlklang! Was geht mich der Sinn an. Die ganze Schönheit liegt in den Lauten, in der Zusammenstellung der Vokale und Konsonanten. Für diese Laute gebe ich die Tugend Juvenals, die Weisheit des Lucretius hin. Beachtet nur diese Feinheit, dieses Rauschen:

Et Veneris dominae volucres, mea turba, columbae!"

Er beleckte vor Vergnügen seine Oberlippe.

Alle wiederholten die beiden Verse des Properz und konnten sich an ihrer Schönheit nicht genug ergötzen; ihre Augen glänzten; sie feuerten einer den andern zu einer Redeorgie an.

„Hört nur," flüsterte Mamertinus mit seiner weichen, sanften, einer Äolsharfe gleichenden Stimme, „tinguunt Gorgoneo!" . . .

„Tinguunt Gorgoneo!" wiederholte der Beamte des Präfekten. „Ich schwöre bei Pallas, das ist selbst den Göttern angenehm. Es ist, als ob man dicken, warmen, mit attischem Honig vermischten Wein schlürfte. Tinguunt Gorgoneo . . . Achtet nur darauf, wie oft der Buchstabe g vorkommt; es ist das reine Girren. Und weiter: punica rostra lacu . . ."

„Wunderbar! Nicht nachzuahmen!" flüsterte Lampridius, die Augen schließend.

Julian schämte sich seiner Teilnahme an diesem wollüstigen Rausch, den die Silbenfügung des Properz erregt hatte, zu gleicher Zeit machte es ihm auch wieder Spaß, dies zu beobachten.

„Die Worte müssen fast keinen Sinn haben," schloß Lampridius wichtig, „damit sie fließen, rauschen und klingen können, ohne das Gehör oder das Herz zu verletzen, dann erst tritt völliger Genuß ein."

In der Tür, auf die Julian die ganze Zeit über gesehen hatte, als ob er noch jemanden erwarte, erschien von niemandem bemerkt, wie ein Schatten, eine bleiche, schlanke menschliche Gestalt. Die Fensterläden standen weit offen; der blasse Schein des Mondes fiel ins Zimmer hinein und vermengte sich mit dem rötlichen Widerschein der Leuchter auf dem wie ein Spiegel glänzenden Mosaikboden und an den Wänden, die mit Fresken, den unter den Liebkosungen der Selene schlafenden Endymion darstellend, geschmückt waren.

Die helle Erscheinung bewegte sich nicht, wie zur Bildsäule erstarrt; ein altattenischer Peplos, aus silberweißer, weicher Wolle,

Digitized by Google

der unterhalb der Brust von einem feinen Gürtel gehalten wurde, fiel in langen, geraden Falten herab; der Mond beschien den Peplos, das Gesicht blieb unbeleuchtet. Die Eingetretene blickte auf Julian, Julian auf sie. Sie lächelten einander zu; sie wußten, daß dieses Lächeln von niemandem bemerkt würde. Sie legte den Finger an die Lippen und horchte dem Tischgespräch zu.

Mamertinus, der sich lebhaft mit Lampridius über die grammatikalischen Vorzüge des ersten und zweiten Aorist unterhielt, rief plötzlich aus:

„Arsinoe, endlich! Hast Du Dich wirklich entschlossen, unsertwegen Deine physikalischen Arbeiten und Deine Statuen zu verlassen?“

Sie trat ein und begrüßte alle Anwesenden freundlich. Es war die Diskoswerferin, die Julian vor einem Monat in der verlassenen Palästra gesehen hatte. Der Dichter Publius Optatianus, der in Athen alles und alle kannte, hatte die Bekanntschaft mit Hortensius und Arsinoe angeknüpft und Julian bei ihnen eingeführt.

Der Vater Arsinoes, der alte römische Senator Helvidius Priscus, war in den letzten Jahren der Regierung Konstantins des Großen gestorben. Arsinoe und Myrrha, seine beiden Töchter von einer deutschen Gefangenen, hatte der sterbende Helvidius seinem alten Freunde Quintus Hortensius übergeben, den er wegen seiner Liebe zu Rom und seines Hasses gegen das Christentum hochschätzte. Ein entfernter Verwandter Arsinoes, der Besitzer großer Purpurfärbereien in Sidon, hatte ihr unermeßliche Reichtümer vermacht.

Eine große Schar von Verehrern umgab sie. Nach der Art, wie sie sich kleidete, ihr Haar aufsteckte, sich tadellos hielt, hätte man sie für eine echte Griechin halten können; aber an ihren unregelmäßigen Gesichtszügen erkannte man das neue, das nordische Blut.

Die christlichen Tugenden und die alten Familiensitten des großen Rom schienen ihr gleich hassenswert zu sein. Gestalten wie Aspasia, Kleopatra und Sappho hatten seit frühester Kindheit ihre Teilnahme erweckt. Eines Tages erklärte das siebzehnjährige Mädchen zum Schrecken des Hortensius treuherzig, sie würde sich eher entschließen, eine schöne und freie Hetäre als eine Familienmutter, die Sklavin des Mannes „wie alle“, zu werden. Diese beiden Worte „wie alle“ versetzten sie in Gram und Verzweiflung.

Eine Zeitlang ließ sich Arsinoe durch die Naturwissenschaften ganz hinreißen; sie hörte die Vorlesungen berühmter Lehrer im alexandrinischen Museum; besonders fesselte sie die Atomistik des

Digitized by Google

Epikur, des Demokrit und des Lucretius. Diese Lehren, die ihre Seele von der Furcht vor den Göttern befreiten, gefielen ihr. Dann wendete sie sich mit demselben, fast krankhaften Eifer der Bildhauerei zu. Nach Athen war sie gekommen, um die schönsten Vorbilder der klassischen Kunst eines Phidias, Skopas und Praxiteles zu studieren.

„Ihr sprecht wohl noch immer über die Rede- und Dichtkunst?“ fragte die Tochter des Helvidius Priscus die tafelnden Gäste, als sie den Festsaal betrat. „Bitte, tut Euch keinen Zwang an; fahrt fort. Ich will mich nicht streiten, ich will essen. Ich habe den ganzen Tag gearbeitet. Reich mir den Becher, Knabe!“

„Freunde,“ fuhr Arsinoe nach einer Weile fort, „Ihr seid unglückselige Leute mit all Euren Zitaten aus Demosthenes und den Regeln Quintilians. Nehmt Euch in acht, die Redekunst wird Euch noch zugrunde richten. Ich möchte endlich einmal einen Menschen finden, der sich weder um Homer noch um Cicero kümmert, der redet, ohne an Betonung, an Aoriste oder an Silbenfügung zu denken. Julian, gehen wir nach Tisch an den Meeresstrand; ich habe heute keine Lust, den Streit über Daktylen und Anapäste mit anzuhören.“

„Du sprichst mir aus der Seele, Arsinoe“, murmelte Gargilianus, der der Gänseleber mit Safransauce zu reichlich zugesprochen hatte. Zu Ende des Abendessens fühlte er gewöhnlich zugleich mit einer gewissen Schwere im Magen auch eine Abneigung gegen die Literatur. „Litterarum intemperantia laboramus, wie der schlaue Seneka, Neros Erzieher, sagt. Das ist unser Unglück! Wir leiden an der literarischen Unmäßigkeit. Wir vergiften uns selbst!“

Er versank in Nachdenken und nahm einen Zahnstocher aus Mastixholz; seine Gesichtszüge drückten Langweile und Widerwillen aus.

Vierzehntes Kapitel.

Durch eine Zypressenallee gingen Arsinoe und Julian zum Meere hinab. Die silbernen Strahlen des Mondes leuchteten bis zum Horizont. Man hörte die Brandung, die an die Kreidefelsen der Küste schlug. Eine halbkreisförmige Bank stand hier unter einer Bildsäule der Artemis, der göttlichen Jägerin; sie hatte eine kurze Tunika an, den Halbmond auf dem Kopfe, Bogen und Köcher in den Händen, zwei spitzmäulige Hunde an ihrer Seite; unter den Strahlen des Mondes schien sie zu leben. Die beiden ließen sich auf der Bank unter der Göttin nieder.

Digitized by Google

Arsinoe wies mit ihrer schöngeformten Rechten auf den Hügel der Akropolis mit den nur noch schwach schimmernden weißen Säulen des Parthenons und sagte, an ein Gespräch anknüpfend, das sie schon mehrfach miteinander geführt hatten:

„Sieh, wie das schön ist! Und möchtest Du das alles zerstören, Julian?"

Schweigend schlug Julian die Augen nieder.

„Ich habe viel über das, was Du mir neulich erzählt hast, nachgedacht" — fuhr Arsinoe leise, wie für sich selbst, fort, „über Eure Demut zum Beispiel. War Alexander, der Sohn Philipps, auch demütig? Ist er etwa nicht tugendhaft gewesen?"

Julian schwieg noch immer.

„Und Brutus, Brutus — der Mörder Julius Cäsars? Wenn Brutus jenem, der ihn auf die rechte Backe geschlagen, die linke hingehalten hätte, glaubst Du wohl, daß er dann herrlicher gewesen wäre? Oder haltet Ihr Galiläer Brutus für einen Missetäter? Warum deucht es mir zuweilen, Julian, als ob Du heucheltest, als ob dies schwarze Gewand Dich nicht kleide?"

Mit einer raschen Bewegung wendete sie ihm ihr vom Monde bestrahltes Gesicht zu und sah ihm mit durchdringendem Blicke gerade in die Augen.

„Was willst Du, Arsinoe?" fragte er erblassend.

„Ich will, daß Du Dich offen als meinen Feind bekennst!" rief das Mädchen leidenschaftlich. „Du sollst nicht von hinnen gehen, ohne zu sagen, wer Du bist. Weißt Du, oft sage ich mir: mögen Athen und Rom lieber in Trümmern liegen, zu Staub und Asche werden; es ist besser, eine Leiche zu verbrennen, als sie unbeerdigt zu lassen. Alle unsere Freunde, die Grammatiker, Rhetoren, Dichter und Verfasser der Lobeshymnen auf den Kaiser, sind weiter nichts als die verwesenden Leichen von Hellas und Rom. Mit ihnen zu verkehren ist ebenso schrecklich wie der Umgang mit Toten. Ihr könnt triumphieren, Ihr Galiläer! In kurzem wird auf der Erde nichts mehr zu finden sein als Trümmer und Leichen. Julian, solltest auch Du . . .? Nein, nein! Es kann nicht sein! Ich glaube nicht, daß Du auf ihrer Seite bist — gegen mich, gegen Hellas."

Julian stand bleich und stumm vor ihr. Er wollte sich entfernen, aber sie erfaßte ihn bei der Hand.

„Sage mir, sage mir, daß Du mein Feind bist!" rief sie mit herausforderndem und verzweifeltem Tone.

„Arsinoe! Wozu?"

Digitized by Google

„Sage mir alles! Ich will es wissen. Fühlst Du denn nicht, wie nahe wir uns stehen? Oder fürchtest Du Dich?"

„In zwei Tagen verlasse ich Athen", flüsterte Julian. „Lebe wohl!"

„Du verläßt Athen? Weshalb? Wohin?"

„Ein Brief des Constantius . . . Der Kaiser ruft mich an den Hof — vielleicht zum Tode! Mir scheint, ich sehe Dich zum letztenmal."

„Julian, Du glaubst nicht an Ihn?" rief Arsinoe, indem sie sich bemühte, den Blick des Mönches aufzufangen.

„Leiser, leiser! Was willst Du?"

Er trat mit fast lautlosen Schritten zurück, sah sich nach allen Seiten um, warf seine Blicke auf die vom Monde beleuchtete Straße, auf die schwarzen Schatten der Bäume, ja auch aufs Meer, als ob überall sich hätten Verräter verstecken können. Dann kehrte er zurück und setzte sich, noch immer erregt, nieder. Er stützte sich mit der einen Hand auf den Marmor, neigte sich zum Ohre des Mädchens herab, so daß sie seinen heißen Atem verspürte, und flüsterte ihr rasch, wie im Fieber, zu:

„Ich sollte noch an Ihn glauben?! Höre, Mädchen, ich sage Dir jetzt Worte, die ich mir selbst kaum einzugestehen wagte. Ich hasse den Galiläer! Aber ich habe gelogen, seitdem ich denken kann. Die Lüge hat sich in meine Seele eingenistet, hängt ihr an wie dieses schwarze Gewand an meinem Körper. Erinnerst Du Dich des vergifteten Nessusgewandes? Herakles riß es sich mit Hautfetzen seines Körpers ab, es nützte ihm aber nichts — er mußte sterben. So gehe auch ich an der galiläischen Lüge zugrunde!"

Mit Mühe brachte er die einzelnen Worte heraus. Arsinoe blickte ihn an; sein von Leiden und Haß verzerrtes Gesicht kam ihr fremd, ja unheimlich vor.

„Beruhige Dich, mein Freund", sagte sie. „Sage mir alles; ich werde Dich wie kein anderer Mensch verstehen."

„Ich möchte es wohl, aber ich kann es nicht", erwiderte er mit bitterem Hohne. „Ich habe zu lange geschwiegen. Sieh Arsinoe — wer einmal in ihre Hände geraten ist, den verunstalten die demütigen Weisen; sie lehren ihn lügen und sich verstellen, daß er sich nicht mehr aufrichten, seinen Kopf niemals wieder erheben kann!"

Das Blut stieg ihm ins Gesicht; die Adern auf der Stirn schwollen ihm an; seine Zähne in ohnmächtiger Wut zusammenbeißend, flüsterte er:

„Es ist eine Gemeinheit, eine galiläische Gemeinheit — seinen Feind zu hassen, wie ich Constantius hasse, und ihm vergeben zu

Digitized by Google

müssen, nach Schlangenart zu seinen Füßen zu kriechen und nach demütiger, christlicher Sitte ihn um Gnade anzuflehen: ‚Schenke ein Jahr, nur noch ein einziges Jahr, das Leben Deinem schwachsinnigen Knechte, dem Mönche Julian, dann tue mit ihm, was Dir, Deinen Eunuchen und Ratgebern gefallen wird, o Gottgebenedeiter!‘ — Welch eine Gemeinheit!“

„Nein, Julian, wenn die Sache so liegt,“ rief Arsinoe, „so wirst Du siegen! Die Lüge ist Deine Stärke. Erinnerst Du Dich der Fabel des Äsop von dem Esel in der Löwenhaut? Hier ist es umgekehrt, der Löwe in der Haut des Esels, der Held im Mönchsgewande.“

Sie lachte hell auf und fuhr fort:

„Wie werden die Dummen erschrecken, wenn Du ihnen dann die Löwenkrallen zeigst. Es wird ein Lachen und Erschrecken geben! Sage, Julian, strebst Du nach der Herrschaft?“

„Herrschaft!“ Er klatschte mit den Händen, sich an dem Klange dieses Wortes berauschend; in vollen Zügen zog er den Atem ein. „Herrschaft! Oh, wenn ich nur ein Jahr, einige Monate, nur einige Tage herrschen könnte — ich würde diesen demütigen, kriecherischen, giftigen Geschöpfen, die sich Christen nennen, die Bedeutung des weisen Wortes ihres Heilandes: ‚So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!‘ schon beibringen. Beim Sonnengott, sie würden unter meiner Herrschaft dem Kaiser geben, was des Kaisers ist!“

Er erhob den Kopf; seine Augen funkelten vor Haß; sein Gesicht strahlte, als ob es sich verjüngt hätte. Arsinoe sah ihn lächelnd an. Aber sein Kopf sank bald wieder herab; er sah sich furchtsam um und setzte sich wieder auf die Bank; unwillkürlich kreuzte er nach Mönchssitte seine Arme über der Brust und flüsterte:

„Warum soll ich Dich täuschen? Dazu wird es ja niemals kommen. Ich gehe zugrunde — der Haß erstickt mich. Höre mich: Jede Nacht, nach einem auf den Knien in den Kirchen, über den Gräbern der christlichen Toten verbrachten Tage kehre ich zerschlagen, ermüdet heim; ich werfe mich auf mein Bett, begrabe mein Gesicht in die Kissen und schluchze — ich schluchze und zernage die Kissen, um nicht vor Schmerz und Wut schreien zu müssen. Arsinoe, Du kennst nicht den galiläischen Schrecken und die Schmach, unter denen ich bereits seit zwanzig Jahren dahinsieche und doch nicht sterben kann; denn siehe, wenn man uns lebende Christen wie die Schlangen in Stücke zerhaut, so wachsen wir doch wieder zusammen. Früher suchte ich Trost bei den Theurgen und Weisen. Vergeblich! Ich bin weder tugendhaft noch weise. Ich bin böse

Digitized by Google

und möchte noch böser sein, mächtig und schrecklich wie der Teufel, mein einziger Bruder! Warum, warum kann ich aber nicht vergessen, daß es noch etwas anderes gibt, daß es eine Schönheit gibt! . . . Warum, Arsinoe, bin ich Dir begegnet?"

In plötzlicher Eingebung erhob Arsinoe ihre schönen, bloßen Arme, umschlang seinen Hals, drückte ihn so heftig und nahe an sich heran, daß er durch die Kleider hindurch die unschuldige Frische ihres Körpers wahrnehmen konnte, und flüsterte ihm zu:

„Wie, wenn ich Dir, Jüngling, als eine weissagende Sibylle genaht wäre, um Dir Ruhm zu verkünden? Du bist der allein Lebende unter den Toten. Du bist stark. Was geht es mich an, daß Du keine weißen Schwanenflügel, sondern schreckliche schwarze hast, daß Du krumme, böse Krallen wie Raubvögel besitzest? Ich liebe alle Ausgestoßenen . . . hörst Du es, Julian, ich liebe die einsamen, stolzen Adler mehr als die weißen Schwäne. Nur sei noch stärker, noch böser. Wage es bis ans Ende, schlecht zu sein. Schäme Dich nicht, zu lügen. Besser lügen als sich demütigen! Fürchte Dich nicht vor dem Hasse, es ist die ungestüme Kraft Deiner Flügel. Willst Du ein Bündnis mit mir schließen? Du gibst mir Deine Stärke, ich Dir meine Schönheit! Willst Du, Julian?"

Durch die leichten Falten ihres Peplos sah er wieder, wie damals in der Palästra, die ebenmäßigen Umrisse des Körpers der göttlichen Jägerin Artemis, und es schien ihm, als ob er zart und rosig durch das duftige Gewand hindurchschiene. Schwindel erfaßte ihn; im Dämmerlichte des Mondes bemerkte er, daß zwei begehrliche, lachende Lippen sich den seinigen näherten. Zum letztenmal sagte er sich:

„Ich muß fliehen. Sie liebt mich nicht und wird mich nimmer lieben . . . sie will nur herrschen. Es ist eine Täuschung . . ." Doch fügte er sofort mit ohnmächtigem Lächeln hinzu: „Mag es denn . . . mag es eine Täuschung sein!"

Die Kälte ihres keuschen, nicht endenwollenden Kusses drang ihm in das Herz wie die Eiseskälte des Todes. Es schien ihm, als ob Artemis selber in der durchsichtigen Dämmerung herabgestiegen sei und ihn mit Küssen liebkose, die dem auf sie herniederstrahlenden kalten Schein des Mondes glichen.

Am andern Morgen begegneten die beiden Freunde Basilius von Cäsarea und Gregorius von Nazianz Julian in einer der Basiliken von Athen. Er kniete vor einem Heiligenbilde und betete. Die Freunde sahen ihn verwundert an; noch niemals hatten sie

Digitized by Google

einen solchen Ausdruck der Demut, der Klarheit auf seinem Gesicht wahrgenommen.

„Bruder," flüsterte Basilius dem Freunde ins Ohr, „wir haben gesündigt: wir haben einen Unschuldigen in unserem Geiste verurteilt."

Gregorius schüttelte mit dem Kopfe und sagte langsam, ohne den Blick von Julian abzuwenden:

„Der Herr verzeihe mir, wenn ich mich geirrt haben sollte. Erinnere Dich nur, Bruder Basilius, wie oft Satan selbst, der Vater der Lüge, den Menschen in Gestalt der lichtesten Engel erschienen ist." — — —

Fünfzehntes Kapitel.

Auf dem Untergestell einer Lampe, das einen Delphin darstellte, lag eine Haarbrennschere. Die Flamme schien blaß zu brennen, weil die durch die Fenstervorhänge fallenden Strahlen der Morgensonne das Ankleidezimmer mit rotlila gefärbtem Dämmerlicht erfüllten. Die Seide der Vorhänge war mit dem allerteuersten tyrischen Purpur, dem hyazinthfarbigen „Oxyblattos", gefärbt.

„Wesensähnlichkeit? Was ist die Wesensähnlichkeit der Dreieinigkeit? Das kann kein Mensch enträtseln. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen und darüber nachgedacht, da ich leidenschaftlich zur Erforschung solcher Probleme neige. Aber ich habe keine Erklärung finden können; habe nur Kopfschmerzen bekommen. Reich mir das Handtuch und die Seife, Knabe!"

Diese Worte sprach ein vornehm aussehender Mann in einer Bischofsmütze, der einem Oberpriester oder einem asiatischen Herrscher glich. Es war der erste Barbier der geheiligten Person des Kaisers Constantius. Er führte das Rasiermesser mit unnachahmbarer Fertigkeit und mit einer feierlichen Würde, als ob er eine heilige Zeremonie ausübe.

Außer Eusebius, dem Oberkämmerer, dem einflußreichsten Manne des Reiches, einer Menge von Kammerdienern, die verschiedene Gefäße, Salben, Handtücher und Waschbecken hielten, standen zwei Jünglinge als „Fächerträger" zu beiden Seiten des Kaisers und umfächelten ihn während der Zeremonie des Rasierens mit breiten dünnen Wedeln in Gestalt von silbernen sechsgeflügelten Seraphim, die den „Ripiden" ähnelten, mit denen die Diakonen während der Liturgie die Fliegen von dem heiligen Sakramente verscheuchten.

Der Barbier hatte die rechte Gesichtshälfte des Kaisers ab-

Digitized by Google

geschabt und fing eben die linke an, die sorgfältigst mit dem „Schaume der Aphrodite“ — so nannte man eine wohlriechende arabische Pasta — eingeseift war. Er neigte sich zum Ohre des Constantius und flüsterte ihm, so daß es niemand hören konnte, zu:

„O gottbegnadeter Kaiser, Dein allumfassender Geist kann nur allein entscheiden, was die drei Wesensähnlichkeiten des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes zu bedeuten haben. Höre nicht auf die Bischöfe! Nicht wie sie, sondern wie Du willst! Der Patriarch von Alexandrien, Athanasius, müßte wie ein widerspenstiger, gotteslästernder Empörer hingerichtet werden. Gott, der allmächtige Schöpfer, wird Deiner Heiligkeit selbst offenbaren, was Deine Sklaven zu glauben haben. Nach meiner Meinung hat aber Arius recht, wenn er behauptet, daß es eine Zeit gegeben habe, in der der Sohn nicht existierte. Ebenso verhält es sich mit der Wesenseinheit . . .“

Constantius sah in den großen Spiegel aus poliertem Silber, befühlte mit der Hand die fertig rasierte Gesichtshälfte und unterbrach den Barbier:

„Es scheint mir noch nicht ganz glatt zu sein. Du könntest wohl noch einmal darüber hinwegfahren. Was redest Du da von Wesenseinheit?“

Der Barbier, der von den Hofbischöfen Ursacius und Valens ein Talent Goldes erhalten hatte, um den Kaiser zu einem neuen Glaubensbekenntnis vorzubereiten, flüsterte eilig und heimlich dem Constantius weiter ins Ohr, während er das Rasiermesser wie liebkosend handhabte.

In diesem Augenblick trat der Notarius Paulus mit dem Beinamen „Catena“, d. h. Kette, an den Kaiser heran. Man nannte ihn Kette, weil seine schrecklichen Angebereien und die Fäden seiner Intrigen sein auserwähltes Opfer wie unzerreißbare Fesseln umspannten. Sein Gesicht hatte etwas frauenhaft Zartes; er trug keinen Bart; seinem ganzen Äußeren nach konnte man ihn für engelsmild halten. Er hatte trübe, schwarze, schmachtende Augen und ein leises, katzenartiges Auftreten. Über dem Überwurf, dem Peplos, trug der Notarius als besonderen Gnadenbeweis des Kaisers eine breite, dunkle Schärpe. Mit einer zierlichen Bewegung schob er den Barbier zur Seite, neigte sich zum Ohre des Constantius und flüsterte ihm zu:

„Ein Brief Julians! Heute nacht ist er aufgefangen worden. Soll ich ihn aufbrechen?“

Constantius entriß ihm gierig den Brief, erbrach, las ihn — und sah sich enttäuscht.

Digitized by Google

„Unsinn!“ sagte er. „Stilübungen! Schickt da irgendeinem gelehrten Sophisten hundert Weintrauben und schreibt eine Lobrede über die Trauben und die Zahl Hundert.“

„Das ist nur List“, bemerkte Paulus.

„Sollte es möglich sein?“ fragte Constantius. „Hast Du Beweise?“

„Keinerlei.“

„Entweder ist er sehr schlau oder . . .“

„Was wollte Deine Ewigkeit sagen?“

„Oder unschuldig.“

„Wie Du es willst!“ flüsterte Paulus.

„Wie? Wie ich will? Ich will gerecht, nur gerecht sein! Weißt Du es nicht? Ich brauche Beweise.“

„Gedulde Dich, Du erhältst sie.“

Ein anderer Spion, ein junger Perser namens Mercurius, seinem Berufe nach ein Hoftafeldecker, fast ein Knabe noch, mit gelber Gesichtsfarbe und schwarzen Augen, erschien auf der Bildfläche. Man fürchtete ihn nicht weniger als Paulus Catena und nannte ihn im Scherze „den Beamten für Träume“. Wenn ein prophetischer Traum eine böse Auslegung für die geheiligte Person des Kaisers haben konnte, und Mercurius erfuhr davon, dann beeilte er sich, es zu berichten. Viele hatten schon dafür büßen müssen, daß sie im Traume das gesehen hatten, was sie nicht hätten sehen dürfen. Die Hofleute behaupteten deshalb, sie litten an Schlaflosigkeit und beneideten die Bewohner der mythenhaften Insel Atlantis, die nach den Versicherungen Platos schliefen, ohne zu träumen.

Der Perser drängte die beiden Eunuchen beiseite, die die Schnüre an den mit goldenen Adlern bestickten Schuhen des Kaisers festbanden, die aus hellgrünem Leder waren, wie es nur für das kaiserliche Schuhzeug verwendet werden durfte. Er fiel Constantius zu Füßen, küßte diese und sah ihm in die Augen, wie ein schwanzwedelnder Hund seinen Herrn anblickt.

„Deine Ewigkeit möge mir verzeihen!“ flüsterte der kleine Mercurius mit kindlicher, treuherziger Ergebenheit. „Ich konnte es nicht mehr aushalten und bin so rasch als möglich hergeeilt; Gaudentius hat einen bösen Traum gehabt. Du bist ihm in einem zerrissenen Gewande, mit einem Kranze leerer, nach unten hängender Ähren erschienen.“

„Was bedeutet das?“

„Die leeren Ähren verkünden Hungersnot, das zerrissene Gewand aber wage ich nicht . . .“

„Etwa Krankheit?“

Digitized by Google

„Vielleicht auch noch etwas Schlimmeres. Die Frau des Gaudentius gestand mir, daß er Traumdeuter befragt hat; Gott weiß, was die ihm gesagt haben mögen!"

„Es ist gut, wir reden später darüber; komm heute abend."

„Nein gleich! Gestatte, ihn leicht zu foltern, ohne Feuer. — Dann ist noch die Angelegenheit mit den Tischtüchern . . ."

„Was für Tischtücher?"

„Wie? Hättest Du es vergessen? Bei einem Festmahle in Aquitanien war der Tisch mit zwei Tischtüchern gedeckt, die mit so breiten Purpurstreifen besetzt waren, daß es wie eine kaiserliche Chlamys anzusehen war."

„Breiter als zwei Finger? Ich habe gesetzlich nur zwei Finger breite Kanten zugelassen."

„Viel breiter! Ich sage Dir, wie eine echt kaiserliche Chlamys. Stelle Dir vor — eine so majestätsbeleidigende Verzierung auf Tischtüchern!"

Mercurius konnte nicht alle Anzeigen vorbringen, die sich bei ihm angehäuft hatten.

„In Daphne ist eine Mißgeburt zur Welt gekommen," murmelte er eilig und stotternd, „vier Ohren, vier Augen, zwei Hauer, ganz wollig; die Wahrsager weisen auf nichts Gutes hin — Teilung des heiligen Reiches."

„Wir wollen sehen! Schreibe alles der Reihe nach auf und gib es mir."

Der Kaiser beendete seine Morgentoilette, warf noch einen Blick in den Spiegel und entnahm einem kleinen Behälter aus Filigran, der einem Reliquienkästchen glich und ein Kreuz auf dem Deckel hatte, mit einem feinen Pinsel noch etwas Schminke. Constantius war sehr gottesfürchtig; unzählige kleine Kreuze und Monogramme Christi waren in allen Ecken, auf allen Kleinigkeiten zu sehen. Die Schminke, „Purpurissima" genannt, wurde aus dem rosafarbenen Schaume, den man beim Kochen der Purpurschnecken in den Kesseln oben abschöpfte, bereitet, und war die allerteuerste, die es gab; mit einem in diese Schminke getauchten Pinsel bemalte sich Constantius kunstvoll die dunkeln und trockenen Wangen. Aus dem „Porphyria" genannten Zimmer, in dem die kaiserlichen Gewänder in einem besonderen, in fünf Stockwerke eingeteilten Schranke — Pentapyrgion — aufbewahrt wurden, brachten die Eunuchen die kaiserliche Dalmatika herbei, ein hartes, steifes und von den mit Edelsteinen und Gold darauf gestickten geflügelten Löwen und Schlangen schweres Gewand aus violettem Purpurstoff.

Digitized by Google

An jenem Tage sollte im Hauptsaale des Schlosses von Mediolanum eine Kirchenversammlung stattfinden.

Der Kaiser begab sich dahin längs einer Galerie aus durchbrochenem Marmor. Die kaiserliche Schloßwache, die „Palatine", bildeten, ihre vierzehn Fuß langen Speere präsentierend, zu beiden Seiten Spalier, zwei Reihen stummer Bildsäulen gleichend. Das von dem kaiserlichen Hausminister vorangetragene goldgestickte Banner Konstantins des Großen, das „Labarum", mit dem Monogramm Christi glänzte und rauschte. Die „Stumme" — silentiarii — genannten Wächter liefen voraus und verwiesen durch Zeichen alle Begegnenden zu andächtiger Stille.

In der Galerie begegnete der Kaiser seiner Gemahlin Eusebia. Sie war eine nicht mehr junge Frau mit einem blassen, abgespannten Gesicht, das feine, edle Züge aufwies, zuweilen aber durch ein hämisches Lächeln, das darüber hinweghuschte und fast nur in den durchdringenden Augen sich ausdrückte, entstellt wurde.

Die Kaiserin kreuzte ihre Hände über das Omophorium, das mit herzförmig geschliffenen Rubinen und Saphiren besetzt war, neigte ihren Kopf und begann den gewohnten Morgengruß:

„Ich bin hergekommen, um mich an Deinem Angesicht, mein gottgeliebter Gatte, zu erfreuen. Wie hat Deine Heiligkeit zu ruhen beliebt?"

Dann zogen sich auf ihren Wink die beiden Hofdamen Euphrosynia und Theophania etwas zurück, und sie sagte leise zu ihrem Gemahl:

„Heute soll sich Julian Dir vorstellen. Sei gnädig zu ihm. Glaube nicht den Spionen. Er ist ein unglücklicher, unschuldiger Jüngling. Der Herr wird es Dir vergelten, wenn Du ihn begnadigst, mein Kaiser."

„Du bittest für ihn?"

Mann und Frau wechselten rasche Blicke.

„Ich weiß," flüsterte sie, „ich weiß, Du glaubst immer an meine Worte; vertraue mir auch diesmal. Julian ist Dein getreuer Sklave. Schlage es mir nicht ab, sei freundlich zu ihm."

Sie sah ihn mit dem Lächeln an, das noch immer seine Macht auf ihn ausübte. Aus dem Portikus, der von dem Hauptsaale durch einen Teppichvorhang getrennt war, hinter dem der Kaiser die Vorkommnisse in den Versammlungen zu belauschen liebte, trat ein Mönch mit einer kreuzförmigen Tonsur auf dem Kopfe, in einem Mönchsgewande aus dunklem, grobem Stoff und mit einer rund ausgeschnittenen Kappe an ihn heran. Es war Julian.

Digitized by Google

Er beugte seine Knie vor Constantius, berührte die Erde mit seiner Stirn, küßte den Saum der kaiserlichen Dalmatika und sprach:

„Ich begrüße meinen Wohltäter, den siegreichen, mächtigen, ewigen Augustus Constantius. Deine Heiligkeit sei mir gnädig!"

„Ich freue mich, mein Sohn, Dich zu sehen."

Der Vetter Julians streckte diesem gnädig die Hand entgegen. Der Knieende berührte sie mit seinen Lippen — die Hand, die das Blut seines Vaters, seines Bruders, das aller Verwandten vergossen hatte.

Bleich, mit brennenden Augen, die auf seinen Feind gerichtet waren, erhob sich Julian. Krampfhaft umfaßte er den Griff seines Dolches, den er in den Falten seiner Kutte versteckt hatte. Die kleinen, bleigrauen Augen des Constantius leuchteten voller Hoffart, nur selten blitzte schlaue Vorsicht in ihnen auf. Er war klein von Wuchs, einen Kopf kleiner als Julian, breitschulterig, augenscheinlich kräftig und stark, aber seine Beine waren krumm wie die alter Reiter; die dunkle Haut seiner Schläfen und Backenknochen glänzte widerwärtig; seine mageren Lippen waren fest zusammengepreßt, wie bei Leuten, die Ordnung und Pünktlichkeit über alles in der Welt lieben, wie bei alten pedantischen Schulmeistern.

Julian war dies alles, die ganze Erscheinung des Kaisers, in tiefster Seele verhaßt; er fühlte, wie eine blinde, tierische Wut ihn ergriff; er war nicht imstande, ein Wort hervorzubringen, sondern schlug die Augen nieder und atmete schwer.

Constantius lächelte. Er glaubte, der Jüngling hätte seinen kaiserlichen Anblick nicht ertragen können, die überirdische Größe des römischen Imperators habe ihn verwirrt. In hochmütigem Tone gnädiger Herablassung sagte er:

„Fürchte Dich nicht, Jüngling! Gehe in Frieden! Unsere Herzensgüte wird Dir nichts Böses zufügen und wird auch in Zukunft Deine Verwaistheit mit Wohltaten bedenken."

Julian ging in den Saal, in die Kirchenversammlung; der Kaiser trat an den Vorhang heran, hielt das Ohr an den Spalt desselben und lächelte ironisch.

Er unterschied die Stimme des Vorstehers der kaiserlichen Post, Gaudentius, desselben, der den bösen Traum gehabt hatte.

„Kirchenversammlung auf Kirchenversammlung!" beklagte sich Gaudentius bei einem geistlichen Würdenträger. „Bald in Sirmium, bald in Sardes oder Antiochia, bald in Konstantinopel. Sie streiten sich und können sich über die Wesenseinheit nicht einigen. Man muß aber auch auf die dem Staate gehörigen Postpferde Rücksicht nehmen; Hals über Kopf fahren die Bischöfe mit ihren

Digitized by Google

kaiserlichen Passierscheinen umher . . . hin und her und her und hin, bald vom Osten, bald vom Westen. Und in ihrem Gefolge diese Schwärme von Presbytern, Diakonen, Kirchendienern und Schreibern — es ist ein wahres Elend! Von zehn Postpferden wird sich wohl kaum eins finden, das von den Bischöfen noch nicht zuschanden getrieben ist. Noch fünf Kirchenversammlungen — und alle meine Pferde sind hin! Von den kaiserlichen Wagen werden die Räder abfallen. Es ist in der Tat so! Und, glaube mir, über die Wesensähnlichkeit und Wesenseinheit — einigen sich die Bischöfe doch nicht!"

„Warum berichtest Du darüber nicht an den Kaiser, edler Gaudentius?"

„Ich fürchte, man wird es nicht glauben und mich der Gottlosigkeit, der Mißachtung kirchlicher Bedürfnisse beschuldigen."

In dem großen Kuppelsaale mit den Säulen aus grüngeädertem phrygischem Marmor herrschte eine schwüle Luft. Die schrägen Sonnenstrahlen fielen durch die unter den hohen Bogen angebrachten Fenster herein. Der Stimmenlärm erinnerte an das Summen in einem Bienenkorbe. Es war eine Kirchenversammlung.

Auf einer Erhöhung war der Kaiserthron errichtet: ein Sessel mit elfenbeinernen Löwenfüßen, die einander kreuzten wie bei den zusammenlegbaren Kurialstühlen der altrömischen Senatoren.

Neben dem Throne stand der Presbyter Paphnutius mit einem Gesicht, das vor Kampfeseifer glühte, und sprach mit erhobener Stimme:

„Ich, Paphnutius, werde an dem mir von den Vätern überlieferten Glauben festhalten. Nach dem Glaubensbekenntnis unseres heiligen Vaters Athanasius, Bischofs von Alexandrien, muß man den einigen Gott in der Dreifaltigkeit und die Dreifaltigkeit im einigen Gott anbeten. Der Vater ist Gott, der Sohn ist Gott, der Heilige Geist ist Gott, aber sie sind nicht drei Götter, sondern ein einiger Gott."

Als wollte er einen unsichtbaren Feind zu Boden schmettern, schlug der Priester mit der rechten Faust in seine linke Handfläche, warf einen triumphierenden Blick auf die Anwesenden und fügte hinzu

„Wie ich es überkommen habe, so werde ich es auch bewahren!"

„Was ist los? Was sagt er?" fragte der hundertjährige Greis Osius von Corduba, ein Teilnehmer am ökumenischen Konzil zu Nizäa. „Wo ist mein Hörrohr?"

Digitized by Google

Hilflose Verständnislosigkeit prägte sich auf seinem Gesicht aus; er war taub und fast blind; ein langer silberweißer Bart hing ihm auf die Brust herab. Ein Diakon hielt ihm das Hörrohr ans Ohr.

Ein blasser, magerer Mönch ergriff mit flehender Miene das Obergewand des Paphnutius.

„Pater Paphnutius!" rief er und suchte ihn dabei zu überschreien. „Was ist das denn eigentlich? Alles wegen des einen Wortes: Wesensähnlichkeit oder Wesenseinheit!"

Und Paphnutius fortgesetzt am Gewande festhaltend, erzählte ihm der Mönch die Schrecken, die er in Alexandrien und Konstantinopel mit angesehen hatte. Die Arianer hätten denen, die in den häretischen Kirchen das Heilige Sakrament nicht nehmen wollten, mit einem Holze die Zähne auseinandergezwängt und ihnen die Hostie gewaltsam in den Mund geschoben; Kinder hätten sie gefoltert, den Frauen im Schraubstock die Brustwarzen zusammengepreßt oder mit glühendem Eisen abgesengt. In der Apostelkirche wäre ein solcher Kampf zwischen den Arianern und Orthodoxen ausgebrochen, daß das Blut die Regenzisterne gefüllt hätte und von den Stufen der Vorhalle auf den Platz vor der Kirche geströmt wäre. In Alexandria hätte der Verweser Sebastianus die orthodoxen Jungfrauen mit Stechpalmen peitschen lassen, so daß viele daran gestorben wären; ihre schmählich geschändeten Körper lägen unbeerdigt vor den Stadttoren.

Und das alles nicht eines Wortes, sondern nur eines Buchstabens wegen! — wegen des einzigen Jotas, das das griechische Wort ὁμοούσιος — wesensgleich — von ὁμοιούσιος — wesensähnlich — unterschiede!

„Pater Paphnutius," wiederholte der bleiche Mönch, „alles wegen eines einzigen Jotas! Die Hauptsache aber ist die Heilige Schrift — sie enthält das Wort οὐσία — Wesen — gar nicht! Warum streiten wir und quälen einander? Denke doch, Pater, wie schrecklich unser Unverstand ist!"

„Wieso denn?" unterbrach ihn Paphnutius ungeduldig. „Sollen wir uns etwa mit diesen Gotteslästerern, diesen ungläubigen Hunden, vertragen, die in ihrem ketzerischen Herzen die Lehre erfunden haben, daß es eine Zeit gegeben habe, wo der Sohn nicht existierte?"

„Ein Hirt, eine Herde — gewiß!" verteidigte schüchtern der Mönch seine Meinung. „Aber lassen wir ihnen doch hierin Freiheit."

Digitized by Google

Paphnutius aber hörte nicht auf ihn, er schrie so heftig, daß die Adern an seinem Halse und an den schweißbedeckten Schläfen hoch anschwollen.

„Mögen die Gottesverächter schweigen. Nicht um einen Schritt werde ich ihnen nachgeben! Ich verfluche die traurige arianische Ketzerei! Wie ich es von den Vätern überkommen habe, so werde ich es auch bewahren!“ schloß er mit lauter Stimme seine Rede.

Der hundertjährige Osius nickte beifällig und hilflos mit dem greisen Kopfe.

„Du bist ja heute so still, Vater Dorotheus? Du streitest so wenig? Oder ist es Dir langweilig geworden?“ fragte ein hoher, blasser, hübscher Mann mit ungewöhnlich langem, schwarzem, wolligem Haare, der Presbyter Flavius, einen rüstigen Greis mit gelblichem Gesicht.

„Ich bin heiser, Bruder Flavius. Möchte wohl reden, aber die Stimme versagt mir. Habe meine Kehle zu sehr angestrengt, als wir die gottlosen Sektierer verfluchten; bin schon zwei Tage heiser.“

„Du solltest Deinen Hals mit einem Eidotter pinseln; das ist sehr gut.“

Am andern Ende des Saales stritt sich Aetius, der Diakon von Antiochien, ein äußerst kühner Anhänger des Arius, herum. Man nannte ihn einen Gottlosen, einen Atheisten, wegen der ironisierenden Art, mit der er seine Lehre über die heilige Dreifaltigkeit verteidigte. Er hatte ein heiteres, fröhliches Gesicht mit einem Anfluge von Spott in den hellen, klaren Augen. Sein Leben war in abenteuerlicher Weise verlaufen — er war nacheinander Sklave, Kupferschmied, Tagelöhner, Rhetor, Arzt, dann Schüler der alexandrinischen Philosophen gewesen und schließlich Diakon geworden.

„Gott der Vater ist dem Wesen nach seinem Sohne ungleich“, predigte Aetius und ergötzte sich an den Schrecken seiner Zuhörer. „Es gibt eine Dreifaltigkeit, aber sie ist unter sich verschieden. Gott ist auch für den Sohn nicht vollkommen erkennbar, da nichts darüber geschrieben steht, daß auch letzterer das Dasein aus sich selbst hat. Der Sohn kennt sein eigenes Wesen nicht, da derjenige, der einen Anfang hat, sich den Ewigen nicht vorstellen oder Ihn umfassen kann.“

„Lästere nicht Gott!“ rief unwillig der Bischof Theonus von Marmarica. „Wie weit soll sich noch diese teuflische Frechheit der Häretiker erstrecken?“

Digitized by Google

„Fahre mit Deinen süßlichen Reden", fügte der Bischof Sophronius hinzu, „die Einfältigen und Unwissenden nicht in Versuchung."

„Gebt mir irgendwelche philosophischen Beweise, und ich stimme Euch zu. Aber Geschrei und Geschimpfe zeugen nur für Eure Ohnmacht", erwiderte Aetius ruhig.

„In der Heiligen Schrift steht geschrieben . . ." begann Sophronius.

„Was geht mich die Heilige Schrift an? Gott hat den Menschen die Vernunft gegeben, damit sie Ihn erkennen. Ich glaube an den Geist, aber nicht an die Buchstaben der Heiligen Schrift. Disputiert mit mir, indem Ihr die Kategorien und Syllogismen des Aristoteles beobachtet."

Und mit verachtungsvollem Lächeln warf er sein Obergewand um die Schulter, wie der berühmte Kyniker Diogenes seinen Mantel.

Einige Bischöfe begannen schon, sich über einen allgemeinen Glauben zu verständigen, indem sie sich gegenseitig Zugeständnisse machten, als ein Arianer, Narcissus aus Neroniades, ein Kenner aller Konzilbeschlüsse, Glaubensbekenntnisse und Kanons, sich in das Gespräch einmischte, ein Mann, den niemand leiden mochte, der der Unzucht und des Wuchers beschuldigt wurde, dessen große Gelehrsamkeit aber alle schätzten.

„Häresie!" erklärte er den Bischöfen kurz und bündig.

„Wie, Häresie? Warum Häresie?" erschollen einige Stimmen.

„Ist schon auf der Synode von Gangra als Häresie bezeichnet worden."

Die kleinen, schiefen Augen des Narcissus funkelten boshaft; ein ebenso boshaftes und höhnisches Lächeln umzuckte seine Lippen, seine graumelierten Haare standen wie Borsten in die Höhe; sein ganzes Gesicht schien vor Bosheit verzerrt.

„In Gangra!" wiederholten die Bischöfe verzweifelt. „Das haben wir ja ganz außer acht gelassen. Was fangen wir nun an?"

„Gott sei uns armen Sündern gnädig!" rief der gutmütige, treuherzige Bischof Eusus. „Ich begreife nichts mehr. Bin ganz verwirrt geworden. Der Kopf schwindelt mir von diesen griechischen Worten: ὁμοούσιος, ὁμοιούσιος — einig, nichteinig — Wesensähnlichkeit, Wesenseinheit! Die Ohren klingen mir von allen den Fremdwörtern. Ich tappe wie im Nebel herum und weiß selbst nicht, woran ich glaube oder nicht glaube, wo Häresie anfängt und wo sie aufhört. Herr Jesu Christ, hilf uns! Wir gehen in den Netzen des Teufels zugrunde."

In diesem Augenblick hörte jeder Lärm, jedes Geschrei plötzlich auf; den Ambon betrat der Günstling des Kaisers, der Bischof

Digitized by Google

Ursacius von Singidunum. In seinen Händen hielt er eine lange Pergamentrolle; zwei Schnellschreiber bereiteten sich vor, die Debatten der Synode in die offen vor ihnen liegenden Bücher einzutragen, indem sie ihre feinen Federn aus ägyptischem Rohre zuspitzten. Ursacius verlas die Botschaft des Kaisers an die Bischöfe, die folgendermaßen begann:

„Constantius, der Sieger und Triumphator, der erhabene und ewige Augustus, an die in Mediolanum versammelten Bischöfe."

Mit groben und ungebührlichen Worten forderte der Kaiser von der Synode die Absetzung des Athanasius, Bischofs von Alexandrien; er bezeichnete den von allen hochgeachteten ehrwürdigen Greis als den „unwürdigsten aller Menschen, einen Verräter, einen Genossen des frechen und abscheulichen Maxentius".

Die höfischen Schmeichler Valens, Eusebius, Auxentius fingen an, die Urkunde zu unterschreiben. Aber in der Menge erscholl ein Murren:

„Das ist die verfluchte Weisheit und Schlauheit der arianischen Gottesgegner. Wir werden unsern Bischof nicht kränken lassen!"

„‚Ewig' nennt der Kaiser sich, ‚ewig'!? Niemand ist ewig außer Gott. Das ist Verhöhnung des Heiligen!"

Die letzten Worte vernahm Constantius deutlich hinter dem Vorhang. Heftig riß er denselben zurück, betrat unerwartet den Saal der Synode und schritt zum Thronsessel. Die Speerträger umgaben ihn; der Gesichtsausdruck des Kaisers trug den Stempel heftigen Unwillens. Schweigen trat ein.

„Was ist los? Was ist los?" fragte wieder der blinde Greis Osius, verständnislos und erregt.

„Väter," begann der Kaiser, seinen Zorn beherrschend, „erlaubt Mir, dem Diener des Allgütigen, unter Seiner Vorsehung Meinen Eifer bis ans Ende zu beweisen. Athanasius ist ein Aufwiegler, er hat den Weltfrieden gebrochen ..."

Neues Murren erhob sich.

Constantius verstummte, staunend ließ er seinen Blick über die Bischöfe schweifen. Eine Stimme erscholl:

„Wir verfluchen die abscheuliche arianische Häresie!"

„Der Glaube, gegen den Ihr Euch empört, ist Unser Glaube", entgegnete der Kaiser. „Wenn er ketzerisch sein sollte, warum hat Gott der Allmächtige Uns den Sieg über Unsere Widersacher verliehen, über Constans, Vetranio, Gallus und den ungestümen, abscheulichen Maxentius? Warum hat Gott selbst auf Unser Haupt die Krone des Weltreiches gesetzt?"

Digitized by Google

Die Väter schwiegen. Valens, der Bischof von Murcia, ein Speichellecker vom Hofe des Kaisers, verbeugte sich mit kriecherischer Demut und sprach:

„Gott offenbart die Wahrheit Deiner Weisheit, gottgeliebter Herrscher. Das, woran Du glaubst, kann keine Häresie sein. Nicht umsonst sah Cyrillus von Jerusalem am Tage Deines Sieges über Maxentius am Himmel ein von einem Regenbogen umgebenes, flammendes Kreuz . . ."

„Ich will es so!" unterbrach ihn Constantius und erhob sich dabei vom Throne. „Ich entkleide Athanasius seiner Würde, kraft der Mir von Gott erteilten Macht. Betet, daß endlich alle Streitigkeiten und Wortklaubereien ein Ende nehmen, daß die bösartige, mörderische Häresie der Sabellianer, der Anhänger des gottlosen Athanasius vertilgt werde, daß Wahrheit die Herzen aller erfülle . . ."

Plötzlich erblaßte er; die Worte erstarben auf seinen Lippen.

„Was ist das? Wer hat ihn hereingelassen?"

Constantius wies auf einen hochgewachsenen Greis mit strengem und majestätischem Gesichtsausdruck, der unbemerkt eingetreten war; es war der wegen seines Glaubens vertriebene und abgesetzte Bischof Hilarius von Pictavium, einer der eifrigsten Feinde des arianisch gesinnten Kaisers. Unaufgefordert war er auf die Synode gekommen, vielleicht in der Hoffnung, hier den Märtyrertod zu finden.

Der Greis streckte seine Arme zum Himmel empor, als ob er den Fluch des Allmächtigen auf das Haupt des Kaisers herabbeschwören wolle, und seine laute Stimme erscholl in der Synode:

„Brüder, Christus naht, denn der Antichrist hat schon gesiegt. Constantius ist der Antichrist! Er schlägt uns nicht aufs Haupt, sondern streichelt uns die Backen; er wirft uns nicht ins Gefängnis, sondern er lockt uns in seine kaiserlichen Gemächer. Höre auf mich, Augustus, ich rede zu Dir, wie ich zu Nero, Decius, Maximianus, den offenbaren Verfolgern der Kirche, reden würde: Du bist ein Mörder, aber nicht der Menschen allein, sondern auch der Liebe Gottes! Nero, Decius, Maximianus haben Gott mehr gedient als Du! Zu ihrer Zeit besiegten die Christen den Teufel; da wurde das Blut der Märtyrer vergossen, das die Erde gesäubert hat, und die Gebeine der Toten verrichteten Wunder. Du aber, der Grausamste der Grausamen, mordest und gewährst uns nicht den Ruhm der Märtyrer. Herr, unser Gott, schicke uns doch einen offenbaren Peiniger, keinen scheinheiligen Feind, einen der dem Nero und Decius gleicht, damit das wohltätige und schreckliche Rüstzeug

Digitized by Google

Deines Zornes, die Kirche, die durch den Kuß des Judas Constantius entweiht ist, wieder herstelle!"

Zornbebend erhob der Kaiser seine Hand.

„Man ergreife ihn. — ihn und die Empörer!" rief er, den Atem verlierend, indem er mit ausgestrecktem Finger auf Hilarius wies.

Die Palatine und die Schildträger stürzten sich auf die Bischöfe; es entstand eine allgemeine Verwirrung; die Klingen der Schwerter blitzten; unter schweren Beschimpfungen wurde Hilarius das Omophorium, die Stola und die Casibula abgerissen und er selbst hinweggeführt.

Viele liefen erschrocken zu den Türen, stolperten, drängten und überrannten einander.

Einer der jungen Schreiber erstieg eine Fensterbank, um auf den Hof hinauszuspringen. Aber ein Soldat ergriff sein langes Gewand und hielt ihn daran fest. Dadurch wurde der Tisch mit den Tintenfässern umgeworfen, und die rote Tinte ergoß sich auf den Jaspisfußboden. Beim Anblick dieser roten Pfütze rief eine Stimme:

„Blut! Blut! Rettet Euch!"

Andere schrieen: „Tod den Feinden des erhabenen Augustus!"

Paphnutius, von zwei Legionären fortgezogen, rief mit lauter Stimme:

„Ich bekenne das Konzil zu Nizäa; ich verfluche die arianische Häresie!"

„Wesenseinheitlicher!" riefen viele, andere wieder: „Lüge! Wesensähnlicher!" — „Wesensunähnlicher!" „Anomöusie! Anomöusie!" schrien einige. — „Schweigt, Ihr Gottesverächter! Anathema! Mag eine Scheidung eintreten! Das Konzil zu Nizäa — zu Sardes — zu Gangra — Anathema!"

Von allen vergessen, saß der blinde Osius auf seinem Bischofssessel und flüsterte kaum hörbar:

„Jesus Christe, Sohn Gottes, erbarme Dich unser! Was ist denn geschehen, Brüder?"

Vergeblich streckte er seine schwachen Arme der fliehenden, verstandlosen Menge nach; vergeblich wiederholte er: „Was ist denn geschehen, Brüder?" Niemand sah und hörte auf den Greis. Die Tränen liefen ihm an den Runzeln seiner eingefallenen Wangen herab.

Mit höhnischem Lächeln sah Julian auf den Ausgang der Synode und triumphierte.

Digitized by Google

Am selben Tage spät abends schritten in der einsamen, stillen Ebene östlich von Mediolanum zwei Einsiedler dahin, Mönche aus Mesopotamien, die von den fernen syrischen Bischöfen zur Synode entsandt waren. Mit Mühe hatten sie sich aus den Händen der Schloßwache gerettet, und froh eilten sie jetzt nach Ravenna, um so schnell als möglich ihre einsame Heimat zu erreichen. Ermüdung und Abspannung waren auf ihren Gesichtern ausgeprägt. Ephraim, der eine der beiden, war ein Greis; der andere, Pimen, ein Jüngling. Ephraim sagte zu Pimen:

„Es wird Zeit, wieder in die Wüste heimzukehren. Es ist besser, das Heulen der Schakale und Löwen mit anzuhören als das, was wir heute in den kaiserlichen Gemächern erlebt haben. Mein liebes Kind! Selig sind die Schweigsamen! Selig sind diejenigen, die sich in die Einsamkeit zurückziehen, wo die Streitigkeiten der Kirchenlehrer sie nicht erreichen. Selig sind, die die Nichtigkeit des Wortes erkennen. Selig sind die Friedfertigen! Selig sind, die die Geheimnisse Gottes nicht erkennen, sondern vor Deinem Angesicht, o Gott, wie eine Harfe singen. Selig sind, die es begriffen haben, wie schwer es ist, Dich zu erkennen, wie leicht es ist, Dich zu lieben, Herr!"

Ephraim verstummte und Pimen sprach: „Amen!"

Die tiefe Stille der Nacht umgab sie; eilig schritten sie, die Sterne zur Richtschnur nehmend, gen Osten und freuten sich auf das heilige Schweigen in der Wüste. — — —

Sechzehntes Kapitel.

An einem sonnigen Morgen strömte eine ungezählte Volksmenge auf den Straßen von Mediolanum dem Hauptplatze zu. Hochrufe erschollen; auf einem mit einer ganzen Herde schwanenweißer Rosse bespannten Triumphwagen erschien der Kaiser.

Er stand so hoch, daß die Menschen die Köpfe zurückwerfen mußten, um ihn sehen zu können; blendend leuchtete sein mit Edelsteinen übersätes Gewand. In der rechten Hand hielt er das Zepter, in der linken die mit einem Kreuz gekrönte Erdkugel.

Unbeweglich wie eine Bildsäule, stark geschminkt und gepudert sah er gerade vor sich hin und wendete seinen Kopf nicht, als ob er in einen Schraubstock eingezwängt wäre. Auf der ganzen Fahrt, selbst bei den Stößen und Schwankungen des Wagens, bewegte er

Digitized by Google

sich nicht; er rührte keinen Finger, hüstelte nicht, zuckte nicht mit den weit geöffneten Augen.

Diese wie versteinerte Unbeweglichkeit hatte sich Constantius durch jahrelange Übung angeeignet; er war stolz auf sie und hielt sie für ein notwendiges Attribut der göttlichen Majestät der römischen Imperatoren. In solchen Augenblicken wäre er eher gestorben, als daß er, seiner sterblichen Natur folgend, sich den Schweiß von der Stirn gewischt, geniest, sich geschneuzt oder ausgespuckt hätte.

Krummbeinig, klein von Wuchs, hielt er sich selbst für einen Riesen. Als der Wagen unter dem Bogen der unweit der Thermen des Maximianus Herkulius befindlichen Triumphpforte hindurchfuhr, neigte der Kaiser sein Haupt, als ob er den Bogen berühren könnte, durch den ein Zyklop unbehindert hätte gehen können.

Zu beiden Seiten des Weges standen die Angehörigen der Palatine; sie trugen goldene Helme und goldene Panzer; in der Sonne erglänzten die beiden Reihen der Leibwache gleich Blitzstrahlen. Um den kaiserlichen Wagen flatterten reiche Fahnen in Gestalt von Drachen; aus dem Purpurstoff, der von dem in den Drachenrachen eindringenden Winde sich aufblähte, kam ein durchdringendes Geräusch, dem Gezisch der Schlangen ähnelnd. Die langen roten Schweife der Ungetüme wirbelten im Winde.

Auf dem Hauptplatze waren alle Legionen versammelt, die in Mediolanum lagen.

Endlose, in gleichmäßigem Tempo sich wiederholende Hochrufe bewillkommneten den Kaiser. Constantius war befriedigt. Der Ton dieser Hochrufe, nicht zu schwach und nicht zu laut, und ihr Rhythmus waren vorher ausprobiert worden, sie unterlagen der strengsten Beaufsichtigung. Soldaten und Bürger waren in der Kunst, ihr Entzücken in gemäßigten Akzenten auszudrücken, unterwiesen worden.

Constantius, der jeder seiner Bewegungen, jedem seiner Schritte eine gewisse Würde verlieh, verließ den Wagen und bestieg die Plattform eines Gerüstes, das sich auf dem Platze erhob und von oben bis unten mit alten Fahnentüchern und römischen Adlern umhängt war.

Ein Hörnersignal erscholl — das Zeichen, daß der Feldherr zu seinem Heere reden wollte. Auf dem Platze wurde es still.

„Optimi reipublicae defensores!“ fing Constantius an. „Hervorragendste Verteidiger des Reiches!“

Seine Rede war weitschweifig und voll rhetorischer Ausschmückungen und Wendungen.

Digitized by Google

Julian stieg im Hofgewande die Stufen zur Plattform hinan, und der Brudermörder bekleidete den letzten Nachkommen des Constantius Chlorus mit dem heiligen Purpurmantel der Cäsaren. Durch die leichte Seide drangen die Sonnenstrahlen hindurch, als der Kaiser den Mantel emporhob, um ihn auf die Schultern des vor ihm knienden Julian zu legen. Ein blutroter Schein fiel auf das Gesicht des jungen Cäsars, das von Totenblässe bedeckt war; in Gedanken wiederholte er einen Vers aus der Ilias, der ihm eine Vorbedeutung zu haben schien:

Ἕλλαβε πορφύρεος θάνατος καὶ Μοῖρα κραταιή. —

Ihn ergriff der purpurne Tod und das mächtige Schicksal ...

Inzwischen begrüßte ihn Constantius: „Recipisti primaevus originis tuae splendidam florem, amatissime mihi omnium frater!“ — „Noch so jung, empfängst Du die glänzende Farbe Deiner kaiserlichen Abkunft, mein vielgeliebter Bruder!“

Ein Freudenschrei ertönte in den Reihen der Legionäre. Constantius machte ein finsteres Gesicht; dieses Freudengeschrei überstieg das vorgeschriebene Maß; vermutlich hatte die Erscheinung Julians den Legionären gefallen.

„Heil dem Cäsar Julianus!“ riefen sie immer lauter und konnten dabei kein Ende finden. Der neue Cäsar lächelte ihnen freundlich zu. Jeder der Legionäre schlug sich mit dem Schilde aufs Knie, was ein Zeichen der Freude war.

Julian schien es, als ob nicht der Wille des Kaisers, sondern der der Götter selbst an ihm sich erfülle — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Jeden Abend pflegte Constantius eine Viertelstunde zum Putzen und Beschneiden seiner Nägel zu verwenden; es war die einzige Zerstreuung, die er sich gestattete — er, der keine Laune besaß, zurückhaltend und in allen seinen Gewohnheiten eher grob als verzärtelt war.

Während er an jenem Abende seine Nägel befeilte und mit einer feinen Bürste strich, fragte er seinen Lieblingseunuchen, den Oberkämmerer Eusebius, vergnügt:

„Was glaubst Du, wird er die Gallier bald besiegen?“

„Ich glaube,“ antwortete Eusebius, „wir werden bald Nachrichten über Niederlagen und den Tod des Julian erhalten.“

„Es würde mir leid tun“, fuhr Constantius fort. „Ich habe übrigens das Meinige getan; die Schuld wird jetzt an ihm selbst liegen.“

Er lächelte, neigte seinen Kopf auf die Seite und betrachtete seine Nägel.

Digitized by Google

„Du hast Maxentius besiegt", flüsterte der Eunuch, „Du hast den Vetranio, den Constans, den Gallus besiegt, Du wirst auch Julian besiegen. Dann wird es nur einen Hirten und eine Herde geben — Gott und Dich!"

„Ja, ja, aber außer Julian lebt noch Athanasius. Ich werde nicht eher Ruhe finden, als bis ich ihn lebend oder tot in meinen Händen haben werde."

„Julian ist gefährlicher als Athanasius, und Du hast ihn heute mit dem Purpur des Todes bekleidet! O Weisheit der göttlichen Vorsehung! Auf welch unerforschlichen Wegen vernichtet sie die Feinde Deiner Ewigkeit! Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste von nun an bis in alle Ewigkeit!"

„Amen!" sagte der Kaiser, er hatte die Arbeit an seinen Nägeln beendet und die letzte Bürste weggeworfen. Er trat an die alte Kreuzesfahne Konstantins, das „Labarum", die stets in seinem Schlafzimmer stand, fiel auf die Knie und fing, indem er dabei auf das mit Edelsteinen gestickte, beim Scheine der ewigen Lampe blitzende Monogramm Christi hinblickte, an zu beten. Mit pedantischer Genauigkeit verrichtete er die vorgeschriebenen Gebete und Verbeugungen. Mit unerschütterlichem Glauben wendete er sich zu Gott, wie ein Mensch, der nie an seiner Tugend zweifelt.

Als die zum Gebet bestimmten drei Viertelstunden verflossen waren, stand er leichten Herzens auf.

Die Eunuchen entkleideten ihn; er legte sich auf ein prächtiges Bett, dem silberne Cherubim mit ausgebreiteten Flügeln als Stützen dienten.

Mit einem unschuldigen, fast kindlichen Lächeln auf den Lippen schlief der Kaiser ein.

Siebzehntes Kapitel.

In einer der belebtesten Hallen Athens war eine Statue Arsinoes „Der Sieger Oktavianus mit dem Haupte des toten Brutus" ausgestellt. Die Athener begrüßten die Tochter des Senators Helvidius Priscus als Erneuerin der alten Kunst.

Besondere Beamte, die auf die Stimmung des Volkes zu achten und deshalb den Beinamen „Die Neugierigen" erhalten hatten, berichteten an geeigneter Stelle, daß dieses Bildwerk im Volke Gefühle der Sehnsucht nach der verlorenen Freiheit des Altertums erwecken könne; im Haupte des toten Brutus fanden sie eine Ähnlichkeit mit Julian heraus und sahen darin eine An-

Digitized by Google

spielung auf die Hinrichtung des Gallus; im Oktavianus glaubten sie eine Ähnlichkeit mit Constantius entdecken zu können.

Die Angelegenheit bauschte sich zu einer Untersuchung wegen Majestätsbeleidigung auf und wäre beinahe zur Kenntnis von Paulus Catena gelangt. Zum Glück traf aber aus der Hofkanzlei, vom Magister der Offizien, der Befehl ein, die Statue nicht allein aus der Halle zu entfernen, sondern sie auch in Gegenwart von kaiserlichen Beamten zu zerstören.

Arsinoe wollte sie verstecken. Hortensius hatte aber solche Angst, daß er seinem Mündel drohte, sie den Angebern auszuliefern. Abscheu gegen die menschliche Gemeinheit ergriff sie, und sie ließ die Zertrümmerung ihres Bildwerks durch Steinhauer zu. Bald darauf verließ sie Athen. Der Vormund hatte sie überredet, ihn nach Rom zu begleiten, wo ihm seine Freunde schon seit langem die einträgliche Stelle eines Quästors versprochen hatten.

Sie siedelten sich in der Nähe des Palatinischen Hügels an. Die Tage flossen ohne Beschäftigung dahin — die Künstlerin fühlte jetzt, daß die große und freie Kunst der Alten nicht wiedererstehen könne.

Arsinoe dachte oft an ihr Gespräch mit Julian in Athen; dies war das einzige Band, das sie ans Leben knüpfte. Die Untätigkeit schien ihr unerträglich zu sein; in Augenblicken der Verzweiflung wollte sie alles mit einem Schlage beenden, alles verlassen und nach Gallien zu dem jungen Cäsar reisen, um mit ihm die Macht zu erringen oder gemeinsam zugrunde zu gehen.

Aber in dieser Zeit erkrankte sie ernstlich. In den langen und stillen Tagen ihrer Genesung beruhigte und tröstete sie ihr unbeständigster und doch zugleich treuester Verehrer, der Centurio der Gardeschildträger Anatolius, der Sohn eines reichen Kaufmanns in Rhodus.

Er war, wie er selbst sagte, nur durch eine Laune seines ruhmsüchtigen Vaters, der es als höchstes Glück betrachtete, den Sohn mit den goldenen Abzeichen der Gardeschildträger zu sehen, römischer Centurio geworden.

Anatolius befreite sich durch Bestechungen vom Dienste und lebte in üppigem Müßiggang, vertrieb sich die Zeit mit Besichtigen von Kunstwerken und Lesen von Büchern, bei Festen und auf bequemen Reisen, aber eine solche Klarheit der Seele wie die alten Epikureer besaß er nicht. Er beklagte sich bei seinen Freunden:

„Ich leide an einer tödlichen Krankheit."

„An welcher?" fragten sie ihn mit ungläubigem Lächeln.

„An dem, was Ihr meinen Scharfsinn nennt und was mir

Digitized by Google

selbst zuweilen nur als beweinenswerter und sonderbarer Unverstand erscheint."

In seinen allzu weichen, fast frauenhaften Gesichtszügen prägten sich Erschlaffung und Trägheit aus.

Zuweilen schien er sich aufzuraffen: dann unternahm er bei stürmischem Wetter zielloſe Spazierfahrten auf offenem Meere mit Fischern oder reiste in die Wälder Kalabriens, um auf Wildschweine und Bären zu jagen; er plante, sich an einer Verschwörung gegen das Leben des Kaisers oder an kriegerischen Heldentaten zu beteiligen, und suchte in die schrecklichen Mysterien des Mithra und des Adonis eingeweiht zu werden. Bei solchen Gelegenheiten verstand er es, durch Unermüdlichkeit und Kühnheit auch solche Leute, denen seine gewohnte Lebensweise fremd war, in Erstaunen zu versetzen. Aber bald ging die Erregung vorüber; er kehrte noch matter und schläfriger, noch düsterer und spöttischer zum Müßiggange zurück.

„Man kann nichts mit Dir anfangen, Anatolius", sagte Arsinoe oft mit vorwurfsvollem Lächeln zu ihm. „Du bist so weich, als ob Du gar keine Knochen hättest."

Dennoch fand sie im Charakter dieses letzten Epikureers die hellenische Schönheit wieder; sie liebte den traurigen Spott in seinen Augen, mit dem er auf alles im Leben, ja auf sich selbst herabsah, wenn er sagte:

„Ein Weiser findet einen Teil süßer Befriedigung selbst in seinen allertraurigsten Gedanken, wie die Bienen des Hymettos auch aus den allerbittersten Pflanzen Honig saugen."

Diese Unterhaltungen schläferten Arsinoe ein und beruhigten sie; im Scherz nannte sie ihn ihren Arzt.

Arsinoe genas völlig, aber sie kehrte nicht wieder in ihre Werkstatt zurück; schon der Anblick von Marmor rief in ihr traurige Empfindungen wach.

Zu dieser Zeit veranstaltete Hortensius für das Volk zur Feier seiner Ankunft in Rom ihrer Pracht nach noch nicht dagewesene Festspiele im Amphitheater des Flavius. Er war immer in Geschäften unterwegs; erhielt täglich aus den verschiedensten Weltgegenden Pferde, Löwen, iberische Bären, schottische Hunde, Nilkrokodile; auserlesene Gladiatoren, unerschrockene Jäger, Kunstreiter und Mimiker trafen bei ihm ein.

Der Tag der Festspiele nahte heran, aber die Löwen waren noch immer nicht aus Tarent, bis wohin man sie zu Schiff gebracht hatte, eingetroffen. Die Bären waren abgemagert, verhungert und zahm wie Schafe. Hortensius schlief vor Unruhe keine Nacht.

Digitized by Google

Zwei Tage vor der Vorstellung hatten sich die Gladiatoren, gefangene Krieger aus Sachsen, für die er Unsummen Geldes gezahlt hatte, zum großen Leidwesen des Senators nachts im Gefängnisse gegenseitig erwürgt, da sie es als Schmach ansahen, zur Belustigung des römischen Pöbels zu dienen. Beim Empfang dieser Nachricht war Hortensius beinahe in Ohnmacht gefallen.

Seine ganze Hoffnung beruhte jetzt auf den Krokodilen.

„Hast Du versucht, ihnen gehacktes Schweinefleisch zu geben?" fragte er den Sklaven, der mit der Aufsicht über die kostbaren Krokodile betraut war.

„Ich habe es ihnen gegeben; sie fressen es aber nicht."

„Und rohes Kalbfleisch?"

„Auch Kalbfleisch fressen sie nicht."

„Weizenbrot in Sahne aufgeweicht?"

„Daran schnuppern sie nicht einmal; sie wenden sich ab und schlafen ruhig weiter. Sie sind entweder krank oder matt vor Hunger. Wir haben schon ihre Rachen gewaltsam mit Stöcken geöffnet und Futter hineingesteckt; sie speien es aber aus."

„Ich möchte beim Jupiter schwören, sie werden mich und sich selbst noch unter die Erde bringen, diese gemeinen Geschöpfe! Wir müssen sie am ersten Tage in die Arena bringen, sonst krepieren sie uns noch vor Hunger", stöhnte der arme Hortensius, indem er sich in einen Sessel fallen ließ.

Arsinoe betrachtete ihn mit einem gewissen Neide; er langweilte sich wenigstens nicht.

Sie ging in ein einsames Gemach, dessen Fenster nach dem Garten hinauslagen. Hier griff ihre sechzehnjährige Schwester Myrrha, ein hageres, schlankes Mädchen, in die Saiten einer Leier. In der Stille der Mondnacht schienen die Töne herabfallenden Tränen zu gleichen. Schweigend umarmte Arsinoe ihre Schwester. Myrrha erwiderte den Gruß, ohne das Spiel zu unterbrechen.

Hinter der Gartenmauer erscholl ein Pfiff.

„Das ist er!" sagte Myrrha aufstehend und horchend. „Laß uns eilen!"

Sie drückte die Hand Arsinoes. Beide Mädchen warfen sich dunkle Mäntel über und gingen. Der Wind jagte die Wolken, der Mond sah bald aus ihnen hervor, bald verschwand er hinter ihnen. Arsinoe schloß eine kleine Pforte in der Gartenmauer auf. Ein junger Mann in einer wollenen Mönchskutte empfing sie.

„Haben wir uns auch nicht verspätet, Juventimus?" fragte Myrrha. „Ich hatte solche Angst, daß Du nicht kommen würdest."

Digitized by Google

Sie gingen lange, zuerst durch eine schmale dunkle Gasse, dann durch einen Weinberg, und gelangten endlich aufs freie Feld, da, wo die römische Campagna beginnt. Das trockene Steppengras raschelte; beim Mondschein sah man in der Ferne die Bogen des aus Ziegeln errichteten Aquäduktes aus der Zeit des Servius Tullius.

Juventinus sah sich um und sagte: „Es kommt jemand."

Die beiden Mädchen schauten sich auch um; der Lichtschein des Mondes fiel auf ihre Gesichter, und der ihnen nachfolgende Mann rief erfreut:

„Arsinoe! Myrrha! Endlich treffe ich Euch! Wo wollt Ihr hin?"

„Zu den Christen!" antwortete Arsinoe. „Begleite uns, Anatolius. Du wirst viel Interessantes sehen."

„Zu den Christen? Das kann nicht möglich sein. Du hast sie ja immer so gehaßt?" erwiderte der Centurio erstaunt.

„Mit den Jahren wird man besser und nachsichtiger gegen alles", antwortete das Mädchen. „Ein Aberglaube ist nicht besser, nicht schlechter als der andere. Und dann — was beginnt man nicht alles aus Langweile? Ich gehe Myrrhas wegen zu ihnen. Es gefällt ihr."

„Wo ist denn die Kirche? Wir sind ja auf freiem Felde!" fragte Anatolius und sah sich zweifelnd um.

„Die Kirchen der Christen sind verunreinigt und zerstört von ihren eigenen Brüdern, den Arianern, die an Christum anders glauben als sie. Bei Hofe hättest Du zur Genüge über Wesenseinheit und Wesensähnlichkeit hören können. Jetzt beten die Gegner der Arianer im geheimen, in denselben unterirdischen Räumen, wie die alten Christen zu den Zeiten der ersten Verfolgungen."

Myrrha und Juventinus blieben etwas zurück, so daß Anatolius mit Arsinoe unter vier Augen reden konnte.

„Wer ist das?" fragte der Centurio, auf Juventinus hinweisend.

„Ein Nachkomme des alten Patriziergeschlechts der Furier", antwortete Arsinoe. „Die Mutter will aus ihm einen Konsul machen; er aber gedenkt, gegen ihren Willen in eine Einöde zu gehen, um zu Gott zu beten. Er liebt seine Mutter und muß sich doch vor ihr verbergen wie vor einem Feinde."

„Die Nachkommen der Furier — Mönche! Was für Zeiten!" seufzte der Epikureer.

Sie näherten sich indessen den „Arenarien", alten Gruben im brödligen Tuffe der Pozzuolanerde, und stiegen auf schmalen Stufen zum Grunde eines dieser Brüche hinab. Der Mond schien auf die großen Stücke der rötlichen vulkanischen Erde. Einer nischenartigen

Digitized by Google

Vertiefung in der Wand entnahm Juventinus eine kleine Handlampe, schlug Feuer und zündete sie an. Eine lange Flamme züngelte aus dem spitzen Lampenhalse hervor. Sie betraten einen der Seitengänge des Arenariums. Noch von den Römern hergestellt, führte der sehr breite und geräumige Stollen ziemlich steil in die Tiefe hinab; er wurde von andern Stollen, die den Arbeitern zum Transporte des Tuffs dienten, durchquert. Juventinus führte seine Begleiter durch ein wahres Labyrinth; endlich blieb er vor einem Brunnenschacht stehen und nahm den schweren Deckel von demselben ab; feuchter Dunst schlug ihnen entgegen. Vorsichtig stiegen sie die steilen Stufen hinunter; ganz am Boden des Schachtes befand sich eine Tür. Juventinus klopfte; die Tür öffnete sich, ein greiser Mönch, der Pförtner, ließ sie einen engen, hohen Gang betreten, der nicht mehr in bröckligen Tuff gegraben, sondern schon im festen Gestein ausgehauen war.

Zu beiden Seiten des Ganges befanden sich Grabnischen, die durch Marmorplatten oder gewöhnliche Steintafeln verdeckt waren.

Menschen mit Lampen in der Hand begegneten ihnen. Anatolius blieb einen Augenblick stehen und las beim flackernden Scheine die Inschrift der einen Platte: „Dorotheus, der Sohn des Felix, ruht hier an einem kühlen, lichten und friedlichen Orte" — „requiescit in loco refrigii, luminis, pacis." Darunter stand: „Brüder, stört meinen süßesten Schlummer nicht!"

Der Sinn all dieser Inschriften war liebevoll und zärtlich. „Sophronia," lautete die eine, „Geliebte, lebe ewig in Gott!" — „Sophronia dulcis, semper vivis Deo!" und etwas weiter: „Sophronia vivis!" — „Sophronia, Du lebst!" — als ob der Schreiber dieser Worte endgültig erkannt hätte, daß es keinen Tod gebe.

Nirgends hieß es: „er ist begraben", sondern „er ist hier niedergelegt" — „depositus". Es schien, als ob Tausende und aber Tausende von Menschen, Geschlechter auf Geschlechter nicht als Tote, sondern als Schlafende, von einer geheimnisvollen Erwartung erfüllt, hier ruhten.

In den Wandnischen standen Lampen, deren Flammen in der drückenden Luft hoch und unbeweglich aufbrannten, und zierliche Urnen mit Wohlgerüchen; nur der Geruch der faulenden Knochen, der aus den Spalten der Särge aufstieg, erinnerte an den Tod.

Die unterirdischen Gänge zogen sich in mehreren Stockwerken übereinander hin; hier und da waren an der Decke zur Erdoberfläche hinaufsteigende Luftlöcher, „Luminarien", angebracht, durch

Digitized by Google

die sich zuweilen ein schwacher Mondstrahl in diese Tiefe verirrte und eine marmorne Tafel erhellte.

Am Ende eines Ganges erblickten Arsinoe und ihre Begleiter einen Totengräber bei der Arbeit; mit fröhlichem Gesicht, ein Liedchen vor sich hinsummend, schlug er mit einer eisernen Hacke in das Gestein über seinem Kopfe, das sich zu einem Gewölbe gestaltete. Nicht weit davon stand eine Gruppe von Christen neben dem „Fossor", dem Aufseher der Totengräber in dieser Abteilung, einem reichgekleideten Manne mit fleischigen Backen und schlauen Gesichtszügen. Der Fossor hatte das Recht ererbt, über eine Galerie von Katakomben zu verfügen und die freien Beerdigungsstätten seines Bereiches zu verkaufen. Seine Abteilung war besonders vorteilhaft, weil in ihr die Gebeine des heiligen Laurentius ruhten; der Totengräber hatte sich dadurch ein Vermögen erworben. Jetzt verhandelte er mit dem reichen und geizigen Gerber Simon. Arsinoe blieb einen Augenblick stehen, um zuzuhören.

„Liegt der Platz weit ab vom heiligen Laurentius?" fragte Simon bedenklich; er dachte an die große Geldsumme, die der Fossor forderte.

„Nicht weit, ungefähr sechs Fuß."

„Oben oder unten?" fragte, noch nicht ganz befriedigt, der Käufer weiter.

„Rechts, etwas schräg. Ich sage Dir, es ist ein vorzüglicher Platz, ich überteuere Dich nicht. Wie Du auch gesündigt hast, alles wird Dir vergeben werden. Mit dem Heiligen zusammen wirst Du das himmlische Reich betreten."

Der Fossor nahm ihm Maß zum Grabe, wie ein Schneider zu Kleidern. Der Gerber bat ihn, es etwas geräumiger zu machen, damit er nicht gar zu eng zu liegen brauche.

Indessen trat eine alte, ärmlich gekleidete Frau an den Totengräber heran:

„Was willst Du, Großmütterchen?"

„Ich bringe das Zuschußgeld."

„Was für einen Zuschuß?"

„Für ein gerades Grab."

„Ach so, ich besinne mich. In einem krummen magst Du also nicht liegen?"

„Nein, die Knochen tun mir so schon weh."

In den Katakomben, besonders in der Nähe von Ruhestätten der Heiligen, wurde jeder freie Winkel so hoch bewertet, daß man genötigt war, wo die Wände es nicht zuließen, auch etwas ge-

Digitized by Google

krümmte Grabnischen anzufertigen; solche Nischen wurden nur von den ärmsten Leuten gekauft.

„Gott mag wissen, wie lange ich bis zur Auferstehung werde liegen müssen. In einem krummen zu liegen mag für die erste Zeit noch angehen, wenn man dann aber müde wird, so ist es unangenehm."

Anatolius hörte belustigt zu. „Das ist viel interessanter als alle Geheimnisse des Mithra", sagte er mit leichtsinnigem Lächeln zu Arsinoe. „Schade, daß ich es nicht früher gewußt habe. Ich habe noch niemals einen so lustigen Begräbnisplatz gesehen."

Sie betraten einen ziemlich großen Raum, das „Cubiculum", die Totenkammer. Hier brannten unzählige Lampen; ein Priester las Messe; als Altar diente ihm die Steinplatte auf dem Grabe eines Märtyrers, das sich unter dem bogenförmigen Gewölbe befand.

Es waren hier viele Betende, alle in langen, weißen Gewändern. Auf allen Gesichtern lag der Ausdruck der Freude und himmlischen Friedens. Myrrha kniete nieder. Mit Tränen kindlicher Liebe in den Augen blickte sie auf das Bild des Guten Hirten, das an der Decke der Totenkammer angebracht war.

Hier in den Katakomben war die von der Kirche längst beseitigte Sitte der ersten Christengemeinden, daß die Brüder und Schwestern sich nach beendigtem Gottesdienste den Friedenskuß reichten, wieder erneuert worden. Arsinoe küßte, dem allgemeinen Beispiele folgend, Anatolius.

Dann gingen sie alle vier aus dem untern Stockwerke in die oberen, von denen aus ein unterirdischer Gang in den geheimen Zufluchtsort des Juventinus, ein verlassenes heidnisches Grab, ein Columbarium, seitwärts der Via Appia gelegen, führte. Hier hielt er sich vor den Nachstellungen der Mutter, die ihn den Beamten des Präfekten angezeigt hatte, versteckt und erwartete die Ankunft des Schiffes, das ihn nach Ägypten bringen sollte. Er lebte nur mit dem frommen, blinden Greise Didymus aus Thebaïs zusammen und führte ein strenges Büßerleben.

Didymus saß mit untergeschlagenen Beinen im Columbarium und flocht aus Weidenruten einen Korb. Ein Strahl des Mondes fiel durch das Luftloch herein und beschien seine weißen Locken und seinen langen Bart.

Von oben bis unten waren in den Wänden des Columbariums Nischen angebracht, die den Nestern in Taubenschlägen glichen; in jeder dieser Nischen stand eine Urne mit der Asche eines Verstorbenen.

Digitized by Google

Myrrha, die der Alte sehr liebte, küßte andächtig seine runzlige Hand und bat ihn, etwas von jenen frommen Vätern zu erzählen, die als Einsiedler gelebt hatten. Es ging ihr nichts über diese wunderbaren Legenden. Mit zärtlichem Lächeln streichelte der Greis Myrrhas Haare. Alle lagerten sich um ihn. Er berichtete von den Schicksalen und Taten der heiligen Männer in Thebaïs, Nitrien und Mesopotamien, die um ihres Glaubens willen teils in gezwungener, teils in freiwilliger Verbannung sich in die Einsamkeit der Wüste zurückgezogen hatten. Mit verklärten Augen, ihre Hände auf die Brust gepreßt, sah Myrrha zu ihm auf. Das Lächeln des Blinden war von kindlicher Zärtlichkeit erfüllt, seine seidenweichen, weißen Haare umrahmten seinen Kopf wie ein Heiligenschein. Alle schwiegen, als er geendet hatte. Das nimmer ruhende Getöse Roms drang herüber.

Plötzlich klopfte es an die äußere Tür, die das Columbarium mit den Katakomben verband. Juventinus erhob sich, trat an die Tür und fragte, ohne aufzumachen, wer da sei.

Er erhielt keine Antwort, nur das Klopfen wiederholte sich dringender, wenn auch schwächer. Er öffnete die Tür und trat zurück; eine hochgewachsene Frau erschien auf der Schwelle des Columbariums. Ihr langes, weißes Gewand verhüllte ihre ganze Gestalt vom Kopf bis zu Fuß, auch das Gesicht; sie bewegte sich wie eine Kranke oder eine Greisin. Schweigend blickten alle die Eintretende an. Mit einer plötzlichen Handbewegung schlug sie die das Gesicht verhüllenden Gewandfalten zurück und Juventinus schrie auf:

„Meine Mutter!“

Die Frau stürzte dem Sohne zu Füßen und umfaßte sie. Weiße Haarsträhne fielen auf ihr abgemagertes, bleiches, trauriges, aber immer noch stolzes Gesicht.

Der Jüngling umfaßte den Kopf seiner Mutter und küßte ihn.

„Juventinus!“ rief der Greis.

Der aber antwortete nicht. Die Mutter redete schnell und freudig auf ihn ein, als ob sie allein wären:

„Ich fürchtete, Dich nie wiederzusehen, mein Sohn! Ich wollte schon nach Alexandria fahren — oh, ich hätte Dich auch dort gefunden, in der Wüste — überall! Aber jetzt, nicht wahr, ist doch alles zu Ende? Sage mir, daß Du hier bleibst. Warte, bis ich tot bin. Dann kannst Du ja machen, was Du willst...“

Dringender rief der Greis: „Juventinus, hörst Du mich?“

„Ehrwürdiger Vater,“ sagte die Frau, auf den Blinden blickend, „Du wirst mir meinen Sohn nicht rauben! Höre, wenn

Digitized by Google

es nötig sein sollte, werde ich mich von dem Glauben meiner Väter lossagen, werde den Gekreuzigten bekennen, Nonne werden . . ."

„Frau, Du kennst die Gebote Christi nicht! Eine Mutter kann keine Nonne, eine Nonne keine Mutter sein."

„Ich habe ihn unter Schmerzen geboren!"

„Du liebst nicht seine Seele, sondern seinen Leib."

Die Frau warf einen Blick unendlichen Hasses auf Didymus.

„So seid denn verdammt, mit Euren listigen, gleisnerischen Worten!" rief sie. „Seid verflucht, Ihr, die Ihr den Müttern die Kinder raubt, die Unschuldigen verführt! Ihr Männer in den schwarzen Gewändern, die Ihr das himmlische Licht fürchtet; Ihr Diener des Gekreuzigten, die Ihr das Leben haßt; Zerstörer alles dessen, was es in der Welt an Heiligem und Erhabenem gibt!"

Ihre Gesichtszüge verzerrten sich, sie drückte ihren Körper noch fester an die Füße ihres Sohnes und rief schluchzend:

„Ich weiß, mein Kind, Du wirst mich nicht verlassen . . . Du kannst es nicht . . ."

Der Greis Didymus stand mit dem Stabe in der Hand an der offenen Tür des Columbariums, die in die Katakomben führte.

„Zum letztenmal befehle ich Dir, mein Sohn, im Namen des lebendigen Gottes, mir zu folgen, sie zu verlassen!" sagte er laut und feierlich.

Da ließ die Frau ihren Sohn los und flüsterte kaum verständlich: „Nun, so verlaß mich, wenn Du es vermagst . . ."

Ihre Tränen versiegten, ihre Arme fielen kraftlos herab. Sie wartete auf eine Antwort.

„Erbarme Dich meiner, Herr!" flüsterte Juventinus kreideblaß, seine Augen gen Himmel richtend.

„Wer Mir folgen will und hasset nicht Vater, Mutter, Kinder, Brüder, Schwestern und sein eigenes Leben, der kann nicht Mein Jünger sein!" sagte Didymus; tastend erreichte er die Tür und wandte sich zum letztenmal an den Novizen: „Mein Sohn, bleibe in der Welt, aber denke daran: Du hast Dich von Christus losgesagt."

„Vater, ich gehe mit Dir! Herr, ich bin Dein!" rief Juventinus und folgte dem Greise.

Die Frau rührte keinen Finger, um ihn zurückzuhalten; kein Muskel ihres Gesichts zuckte. Als die Schritte der beiden verhallten, fiel sie lautlos, wie vom Blitz erschlagen, zur Erde.

„Macht auf! Im Namen des erhabenen Kaisers Constantius, macht auf!" Es waren die vom Präfekten auf die Anzeige der

Digitized by Google

Mutter des Juventinus gesandten Krieger, die die aufrührerischen Sabellianer, die Bekenner der Wesenseinheit, die Feinde des Kaisers, aufsuchen sollten.

Die Krieger stießen die zum Columbarium führende Tür mit eisernen Brechstangen ein; der ganze Raum erzitterte, die gläsernen und silbernen Urnen mit der Asche der Verstorbenen klirrten. Die Krieger hatten bereits die halbe Tür eingeschlagen.

Anatolius, Myrrha und Arsinoe flohen in das Innere der Katakomben. Die Christen liefen wie Ameisen in einem zerstörten Haufen in den unterirdischen Gängen umher und eilten zu den geheimen Türen und Treppen, die nach dem Steinbruche führten. Arsinoe und Myrrha kannten die Lage der Katakomben nicht. Sie verirrten sich und gerieten ins unterste Stockwerk, das sich fünfzig Fuß unter der Erdoberfläche befand; hier ließ es sich schwer atmen; der Boden war sumpfig; die schwachen Flammen der Lampen flackerten nur düster; Gestank erfüllte die Luft. Myrrha wurde schwindlig, sie verlor das Bewußtsein.

Anatolius, der den Schwestern planlos gefolgt war, nahm Myrrha auf seine Arme. Jeden Augenblick fürchteten sie auf die Krieger zu stoßen; auch eine andere Gefahr drohte ihnen: die Eingänge konnten verschüttet und sie lebendig begraben werden. Endlich hörten sie die Stimme des Juventinus: „Hierher! Hierher!" Ganz zusammengebückt trug er den Greis Didymus auf seinem Rücken. Unter seiner Führung erreichten sie bald den geheimen Ausgang nach den Pozzuolanerdegruben und traten in die Campagna hinaus.

Als sie nach Hause zurückgekehrt waren, zog Arsinoe rasch die noch immer bewußtlose Myrrha aus und brachte sie zu Bett. Beim schwachen Scheine der Morgenröte küßte die kniende ältere Schwester die leblosen, wachsgelben Hände des jungen Mädchens, auf dessen Gesicht ein eigentümlicher Ausdruck lag. Noch niemals war sie so vollendet schön gewesen; ihr ganzer Körper schien durchsichtig und zerbrechlich zu sein, wie die allzu feinen Wände einer alabasternen Amphora, die von innen aus erleuchtet wird. Nur zu bald sollte dieses Feuer zugleich mit dem Leben Myrrhas verlöschen.

Achtzehntes Kapitel.

Durch einen sumpfigen, finstern Wald, der nicht weit vom Rheine zwischen der kleinen Festung Tres Tabernae und der römischen Stadt Argentoratum (jetzt Straßburg), die kürzlich von den Alemannen erobert worden war, lag, streiften zwei verirrte Krieger — der eine ein ungeschlachter Riese mit feuerrotem Haar und

Digitized by Google

kindlich einfältigem Gesicht, ein Sarmat in römischem Dienste, namens Aragarius, der andere ein magerer, runzliger, von der Sonne gebräunter Syrier, Strombix mit Namen.

Zwischen den Baumstämmen, die mit Moos und einer Pilzdecke bewachsen waren, herrschte tiefe Finsternis. Ein leiser Regen fiel herab; es duftete nach den frischen Blättern der Birken und feuchten Fichtennadeln. In der Ferne hörte man einen Kuckuck schreien. Bei dem geringsten Geräusch, dem Rascheln trockener Zweige fuhr Strombix ängstlich zusammen, griff nach der Hand seines Gefährten und flüsterte bebend: „Onkel, ach Onkel!"

Er nannte Aragarius Onkel, nicht weil sie miteinander verwandt waren, sondern aus Freundschaft; sie waren aus ganz entgegengesetzten Weltgegenden gekommen, als sie ins römische Heer eintraten. Der gefräßige und keusche Barbar aus dem Norden verachtete den furchtsamen, wollüstigen, aber in Speise und Trank mäßigen Syrier; doch tat ihm dieser auch leid wie ein Kind, obgleich er sich über ihn lustig machte.

„Onkel!" schluchzte Strombix noch kläglicher.

„Was stöhnst Du wieder? Laß mich in Ruhe!"

„Gibt's in diesem Walde Bären? Was glaubst Du wohl, Onkel?"

„Es gibt welche", sagte Aragarius mürrisch.

„Wenn wir aber einem begegnen sollten, was dann?"

„Wir schlagen ihn tot, ziehen ihm das Fell ab, verkaufen es und vertrinken das Geld."

„Wenn wir ihn nun nicht töten, sondern er uns?"

„Feigling! Man sieht Dir gleich an, daß Du ein Christ bist."

„Warum muß denn ein Christ unbedingt ein Feigling sein?" fragte Strombix gekränkt.

„Du hast mir ja selbst erzählt, daß in Eurem Buche geschrieben steht: So jemand Dir die linke Backe streicht, so halte ihm die rechte hin!"

„Ja, so steht's geschrieben."

„Nun, siehst Du wohl! Wenn es aber so ist, dann ist meiner Meinung nach auch jeder Krieg überflüssig. Der Feind schlägt Dich auf die eine Backe und Du hältst ihm die andere hin. Ihr seid alle Feiglinge, das ist es!"

„Der Cäsar Julianus ist Christ und trotzdem kein Feigling", verteidigte sich Strombix.

„Ich weiß, mein Neffe," fuhr Aragarius fort, „daß Ihr es versteht, den Feinden zu vergeben, wenn es zur Schlacht kommt. Ihr seid weder Fisch noch Vogel! Dein ganzer Bauch ist so groß

Digitized by Google

wie meine Faust. Eine Zwiebel genügt Dir, um Dich für einen ganzen Tag zu sättigen. Daher ist auch Dein Blut wie Sumpfwasser.

„Onkel, Onkel," erwiderte Strombix vorwurfsvoll, „weshalb hast Du das Essen erwähnt? Der Magen knurrt wieder. Gib mir eine Knoblauchzwiebel, mein Lieber; ich weiß, Du hast noch eine im Brotbeutel."

„Wenn ich Dir das Letzte gebe, so müssen wir morgen in diesem Walde verhungern."

„Mir ist so schlecht, so schlecht! Wenn Du mir nicht gleich was gibst, so werde ich schwach, falle um, und Du wirst mich auf die Schultern nehmen müssen."

„Nun, zum Henker! Da, iß!"

„Auch ein Stückchen Brot!" bat Strombix.

Aragarius gab unter Verwünschungen dem Freunde das letzte Stück Feldzwieback. Er selbst hatte sich am vorhergehenden Abende wenigstens für zwei Tage an Schweineschmalz und Bohnenmus sattgegessen.

„Still!" sagte er und blieb stehen. „Ein Trompetensignal! Das Lager ist nicht weit. Wir müssen mehr nach Norden gehen. — Ich fürchte mich vor den Bären weniger als vor dem Centurio", fuhr Aragarius nachdenklich nach kurzer Pause fort.

Die Krieger hatten diesem verhaßten Centurio den Beinamen „Cedo Alteram" gegeben, weil er jedesmal, wenn die Rute, mit der er einen Krieger züchtigte, in seiner Hand zerbrach, „cedo alteram" — „reich mir eine andere" — rief.

„Ich bin überzeugt," sagte der Barbar, „Cedo Alteram wird mit meinem Rücken dasselbe machen, wie der Gerber mit der Rindshaut. Es ist schlimm, schlimm, lieber Neffe!"

Sie waren vom Heere zurückgeblieben, weil Aragarius sich seiner Gewohnheit nach in einem ausgeplünderten Dorfe betrunken hatte, Strombix aber durchgebläut worden war. Der kleine Syrier wollte sich mit Gewalt die Gunst eines fränkischen Mädchens erobern; die sechzehnjährige Schönheit, die Tochter eines erschlagenen Barbaren, hatte ihm aber zwei solche Ohrfeigen gegeben, daß er zu Boden gefallen war, und ihn nachher mit ihren weißen, riesigen Füßen fast zu Tode getreten. „Das war kein Mädchen, sondern der reine Teufel," erzählte Strombix, „ich habe sie bloß gekniffen, sie aber hat mir fast die ganzen Rippen im Leibe zertreten."

Der Trompetenklang wurde vernehmlicher. Aragarius schnüffelte wie ein Spürhund; es roch nach Rauch — die Wachtfeuer des römischen Lagers mußten in der Nähe sein.

Digitized by Google

Es war so finster geworden, daß sie den Weg nicht mehr unterscheiden konnten; der Pfad verschwand im Sumpfe; sie sprangen von einer festen Stelle zur andern. Nebel stieg auf. Plötzlich flatterte von einer Fichte, deren Äste mit lang herabhängendem Moose bedeckt waren, ein Vogel mit lautem Geschrei auf. Strombix sank vor Schreck in die Knie. Es war ein Auerhahn.

Sie hatten sich ganz verirrt. Strombix kletterte auf den Baum; wieder unten angelangt, sagte er:

„Die Wachtfeuer brennen im Norden. Es ist nicht weit. Ein großer Strom scheint da zu sein."

„Der Rhein! Der Rhein!" rief Aragarius. „Beeilen wir uns!" Mühsam zwängten sie sich zwischen den uralten Birken und Espen hindurch.

„Onkel, ich ertrinke!" rief Strombix. „Es zieht mich jemand an den Füßen. Wo bist Du?"

Aragarius zog ihn mit großer Anstrengung aus dem Sumpfe; fluchend nahm er ihn auf seine Schultern. Mit seinen Füßen fühlte der Sarmat die Balken des durch die Römer ehedem errichteten Faschinendammes. Dieser führte nach der großen Heerstraße, die der Feldherr Julians, Severus, vor kurzem durch den Wald hatte anlegen lassen. Die Barbaren hatten ihrer Gewohnheit nach, um das Vordringen der römischen Truppen aufzuhalten, gefällte Bäume quer über dieselbe geworfen. Diese unordentlich aufeinander geworfenen Riesenbäume, die bald innen faul und nur mit Moos umkleidet waren, so daß sie bei jeder Berührung des Fußes zerfielen, bald fest, aber schlüpfrig vom Regen waren, machten ein Fortkommen fast zur Unmöglichkeit. Auf solchen Wegen, unter der Gefahr, beständig überfallen zu werden, mußte das dreißigtausend Mann starke römische Heer, das von allen seinen Feldherren mit Ausnahme des Severus verräterischerweise im Stiche gelassen worden war, sich vorwärts bewegen.

Strombix schluchzte, war außer sich und verfluchte den Gefährten.

„Ich gehe nicht weiter, Du Heide!" schimpfte er. „Ich lege mich in den Sumpf und krepiere, wenigstens brauche ich dann Dein verfluchtes Gesicht nicht mehr zu sehen, Du Unchrist! Man sieht es gleich, daß Du kein Kreuz um hast. Ist es christlich, sich auf solchen Wegen in der Nacht herumzutreiben? Und wohin eilen wir? Gerade unter die Rute des gottlosen Centurio. Ich gehe nicht weiter!"

Aragarius zog ihn mit Gewalt fort; als der Weg ebner wurde, nahm er den Gefährten, der sich ihm widersetzte, fluchte und kniff, wieder auf seine Schultern und trug ihn weiter.

Digitized by Google

Strombix verfiel auf dem Rücken des Heiden bald in einen sanften Schlaf. Gegen Mitternacht erreichten sie die Tore des römischen Lagers, in dem tiefe Ruhe herrschte. Die Zugbrücke über den tiefen Wallgraben war längst aufgezogen. Die Freunde mußten im Walde, vor der hinteren Porta decumana übernachten.

Bei Sonnenaufgang erschollen wieder Trompetensignale. In dem nebeligen Walde, der vom Rauche des Lagers erfüllt war, sang die Nachtigall; sie verstummte aber erschrocken vor dem kriegerischen Lärm. Aragarius stieg beim Erwachen der Geruch der heißen Soldatensuppe in die Nase; er weckte Strombix, und beide verspürten einen solchen Hunger, daß sie trotz der ihnen drohenden Rute des Centurio Cedo Alteram das Lager betraten und sich an den gemeinschaftlichen Kessel setzten.

Im Hauptzelte an der Porta praetoria war Julian bereits munter. Von dem Tage an, wo er dank der Fürsorge der Kaiserin Eusebia in Mediolanum zum Cäsar ernannt worden war, hatte er sich mit Eifer kriegerischen Übungen hingegeben; er erlernte unter der Leitung des Feldherrn Severus nicht bloß die Kriegskunst, sondern wollte sich auch im Handwerk des gemeinen Kriegers vollkommen ausbilden. Unter den Klängen der Trompeten übte er in düsteren Kasernen oder auf dem Exerzierplatz mit den Rekruten in Reih und Glied das Marschieren im regelmäßigen Tritt, er lernte mit Bogen und Schleuder umgehen, Zäune und Gräben in voller Ausrüstung überspringen. Indem er die mönchische Heuchelei überwand, regte sich im Jünglinge das kriegerische Blut der Vorfahren.

„O göttlicher Jamblichus, o Plato, wenn Ihr sehen könntet, was aus Eurem Schüler geworden ist!“ rief er zuweilen, sich den Schweiß von der Stirn wischend, oder er sagte, auf die eherne Rüstung weisend, zu seinem Lehrer:

„Nicht wahr, Severus, diese Rüstung eignet sich für mich, den friedlichen Schüler der Philosophen, ebenso wenig wie der Sattel für einen Stier?“

Severus schwieg und lächelte mit schlauer Miene; er wußte, daß alle diese Seufzer und Klagen nur Verstellung waren; tatsächlich freute sich der Cäsar über seine schnellen Fortschritte in der Kriegskunst.

In wenigen Monaten hatte er sich gänzlich verändert — er war gewachsen und männlicher geworden; viele erkannten in ihm kaum den „kleinen Griechen“ wieder, wie man ihn einst am Hofe des Constantius spöttisch nannte; nur seine Augen hatten jenen fieberhaften Glanz behalten, der jedem selbst nach längerer Zeit unvergeßlich blieb.

Digitized by Google

Von Tag zu Tag fühlte er sich kräftiger, nicht bloß körperlich, sondern auch geistig; zum erstenmal in seinem Leben empfand er die treuherzige Liebe einfacher Leute. Den Legionären gefiel es vor allem, daß der Cäsar, der Vetter des Augustus, das Kriegswesen in den Kasernen erlernte und sich der harten Arbeit der Soldaten nicht schämte. Die ernsten Gesichter der alten Soldaten klärten sich auf, sobald sie den Cäsar bei seinen Übungen beobachten und seine raschen Fortschritte, seine zunehmende Gewandtheit in den Verrichtungen des Kriegshandwerks bewundern konnten; sie erinnerten sich ihrer eigenen Jugend und waren glücklich, wenn er zu ihnen herantrat und ihre Erzählungen über alte Feldzüge, ihren Rat, wie man den Panzer am besten umschnalle, damit die Riemen einen nicht drückten, wie man den Fuß setzen müsse, um bei großen Märschen nicht zu ermüden, mit anhörte.

Es verbreitete sich das Gerücht, Constantius habe den unerfahrenen Jüngling nur nach Germanien und Gallien zu den Barbaren geschickt, damit dieser hier seinen Tod fände, und er sich dadurch von seinem Nebenbuhler befreite — daß der Verrat der Feldherren auf Anweisung der Eunuchen bei Hofe erfolgt sei. Dies vermehrte nur die Liebe der Soldaten zu Julian.

Sein vorsichtig einschmeichelndes Wesen, die Kunst, allen zu Munde zu reden, die er sich durch seine klösterliche Erziehung angeeignet hatte, taten ihm gute Dienste in dem Bestreben, sich bei seinen Soldaten beliebt zu machen und die Feindschaft gegen den Kaiser zu nähren. Mit zweideutiger, schlauer Demut redete er über seinen Vetter Constantius, schlug dabei die Augen nieder und stellte sich als Opferlamm dar. Durch Unerschrockenheit und Mut die Soldaten an sich zu fesseln und sich bei ihnen beliebt zu machen, fiel dem Cäsar um so leichter, als der Tod in der Schlacht ihm viel begehrenswerter erschien, als das schimpfliche Ende seines Bruders, das der Augustus gewiß auch ihm bereiten würde, wenn der Zufall ihm nicht zu Hilfe käme.

Julian hatte seine Lebensweise nach dem Muster der alten römischen Feldherren eingerichtet; die stoische Weisheit des Mardonius hatte ihn von frühester Kindheit an daran gewöhnt, jedem Luxus zu entsagen.

Er schlief kürzere Zeit als die Soldaten und auch in keinem Bett, sondern auf einem groben, langhaarigen Teppich, einer „Suburra". Den ersten Teil der Nacht weihte er der Ruhe, den zweiten den Kriegs- und Staatsgeschäften, den dritten den Musen.

Seine Lieblingsbücher führte er im Felde stets mit sich; er begeisterte sich bald an Marcus Aurelius, bald an Plutarch,

Digitized by Google

Suetonius, Cato Censorius; am Tage suchte er das anzuwenden, was er in der Nacht gewonnen hatte.

An dem denkwürdigen Morgen der Schlacht bei Argentoratum legte Julian, als er den Weckruf im Lager vernahm, die Rüstung an und befahl, ihm sein Pferd vorzuführen; dann begab er sich in den verborgensten Winkel seines Zeltes. Hier stand eine kleine Bildsäule des Mercurius, des Gottes der Beweglichkeit, des Erfolges und der Freude, des Geflügelten und Fliegenden mit dem caduceus — dem Heroldsstab —. Julian fiel vor der Statue auf die Knie und warf einige Körner Weihrauch auf den davorstehenden dreifüßigen Opferaltar. Aus der Richtung des aufsteigenden Rauches bemühte sich der Cäsar, der stolz auf seine Kenntnisse in der Wahrsagekunst war, zu ergründen, ob ihm ein glücklicher oder unglücklicher Tag bevorstünde. Nachts hatte er dreimal Rabengeschrei von rechts her gehört, das unheilvollste Vorzeichen. Er war überzeugt davon, daß seine unerwarteten Erfolge in Gallien kein Menschenwerk wären, und wurde von Tag zu Tag abergläubischer. Als er aus dem Zelte trat, stolperte er über die hölzerne Schwelle; sein Gesicht verfinsterte sich; alle Vorzeichen waren ungünstig; er wollte die Schlacht auf den nächsten Tag verschieben.

Das Heer rückte aus. Der Weg durch den Wald war schwierig; die zahlreichen Verhaue störten den Marsch. Der Tag war heiß. Die Römer hatten erst die halbe Strecke zurückgelegt; bis zum Lager der Barbaren, das am Ufer des Rheins auf einer großen Ebene unweit Argentoratum aufgeschlagen war, verblieben noch einundzwanzigtausend Schritte, als die Mittagszeit anbrach. Die Soldaten waren ermattet.

Als das Heer aus dem Walde herausgetreten war, versammelte es der Cäsar kreisförmig, wie die Zuschauer eines Amphitheaters, so daß er selbst im Mittelpunkte des Kreises stand und die Centurien und Kohorten ihn wie auseinandergehende Strahlen umgaben — die übliche Aufstellung, damit der größte Teil des Heeres die Worte des Feldherrn verstehen konnte.

In schlichten, kurzen Worten teilte er ihnen mit, daß der Tag bereits zu weit vorgerückt sei, daß die Abspannung den Sieg vielleicht in Frage stellen könne, und es daher vernünftiger wäre, an dem Orte, wo sie sich befänden, ein Lager aufzuschlagen und auszuruhen, um am andern Tage mit neuen Kräften die Schlacht zu schlagen.

Die Soldaten murrten. Zum Zeichen der Ungeduld schlugen sie mit ihren Speeren an die Schilde und forderten mit lauten Zurufen den sofortigen Beginn der Schlacht. Aus dem Gesichtsausdruck der Soldaten ersah Julian, daß er nachgeben müsse; er

Digitized by Google

fühlte jene Begeisterung heraus, die zum Siege führen mußte und die beim leisesten Versehen seinerseits zur Empörung führen konnte.

Er sprang aufs Pferd und gab ein Zeichen: das Heer rückte vorwärts.

Als der Tag anfing zur Neige zu gehen, erreichten sie die Ebene von Argentoratum; zwischen niedrigen Hügeln schimmerte der Rhein; im Süden erhob sich die dunkle Masse der bewaldeten Vogesen; über dem Wasserspiegel des majestätischen, einsamen deutschen Flusses strichen Schwalben dahin; Weiden ließen ihre Zweige ins Wasser hängen.

Plötzlich erschienen drei Reiter auf dem nächsten Hügel; es waren die Barbaren.

Die Römer machten Halt und stellten sich in Schlachtordnung auf. Julian, der von sechshundert der auserlesensten Panzerreiter — „Clibariern" — umgeben war, befehligte auf dem rechten Flügel die Reiterei; auf dem linken stand der alte, erfahrene Feldherr, der getreue Severus, dem der Cäsar in allen Stücken vertraute, mit dem Fußvolk. Die Barbaren stellten ihre Reitermassen, die der alemannische König Chnodomar selbst anführte, gegen Julian; das Fußvolk, das der junge Neffe Chnodomars, Agenarich, befehligte, gegen Severus.

Die Kriegshörner, die kupfernen Trompeten und gewundenen Bucinas erklangen; kleine Fähnchen mit der Bezeichnung der Kohorten, purpurne Drachen, römische Adler an der Spitze setzten sich die römischen Legionen mit schweren, gemessenen Tritten, von denen die Erde erdröhnte, in Bewegung. Mit kaltblütiger Ruhe, die sich auf ihren Gesichtszügen ausprägte, drangen die sieggewohnten Schwertträger und „Primipilarier" vor.

Plötzlich stockte das Fußvolk des Severus auf dem linken Flügel. Scharen von Barbaren, die sich in einem tiefen, weiten Graben versteckt gehalten hatten, sprangen hervor und griffen die Römer an. Julian bemerkte die Verwirrung aus der Ferne und eilte zu Hilfe. Er versuchte, die durch den unerwarteten Angriff aus dem Hinterhalt überraschten Soldaten zu beruhigen, und wendete sich von einer Kohorte zur andern, indem er die kurzen und gedrungenen Reden des Julius Cäsar nachahmte. Wenn er den Soldaten die Worte zurief: „exurgamus, viri fortes!" oder: „advenit, socii, iustum pugnandi iam tempus!", so dünkte es den sechsundzwanzigjährigen Jüngling, als gliche er irgendeinem alten Helden. In Gedanken befand er sich auch mitten in der Schlacht unter seinen Büchern und freute sich, daß alles so vor sich ging, wie es Titus Livius, Plutarch und Sallustius beschrieben hatten. Der erfahrene Severus zügelte durch seine weise Ruhe den Eifer des jungen Cäsars; er gewährte ihm Spielraum, gab aber die Leitung des Ganzen nicht

Digitized by Google

aus den Händen. Pfeile schwirrten, Barbarenspeere, die an langen Wurfschlingen geworfen wurden, flogen herüber. Große Steine, aus Wurfmaschinen geschleudert, sausten durch die Luft.

Die Römer sahen endlich von Angesicht zu Angesicht jene schrecklichen, geheimnisvollen Menschen des Nordens, die Bewohner der Wälder jenseit des Rheins, über die so unglaubliche Gerüchte verbreitet waren. Hier konnte man die allerwunderbarsten Rüstungen sehen. Einige der Barbaren trugen große Bärenhäute auf den nackten Schultern, statt des Helmes erhob sich auf dem zottigen Kopfe der geöffnete Rachen eines Raubtiers mit großen, weißen Hauern; andere hatten auf den Helmen Hirschgewehe und Ochsenhörner. Die Alemannen verachteten den Tod dermaßen, daß sie sich völlig nackt, nur mit dem Schwert und dem Speer in der Hand, in die Schlacht stürzten; ihre roten Haare waren dicht am Scheitel in einen Knoten zusammengebunden und fielen, zum Zopf verflochten oder lose, mähnenartig auf die Schultern herab; der gewaltige Schnurrbart hing von den gerröteten Gesichtern in langen Enden herunter. Viele kannten noch den Gebrauch des Eisens nicht und führten Speere, deren Spitzen aus vergifteten Fischgräten bestanden, die noch gefährlicher waren als eiserne; es genügte eine kleine Verwundung mit dieser Waffe, um den damit Getroffenen unter schweren Qualen dem sicheren Tode entgegenzuführen. An Stelle eines Panzers waren etliche von Kopf bis zu Fuß mit feinen auf leinenen Stoff genähten Hornplatten aus Pferdehufen bedeckt. In solchem Aufputz erschienen diese unbekannten Wilden wie sonderbare, mit Federn oder Fischschuppen bedeckte Ungeheuer. Hier waren blauäugige Sachsen, die sich nicht vor dem Meere fürchteten, doch vor der Erde, die ihre Füße betraten, heilige Scheu hatten; Sigambrer, die sich ihr nach der letzten Niederlage geschorenes Haar jetzt wieder wachsen ließen; Heruler mit trübgrünen Augen, beinahe von der Farbe des Ozeans, an dessen abgelegener Bucht sie wohnten; Burgunder, Bataver, wilde Sarmaten und eine Menge anderer noch unbenannter Volksstämme — mehr Tieren als Menschen gleichend. Ihre schrecklichen Gesichter erblickten die Römer nur vor ihrem Tode.

Die Primipilarier drängten ihre Schilde dicht aneinander und bildeten so eine fest zusammengefügte, erzene Mauer, die durch keine Stöße zu erschüttern war und sich langsam vorwärts bewegte. Die Alemannen stürzten sich mit einem Geschrei, das einem Bärengeheul glich, auf sie. Es begann ein Handgemenge, Brust an Brust, Schild an Schild. Der Staub erfüllte die ganze Ebene und verfinsterte die Sonne.

Digitized by Google

In diesem Augenblicke schwankten auf dem linken Flügel des Heeres die Panzerreiter und wendeten sich zur Flucht; die Gefahr, daß die hinteren Legionen überritten werden könnten, lag nahe; wo das Getümmel am dichtesten war, leuchtete durch Wolken von Pfeilen und Speeren im hellen Sonnenscheine das feuerfarbene Stirnband des reckenhaften Königs Chnodomar herüber.

Julian traf zur rechten Zeit ein; er erkannte die angewendete List: das Fußvolk der Barbaren, absichtlich zwischen den Pferden der Reiterei aufgestellt, war unter die Pferde der Römer gekrochen und schlitzte ihnen mit kurzen Schwertern den Bauch auf; die Pferde stürzten und verwickelten die Reiter, die durch die Schwere ihrer Panzer am Aufstehen verhindert waren, in ihren Fall.

Julian faßte Stellung querüber auf dem Wege, den die Fliehenden nahmen, fest entschlossen, sie aufzuhalten oder sich von ihnen überreiten zu lassen. Sein Pferd wurde von dem eines fliehenden Tribunen der Panzerreiter angerannt. Der Tribun erkannte Julian; vor Scham und Angst erblassend hielt er sein Pferd an. Das Blut stieg Julian ins Gesicht, er vergaß alle Bücher, ergriff den Flüchtling an der Kehle und rief ihm mit einer ihm selbst fremd und wild vorkommenden Stimme „Feigling!“ zu, indem er ihn gleichzeitig herumriß und mit dem Gesicht dem Feinde zukehrte.

Auch die übrigen Panzerreiter hemmten die Flucht; sie erkannten den in zahllosen Schlachten zerfetzten purpurroten Drachen des Cäsars. Scham ergriff sie, und wie auf ein Kommando schwenkte die ganze Reitermasse um und stürzte sich von neuem auf den Feind.

Alles kam durcheinander. Ein Speer traf Julian gegen die Brust, sein Panzer aber rettete ihn; ein Pfeil flog an seinem Ohre vorbei, sodaß die Federn sein Gesicht streiften.

In diesem Augenblicke schickte Severus der geschwächten Reiterei die beiden furchtbaren Legionen der „Cornuti“ und der „Braccati“ zu Hilfe. Bei diesen Legionen herrschte die Sitte, im Augenblicke der äußersten Gefahr ihren Schlachtgesang, den „Barritus“, anzustimmen. Dumpf und traurig, leise wie das nächtliche Rauschen der Blätter erklangen die ersten Töne desselben; allmählich aber wurde der Gesang lauter, feierlicher und drohender, schließlich zu einem betäubenden Geheul, das dem Getöse der an die Felsen brandenden Meereswogen glich, anwachsend. An diesem Gesange berauschten sie sich bis zur alles mit sich fortreißenden Todesverachtung.

Julian konnte nichts mehr sehen und verstehen; er empfand nur Durst und das Gefühl der Ermüdung in dem rechten Arme,

Digitized by Google

der das schwere Schwert hielt. Dumpfe Betäubung umfing ihn. Severus aber verlor die Geistesgegenwart nicht und leitete mit Umsicht die Schlacht.

Verständnislos und fast verzweifelt gewahrte der Cäsar die feuerrote Stirnbinde Chnodomars mitten unter seinem Heere; die feindliche Reiterei war keilförmig in dasselbe hereingebrochen. „Es ist zu Ende, alles ist verloren!“ sagte er sich, indem ihm die unglückverheißenden Vorzeichen am Morgen einfielen. Mit einem letzten Gebete wendete er sich an die Götter: „Helft mir, göttliche Beherrscher des Olymps! Denn wenn ich es nicht tue, wer sollte dann wohl auf Erden Eure Macht wiederherstellen?“

Im Zentrum des Heeres standen die Veteranen der Legion der „Petulanten“, so benannt wegen ihres ungestümen Mutes; Severus verließ sich auf sie und sah sich nicht getäuscht. Einer der Petulanten rief:

„Viri fortissimi! Tapferste der Tapferen! Bleiben wir Rom und unserem Cäsar getreu! Sterben wir für Julian!“

„Heil dem Cäsar! Kämpfen und sterben für Rom!“ hallte es brausend wider.

Die unter den Fahnen ergrauten Krieger gingen von neuem vor, mit mutiger Gelassenheit dem Tode entgegen.

Julian sprengte mit Freudentränen in den Augen in ihre Mitte, um mit ihnen zu sterben oder zu siegen. Er fühlte, wie die Macht der einfältigen Liebe des Volkes ihn wieder aufrichtete.

Schrecken ergriff die Barbaren, sie schwankten und wendeten sich zur Flucht.

Noch einmal erhoben sich die erzenen fliegenden Adler Roms; sie glänzten in der Sonne durch die Staubwolken hindurch und verkündeten den fliehenden Barbaren einen neuen Sieg der Ewigen Stadt. Die Alemannen und Franken kämpften bis zum letzten Atemzug.

Ein Barbar, der in einer Blutlache kniete, hob mit seiner erlahmten Hand das stumpfe Schwert oder ein Stück eines Speeres; in seinen erlöschenden Augen war keine Furcht, keine Verzweiflung zu lesen, nur der Durst nach Rache.

Viele, die man schon für tot hielt, richteten sich von der Erde wieder auf und verbissen sich so fest mit den Zähnen in die Beine der Römer, daß letztere sie an der Erde mitschleifen mußten. Sechstausend Männer des Nordens blieben auf der Walstatt oder ertranken im Rhein.

An jenem Abende noch wurde Julian, als er von den Strahlen der untergehenden Sonne wie mit einem Heiligenscheine umgeben

Digitized by Google

auf einem Hügel hielt, der am rechten Rheinufer gefangene König Chnodomar vorgeführt. Schwer atmete dieser; er sah finster aus, war blaß und über und über in Schweiß gebadet; man hatte ihm die Hände auf dem Rücken gefesselt. Er fiel vor seinem Besieger auf die Knie — und der junge, sechsundzwanzigjährige römische Cäsar legte seine kleine Hand auf das zottige rote Haar des Königs der Barbaren.

Neunzehntes Kapitel.

Es war zur Zeit der Weinlese; den ganzen Tag über erschollen am sonnigen Gestade des Golfs von Parthenope (Neapel) die Hymnen auf den Gott Bacchus.

In dem bei den Römern so beliebten Bajä, das wegen seiner heilkräftigen Schwefelbäder weit und breit berühmt und von dem schon zu Zeiten des Augustus gesungen worden war: „Nullus in orbe locus Baiis praelucet amoenis“ — „Kein Ort auf Erden überstrahlt das anmutige Bajä!“ — ergötzten sich müßige Leute an der Natur, die ebenso träge und wollüstig wie jene war.

Kein Schatten des Mönchtums war noch auf dieses sonnige, zwischen dem Vesuv und dem Misenischen Kap gelegene Gestade gefallen. Man begegnete hier dem Christentume nicht feindlich; man sah es mehr als eine scherzhafte Sache an. Die Buhlerinnen taten hier keine Buße, eher schämten sich die ehrbaren Frauen ihrer Tugend als einer veralteten Sitte. Als die Gerüchte über die Prophezeiungen der Sibyllen, die den nahen Untergang der Welt verkündeten, — über die Scheinheiligkeit und die Missetaten des Constantius, — über die Perser, die von Osten heranrückten, — über die Wolken der Barbaren, die im Norden aufstiegen, — über die Einsiedler, die in der Wüste von Thebais ihr menschliches Gesicht verloren hatten, bis nach Rom drangen, da atmeten die glücklichen Bewohner dieser Gegend mit geschlossenen Augen das feine Aroma der Falerner Trauben und trösteten sich gegenseitig mit Epigrammen nach Art des Tibull und des Properz, die sie sich gegenseitig zum Geschenk machten:

Calet unda, friget aethra, Simul innatat choreis Amathusium remidens, Salis arbitra et vaporis Flos siderum Dione.	Es brandet die Woge, kalt ist der Aether, Darüber schwebt, mit den Chören des Amalthusengestirns erstrahlend Dione, der lieblichste der Sterne, Die Gebieterin über Meer und Luft.

Etwas Greisenhaftes und zugleich Kindliches war auf den fröhlichen Gesichtern dieser letzten Epikureer ausgeprägt. Weder

Digitized by Google

das frische Salzwasser der Meereswogen noch die siedendheißen Schwefelquellen Bajäs brachten den siechen, frostigen Körpern dieser jungen, glatzköpfigen, zahnlosen Männer, die mit zwanzig Jahren von der Sittenverderbnis ihrer Ahnen vor der Zeit gealtert waren, die sich an der Literatur, den Wissenschaften, den Frauen, alten Heldentaten und neuen Lastern übersättigt hatten, geistreich aber unfähig waren, in deren Adern das Blut verspäteter Geschlechter floß, die ersehnte Genesung; aber mit philosophischem Gleichmut nahm man dies wie etwas Selbstverständliches hin.

In einem der schönsten und blühendsten Winkel zwischen Bajä und Puteoli schimmerten mitten unter den flachen Wipfeln der Fichten des Südens die Marmorwände einer Villa hervor. An einem offenen, dem Meere zugekehrten Fenster, von dem aus nichts als Himmel und Wasser zu sehen war, lag Myrrha auf einem Ruhebett.

Die Ärzte erkannten ihre Krankheit nicht. Arsinoe, die es mit ansehen mußte, wie ihre Schwester von Tag zu Tag dahinschwand und elender wurde, hatte sie aus Rom ans Meeresgestade gebracht.

Trotz ihrer Krankheit lebte Myrrha wie eine Nonne; sie fastete streng, räumte ihr Zimmer selbst auf, holte das Wasser herbei und versuchte selbst zu waschen und zu kochen. Sie sträubte sich lange, sich ins Bett zu legen. Die Nächte verbrachte sie unter Gebeten und Wachen. Nur zufällig erfuhr Arsinoe, daß die Kranke ein härenes Hemd auf dem bloßen Leibe trug. Aus ihrer kleinen Schlafstube ließ Myrrha alles außer ihrem Bett mit einem einfachen hölzernen Kreuze am Kopfende entfernen, sodaß das Zimmer mit den nackten Wänden einer klösterlichen Zelle glich. Der sanfte Eigensinn der Kranken ließ Widerspruch nicht zu.

Die Langeweile schwand aus dem Leben Arsinoes — Hoffnung und Verzweiflung wechselten bei ihr ab; wenn sie ihre Schwester auch nicht inniger liebte wie früher, so empfand sie doch erst jetzt unter der Angst, sie verlieren zu müssen, die ganze Größe dieser Liebe. Zuweilen sah sie stundenlang auf das feine, abgemagerte Gesicht Myrrhas, das in überirdischer Schönheit erglänzte, auf ihren zarten Körper, der vor Fieberhitze glühte.

Wenn die Kranke sich beharrlich weigerte, Speise oder die von den Ärzten verordnete Arznei zu nehmen, dann sagte Arsinoe oft kummervoll:

„Du glaubst wohl, ich sähe es nicht, Myrrha? Du willst sterben!“

Digitized by Google

„Ist es nicht einerlei, zu sterben oder zu leben!“ erwiderte das Mädchen so bestimmt, daß Arsinoe nicht wußte, was sie ihr entgegnen sollte.

„Du liebst mich nicht“, warf sie der Schwester vor und unterdrückte mit Mühe ihre Tränen.

Myrrha liebkoste sie zärtlich. „Du weißt garnicht, wie lieb ich Dich habe! Ach, wenn Du Dich nur entschließen könntest ...“

Sie unterbrach sich und sah Arsinoe mit langem, durchdringenden Blicke an, als ob sie ihr etwas sagen wollte und es nicht wagte. Arsinoe fühlte, daß in diesem Blicke eine flehende Bitte lag, und sprach mit ihr dennoch nicht über den Glauben, sie hatte nicht den Mut, ihre Zweifel ihr mitzuteilen, der Kranken vielleicht eine nach ihrer — Arsinoes — Meinung unsinnige Hoffnung zu nehmen.

Myrrha wurde von Tag zu Tag schwächer, sie verging wie das Wachs einer brennenden Kerze; je schwächer sie aber wurde, um so freudiger zeigte sie sich.

Zuweilen besuchte sie Juventinus, der, um den Nachstellungen seiner Mutter zu entgehen, aus Rom geflohen war und mit dem Greise Didymus zusammen in Neapel auf den Abgang des Schiffes nach Ägypten wartete.

Er las ihr aus dem Evangelium vor, erzählte ihr Legenden über die frommen Einsiedler — über die drei Frauen, die jahrelang, ohne einen andern Menschen zu sehen, nackt wie im Paradiese in einer tiefen Schlucht, am Rande einer kühlen Quelle gelebt hätten. Sie wären stets heiter gewesen, hätten Tag und Nacht Gott gepriesen und nur von Früchten gelebt, die ihnen die Vögel zugetragen. Im Winter hätten sie sich vor der Kälte, im Sommer vor der Hitze nicht gefürchtet — der Herr hätte sie mit seiner Gnade zugedeckt und beschattet.

Mit kindlicher Freude hörte Myrrha der Erzählung von dem heiligen Hieronymus, der in einer Löwenhöhle gewohnt hatte, zu. Der Löwe hatte sich ihm so angefreundet, daß er ihm die Hände leckte, wenn er ihm die Mähne streichelte, und den Esel des Einsiedlers zur Tränke führte. Nach dem Tode des Hieronymus wäre der Löwe lange Zeit traurig umhergeirrt und hätte kläglich geheult; als man ihn an das Grab des Heiligen geführt, habe er es beschnuppert, sich darauf gelegt, jede Nahrung zurückgewiesen und sei bis zu seinem Tode nicht wieder aufgestanden.

Die Erzählung von einem andern Einsiedler, der die Jungen einer Hyäne, die die Mutter in ihrem Rachen gebracht und ihm vor seine Füße gelegt, von der Blindheit geheilt habe, fand ebenfalls Myrrhas rege Teilnahme.

Digitized by Google

Wie sehnte sie sich nach diesen dunklen, stillen Höhlen, zu diesen heiligen Menschen. Die Wüste schien ihr blumenreicher zu sein als das Paradies.

Zuweilen im Fieber vor Sehnsucht nach der Wüste und der heiligen Einsamkeit fast vergehend, verfolgte sie die auf dem Meere verschwindenden weißen Segel und streckte ihnen ihre Arme nach. Wenn sie doch ihnen nachfliegen, die Wüstenluft einatmen könnte! Zuweilen versuchte sie, das Bett zu verlassen; sie versicherte, sie fühle sich wohler, und hoffte im stillen, man würde sie mit Didymus und Juventinus ziehen lassen, wenn das Schiff nach Alexandrien eintreffen würde.

Zu dieser Zeit lebte auch der Centurio Anatolius in Bajä. Er veranstalte Wasserfahrten auf vergoldeten Gondeln aus dem Averner See in dem Meerbusen von Neapel, wobei er sich mit einer Gesellschaft lustiger Gefährten und schöner Weiber umgab; er ergötzte sich am Anblick der spitzen purpurnen Segel auf der spiegelglatten Fläche des ruhigen Meeres, an dem abendlichen Farbenspiele auf dem felsigen Capri und dem nebelreichen Ischia, die durchsichtigen Amethysten glichen; er freute sich über den Spott, den seine Freunde mit der Religion trieben, über den Wohlgeruch des Weines und über die käuflichen, aber dennoch süßen Küsse der Buhlerinnen.

Jedesmal aber, wenn er die klösterliche Zelle Myrrhas betrat, fühlte er, daß auch eine andere Seite des Lebens ihm zugänglich sei; die keusche Schönheit dieses blassen Mädchengesichts ergriff ihn; er wollte an alles glauben, woran sie glaubte; er hörte die Erzählungen des Juventinus über die Einsiedler mit an — und ihr Leben erschien ihm als der Inbegriff aller Glückseligkeit.

Eines Abends schlief Myrrha am offenen Fenster ein. Beim Erwachen sagte sie lächelnd zu Juventinus:

„Ich habe einen Traum gehabt."

„Was war es?"

„Ich erinnere mich nicht mehr. Aber es war so schön! Glaubst Du wohl, daß alle gerettet werden?"

„Alle Gerechten. Die Sünder sind verloren."

„Gerechte! . . . Sünder! Nein, ich denke," erwiderte ihm Myrrha mit freudigem und nachdenklichem Lächeln, als ob der Traum ihr wieder vorschwebe, „Juventinus, ich denke, daß alle ohne Ausnahme gerettet werden, und daß Gott keinen untergehen lassen wird!"

„So lehrte Origines: Salvator meus laetari non potest donec ego in iniquitate permaneo. — Mein Heiland kann sich

Digitized by Google

nicht erfreuen, solange ich in der Verderbnis verbleibe — das ist aber Häresie."

„Ja, ja, so muß es sein," fuhr Myrrha fort, ohne auf ihn zu hören, „ich habe jetzt alles verstanden: alle, alle werden gerettet! Gott wird nicht zulassen, daß auch nur ein einziges Geschöpf untergeht."

„Auch ich möchte zuweilen daran glauben," sagte Juventinus, „aber ich fürchte ....."

„Du brauchst Dich nicht zu fürchten — Liebe kennt keine Furcht. Ich fürchte mich nicht."

„Und Er?"

„Wer?"

„Den man nicht nennen darf — den Abtrünnigen?"

„Auch Er, auch Er!" rief Myrrha im Tone überzeugungsvollen Glaubens. „Solange es noch eine ungerettete Seele gibt, kann kein Geschöpf selig werden. Wenn es keine Grenzen für die Liebe gibt, wie kann es dann anders sein? Wenn alle in einer einigen Liebe vereinigt werden, so wird alles in Gott und Gott in allem sein. Mein Teurer, welche Glückseligkeit! Wir begreifen es nur jetzt noch nicht. Wir müssen alles segnen. Verstehst Du es wohl, lieber Bruder, was alles segnen bedeutet?"

„Aber das Böse?"

„Es gibt kein Böses, wenn es keinen Tod gibt."

Zum Fenster herein drangen von den festlich geschmückten Gondeln, die mit ihren purpurnen spitzen Segeln auf dem in der Abenddämmerung ruhenden Meerbusen erglänzten, die lustigen Weisen der Gefährten des Anatolius herauf.

Myrrha wies auf sie hin. „Auch das ist gut, auch das müssen wir segnen", sagte sie leise, wie vor sich hin.

„Heidnische Lieder?" fragte Juventinus mit schüchternem Zweifel.

Myrrha nickte mit dem Kopfe: „Ja, ja! Alles, alles ist gut, ist heilig! Die Schönheit ist der Abglanz Gottes. Wovor fürchtest Du Dich, mein Lieber? Oh, welch eine Freiheit ist dazu notwendig, um lieben zu können! Liebe Ihn und fürchte Dich nicht. Liebe alles! Du ahnst noch nicht, welch ein Glück das Leben ist."

Tief aufseufzend, als ob sie sich nach einer langen Ruhe sehne, fügte sie hinzu: „Und welch ein Glück der Tod ist!"

Es war ihr letztes Gespräch gewesen; mehrere Tage lag sie dann mit geschlossenen Augen unbeweglich da. Sie schien große Schmerzen zu haben; ihre feinen Brauen zuckten oft krampfhaft zusammen; aber ihr früheres, leises und schüchternes Lächeln

Digitized by Google

umspielte sofort wieder ihr Gesicht, und kein Stöhnen, keine Klage kam über ihre Lippen. Eines Nachts rief sie kaum hörbar nach Arsinoe, die an ihrem Bette saß; die Kranke konnte kaum reden.

„Ist es bereits Tag?" fragte sie, ohne die Augen zu öffnen.

„Es ist noch Nacht, aber der Morgen wird bald anbrechen", antwortete Arsinoe.

„Ich höre nichts — wer bist Du?" fragte Myrrha noch leiser.

„Ich bin es — Arsinoe!"

„Mir schien es," brachte die Kranke mit Anstrengung heraus, „Du wärest es nicht, ich wäre allein."

Langsam, kaum imstande, sich zu bewegen, faltete Myrrha ihre feinen, durchsichtig blassen Hände mit flehender Miene; ihre Lippen zuckten, ihre Brauen zogen sich zusammen, sie lispelte: „Verlaß mich nicht, Arsinoe. Wenn ich sterbe, so denke nicht, daß ich nicht mehr da bin."

Die Schwester beugte sich über sie; aber die Kranke war zu schwach, ihre Arme um Arsinoes Nacken zu legen; sie versuchte es, brachte es aber nicht fertig. Da näherte Arsinoe ihre Wange den Augen der Kranken, und diese berührte mit ihren langen Wimpern das Gesicht der Schwester. Die Lider bald öffnend, bald schließend, schien sie sie zu streicheln; es war dies eine von Myrrha in ihrer Kindheit ersonnene Liebkosung, die ein Gefühl hervorrief, als ob ein Schmetterling mit seinen zarten Flügeln auf dem Gesicht herumflattere.

Diese letzte kindliche Liebkosung erinnerte Arsinoe plötzlich an ihr ganzes gemeinsames Leben, an ihre gegenseitige Liebe. Sie sank auf die Knie, und seit langen Jahren wieder zum erstenmal schluchzte sie leidenschaftlich; das Herz schien ihr zu brechen, sich in diesen Tränen zu ergießen.

„Nein, nein," rief sie, unaufhaltsam Tränen vergießend, „ich verlasse Dich nicht! Ich werde immer bei Dir bleiben — immer, überall!"

Die Augen der Kranken leuchteten freudig auf. „Also Du?" .. flüsterte sie kaum hörbar.

„Ja, ich glaube ... ich will, ich werde glauben!" rief Arsinoe und erstaunte selbst über diese Worte, die sich ihr unwiderstehlich auf die Lippen gedrängt hatten und ihr wie ein Wunder erschienen. Es war kein frommer Betrug; sie wollte das Gesagte nicht wieder zurücknehmen.

„Ich werde in die Wüste gehen, Myrrha, wie Du, an Deiner Stelle", fuhr sie in einer Anwandlung verzückter Schwärmerei fort.

Digitized by Google

„Wenn es einen Gott gibt, so muß er es so einrichten, daß es keinen Tod mehr gibt, daß wir ewig vereint bleiben!“

Myrrha hörte der Schwester mit einem Lächeln grenzenloser Beruhigung zu, schloß die Augen und lispelte: „Jetzt ist alles gut, jetzt schlafe ich ein.“

Von der Zeit an öffnete sie ihre Augen nicht und redete auch nicht mehr; ihr Antlitz war ruhig und streng wie das einer Toten, aber sie atmete noch einige Tage. Wenn man an ihre geschlossenen Lippen eine Schale mit Wein hielt, schluckte sie einige Tropfen.

Wenn ihr Atem ungleichmäßig und schwer wurde, dann beugte sich Juventinus über sie und betete halblaut oder sang mit leiser Stimme einen Kirchenhymnus; alsbald fing Myrrha wieder leichter und regelmäßiger zu atmen an, gleichsam, als ob sie eingelullt worden wäre.

An einem heiteren Abende, an dem die Sonne Capri und Ischia in durchsichtige Amethyste verwandelt hatte, das unbewegliche Meer mit dem Himmel verschmolzen erschien, als der erste Stern noch nicht funkelte, sondern in unerreichbarer Höhe sich nur vorausahnen ließ, begann Juventinus den Abendhymnus über der Sterbenden zu singen:

Deus, creator omnium
Polique rector, vestiens
Diem decore lumine,
Noctem sopora gratia...

Gott, Du Schöpfer des Alls und seiner Pracht,
Beherrscher des Himmels, der Weltenräume —
Der Du den Tag mit glänzendem Lichte schmückst,
Hülle gnädig die Nacht in Schlummer...

Unter den Klängen dieser Verse hauchte Myrrha ihre Seele aus; niemand bemerkte es, als sie zu atmen aufhörte — Leben und Tod waren für sie ein und dasselbe; das Leben floß mit dem Tode ineinander wie die abendliche Wärme mit der Kühle der Nacht.

Arsinoe ließ ihre Schwester in den Katakomben beisetzen. Mit eigener Hand meißelte sie in die Marmorplatte, welche die Grabnische verschloß: „Myrrha vivis!“ — „Myrrha, Du lebst!“

Sie vergoß fast keine Tränen. Ihr Herz war voller Weltverachtung und entschlossen, an Gott zu glauben oder wenigstens alles zu tun, den Glauben an ihn zu gewinnen. Sie wollte ihr Vermögen verschenken und sich in die Wüste zurückziehen.

Digitized by Google

An demselben Tage, an dem Arsinoe diesen ihren Entschluß dem Vormunde zu dessen größtem Mißfallen mitteilte, erhielt sie ein rätselhaftes, kurzes Schreiben aus Gallien von Julian:

„Julianus sendet seinen Gruß der edlen Arsinoe! Erinnerst Du Dich unseres Gesprächs in Athen unter der Bildsäule der göttlichen Jägerin Artemis? Erinnerst Du Dich unseres Bündnisses? Groß ist mein Haß, doch noch größer meine Liebe. Bald vielleicht wirft der Löwe die Eselshaut fort. Bis dahin seien wir einfältig wie die Tauben und klug wie die Schlangen nach den Worten des Galiläers!" — — —

Zwanzigstes Kapitel.

Die am Hofe befindlichen Verfasser von Epigrammen, die Julian einst „Victorinus" — „Siegerlein" — genannt hatten, erfuhren jetzt mit Erstaunen von immer neuen und abermals neuen Siegen des Cäsars in Gallien und Germanien. Der Scherz verwandelte sich in bitteren Ernst; viele sprachen von der Magie, von geheimnisvollen Kräften, die den Freund des Maximus von Ephesus unterstützten.

Julian hatte Argentoratum [1]), Brocomagus, Tres Tabernae, Aliso, Noviomagus Nemetum [2]), Borbetomagus Vangionum [3]) und Mogontiacum [4]) zurückerobert und dem Reiche wiedergegeben.

Die Soldaten vergötterten ihn. Mit jedem Schritte wuchs in ihm die Überzeugung, daß die olympischen Götter ihn beschützten; er fuhr aber fort, die christlichen Kirchen zu besuchen, und nahm in Vienna Allobrogum am Rhodanus an einem feierlichen Gottesdienste teil.

Mitte Dezember kehrte der siegreiche Feldherr nach einem langen Kriegszuge in die Winterquartiere, in das von ihm bevorzugte kleine Städtchen Lutetia Parisiorum an der Sequana [5]) zurück.

Es war abends; ein blaßgrünlicher Widerschein am nördlichen Himmel erschreckte die Einwohner; der eben gefallene Schnee knirschte unter den Tritten der Soldaten.

Lutetia Parisiorum, auf einer Insel gelegen, war von allen Seiten von Wasser umgeben; zwei hölzerne Brücken verbanden die Stadt mit den jenseitigen Ufern. Die Häuser waren in einem besonderen, römisch-gallischen Stile erbaut, mit weiten, glasüberdachten Fluren, die die offenen Säulenhallen des Südens ersetzen sollten. —

[1]) Straßburg i. E. [2]) Speyer. [3]) Worms. [4]) Mainz. [5]) Paris.

Digitized by Google

Die Bäume waren bereift. Rauchsäulen stiegen aus den Schornsteinen empor. In den Gärten, an den gegen Süden gekehrten Wänden, fristeten die von den Römern hierher gebrachten Feigenbäume, die zum Schutze vor dem Froste sorgfältigst mit Stroh umwickelt waren, ein kümmerliches Dasein. Der Winter war in diesem Jahre sehr hart, trotzdem häufige vom Ozean her wehende Winde Tauwetter brachten. Gewaltige Eisschollen trieben auf der Sequana und stießen krachend aufeinander, was römische und griechische Soldaten mit Erstaunen betrachteten. Julians Augen erfreuten sich an der durchsichtigen, weder blauen noch grünen Farbe der Eismassen, und er verglich sie mit Platten aus phrygischem, leicht grünlich geädertem Marmor. In der traurigen, geheimnisvollen Pracht des Nordens lag etwas, was sein Herz fesselte und rührte wie die Erinnerung an die ferne Heimat.

Er näherte sich mit seinem Gefolge dem Schlosse, einem gewaltigen Gebäude, das sich mit seinen schweren Steinbogen und Türmen dunkel am heiteren Abendhimmel abzeichnete. Als er es betreten hatte, begab er sich sogleich in die Bibliothek; hier war es kalt und feucht; im Riesenkamine wurde ein Feuer angemacht.

Man überreichte dem Cäsar einige Briefe, die in seiner Abwesenheit für ihn in Lutetia eingetroffen waren; einer kam aus Kleinasien vom göttlichen Jamblichus.

Draußen erhob sich ein Schneesturm, der Wind heulte im Schornstein, es schien, als ob an die geschlossenen Fensterläden geklopft würde. Julian las den Brief des Jamblichus, ein Hauch des Südens, von Hellas, ging von ihm aus; es war ihm, als ob die leuchtenden Marmormassen der Propyläen vor ihm aus dem Dunkel heraufstiegen wie helle Wolken, die am tiefblauen Himmel leuchtend dahinziehen und am fernen Horizont unseren Blicken wieder entschwinden.

Er fuhr zusammen und erhob sich; das Feuer war erloschen. Eine Maus knabberte an einer Pergamentrolle. Er sehnte sich nach einem menschlichen Antlitz. Plötzlich fiel ihm seine Gattin ein, und ein sonderbares Lächeln verzog seine Lippen; sie war eine Verwandte der Kaiserin Eusebia, namens Helena, die der Kaiser gezwungen hatte, sich mit Julian kurz vor seiner Abreise nach Gallien zu vermählen.

Er liebte sie nicht; trotzdem seit der Hochzeit schon länger als ein Jahr verflossen war, hatte er sie selten gesehen und sie nicht berührt; sie hatte noch ihre Jungfräulichkeit bewahrt. Helena hatte sich von ihrer frühesten Kindheit an mit dem Gedanken ver-

Digitized by Google

traut gemacht, eine Braut Christi zu werden; allein der Gedanke an die Ehe flößte ihr Schrecken ein — als sie heiratete, hielt sie sich für verloren. Später aber, als sie sah, daß Julian keine ehelichen Liebkosungen von ihr verlangte, beruhigte sie sich wieder. Sie lebte am Hofe wie eine Nonne, immer einsam, still für sich hin; sie kleidete sich von Kopf bis zu Fuß in schwarze, christliche Gewänder und hatte in ihren geheimen Gebeten das Gelübde ewiger Keuschheit abgelegt. Böse Neugierde veranlaßte Julian in dieser Nacht, die dunkeln, einsamen Gänge, die nach dem Schloßturme mit den Zimmern Helenas führten, zu durchschreiten.

Ohne anzuklopfen öffnete er die Tür und trat in die schwach erleuchtete Zelle ein; seine Gemahlin kniete vor einem großen Kruzifix. Er näherte sich ihr, seine Hand vorsichtig vor die Flamme der Lampe haltend, und beobachtete sie eine Zeitlang schweigend. Sie war so ins Gebet versunken, daß sie sein Kommen und seine Anwesenheit gar nicht bemerkte. Er rief ihren Namen.

Sie schrie auf und wendete ihm ihr bleiches Gesicht zu. Er warf einen langen, durchdringenden Blick auf das Kreuz, auf das Evangelium und auf das Betpult.

„Du betest wohl immer?"

„Ja, auch für Dich, in Gott geliebter Cäsar."

„Auch für mich? Sieh mal an! Du hältst mich wohl für einen großen Sünder, Helena?"

Sie schlug die Augen nieder, ohne zu antworten; er lächelte leise und mit sonderbarer Miene.

„Fürchte Dich nicht. Sage es offen heraus. Hältst Du mich in irgendeiner Beziehung für einen ganz besonderen Sünder?"

Er trat näher an sie heran und sah ihr gerade in die Augen. Sie flüsterte kaum hörbar:

„Besonders? Ja . . . Ich denke . . . werde mir aber nicht böse . . ."

„Sage mir, worin ich ein so großer Sünder bin. Ich werde Buße tun."

„Spotte nicht," sagte sie noch leiser und strenger, ohne die Augen aufzuschlagen, „ich muß Deine Seele vor Gott vertreten."

„Du — meine?"

„Wir sind auf ewig aneinander geknüpft."

„Wodurch?"

„Durch das Sakrament."

Digitized by Google

„Durch die kirchliche Trauung? Wir sind aber doch bis jetzt einander fremd geblieben, Helena."

„Ich habe Angst um Deine Seele, Julian," wiederholte sie, indem sie ihn mit ihren klaren, unschuldsvollen Blicken ansah.

Er legte ihr die Hand auf die Schulter und schaute mit spöttischer Miene in das blutleere Gesicht der Nonne; jungfräuliche Kälte wehte ihm aus diesem Gesicht entgegen, nur die zartrosafarbenen Lippen des kleinen, sehr hübschen Mundes, der mit dem Ausdrucke kindlicher Furcht und Neugier halb geöffnet war, zeichneten sich auf demselben ab.

Plötzlich beugte er sich über sie, und ehe sie sich besinnen konnte, drückte er einen Kuß auf ihre Lippen.

Sie sprang auf, flüchtete in die entgegengesetzte Ecke der Zelle und verdeckte ihr Gesicht mit den Händen; dann nahm sie dieselben langsam herab und warf einen scheuen Blick auf ihn; vor Furcht verwirrt bekreuzte sie eilig sich und ihn.

„Entferne Dich, Verfluchter! Du bist ein Teufel! Dieser Raum aber ist heilig! Im Namen des Kreuzes beschwöre ich Dich, hebe Dich weg von mir! Gott wird auferstehen und seine Feinde zerstreuen!"

Er geriet in Zorn, ging zur Tür, schloß sie ab und kehrte wieder zu seiner Frau zurück.

„Beruhige Dich, Helena. Du hast mich für einen anderen gehalten, aber ich bin es selbst, bin ein Mensch wie Du. Ein Geist hat weder Fleisch noch Knochen, wie Du sie bei mir wahrnehmen kannst. Ich bin Dein Gatte, die christliche Kirche hat unsern Bund eingesegnet."

Langsam fuhr sie mit der Hand über ihre Augen.

„Vergib mir . . . es kam mir so vor. Du trateſt so plötzlich ein. Ich hatte schon früher Erscheinungen. Nachts schleicht Er hier herum. Ich habe Ihn schon zweimal gesehen — Er sprach mir von Dir. Seit der Zeit fürchte ich mich. Er sagte mir, auf Deinem Gesicht . . . Doch, was siehst Du mich so an, Julian?"

Sie zitterte wie ein gefangener Vogel und drückte sich an die Wand. Er näherte sich ihr und umarmte sie.

„Was tust Du, was willst Du? Laß mich in Ruhe." Sie versuchte zu schreien, ihre Magd zu rufen: „Eleutheria! Eleutheria!"

„Einfältige! Bin ich nicht Dein Gatte?"

Plötzlich fing sie leise und hilflos zu weinen an.

„Mein Bruder! Das darf nicht sein. Ich habe Gott ein Gelübde abgelegt — ich bin eine Braut Christi. Ich dachte, daß Du . . ."

Digitized by Google

„Die Gattin eines römischen Cäsars kann nicht Christi Braut sein."

„Julian, wenn Du an Ihn glaubst . . ."

Er fing an zu lachen. Mit letzter Kraftanstrengung versuchte sie, ihn zurückzustoßen.

„Fort, fort, Du Teufel! Gott, warum hast Du mich verlassen?"

Weiter lachend bedeckte er ihren zarten weißen Hals mit heißen, leidenschaftlichen Küssen.

Es schien ihm, als begehe er einen Mord; sie war so schwach geworden, daß sie ihm kaum noch Widerstand leistete, aber immer wieder flehte sie: „Hab' Erbarmen, hab' Erbarmen mit mir, mein Bruder!"

Mit frevler Hand riß er ihre schwarzen, christlichen Gewänder herab; seine Seele war mit Schrecken erfüllt, aber noch niemals in seinem Leben hatte er einen solchen Rausch empfunden. Plötzlich leuchtete ihm unter den zerissenen Kleidern der nackte Körper entgegen. Spöttisch und herausfordernd warf der Cäsar einen Blick in die entgegengesetzte Ecke der Zelle, wo die Lampe auf dem Betpulte unter dem schwarzen Kruzifix flackerte. — — —

Einundzwanzigstes Kapitel.

Mehr als ein Jahr war seit dem Siege bei Argentoratum verflossen; Julian hatte Gallien von den Barbaren befreit. Im zeitigen Frühjahre, noch in den Winterquartieren zu Lutetia, erhielt er einen wichtigen Brief vom Kaiser, den ihm der Notar Decentius überbrachte.

Jeder neue Sieg in Gallien kränkte Constantius, war ein neuer Schlag für seinen Ehrgeiz. Dieser dumme Junge, dieser lichtscheue Maulwurf, dieser Affe in Purpur, das lächerliche Siegerlein, verwandelte sich zum Ärger der höfischen Spaßmacher in einen drohenden Sieger.

Constantius beneidete Julian und erlitt in derselben Zeit in den asiatischen Provinzen durch die Perser Niederlage auf Niederlage. Er magerte ab, schlief nicht, verlor die Eßlust; zweimal hatte er schon die Gelbsucht gehabt; die Hofärzte befanden sich in großer Erregung.

Zuweilen lag er in schlaflosen Nächten mit offenen Augen auf seinem prächtigen Lager unter der heiligen Fahne Konstantins, dem Labarum, und grübelte:

Digitized by Google

„Eusebia hat mich betrogen. Wenn sie nicht gewesen wäre, dann hätte ich den Rat des Paulus und des Mercurius befolgt und diesen Jungen erwürgt, diese Schlange aus dem Geschlechte der Flavier zertreten. Ich bin dumm gewesen. Habe sie selbst an meinem Busen großgezogen. Und — wer kann es wissen — ist Eusebia vielleicht seine Geliebte gewesen?"

Die verspätete Eifersucht steigerte seinen Haß noch mehr; sich an Eusebia rächen konnte er nicht mehr — sie war gestorben. Seine zweite Frau, Faustina, war ein hübsches, einfältiges Kind, das er verachtete.

In der Finsternis raufte Constantius seine spärlichen Haare, die der Barbier jeden Morgen sorgfältig zu Locken brannte, und vergoß bittere Tränen.

Hatte er nicht die Kirche beschützt und sich um die Ausrottung der Ketzerei verdient gemacht? Hatte er nicht Kirchen gebaut und sie ausgeschmückt? Hatte er nicht jeden Morgen und Abend die vorgeschriebenen Gebete und Kniebeugungen verrichtet? Und was war der Lohn? Zum erstenmal in seinem Leben erzürnte sich der Herr der Erde gegen den Herrn im Himmel. Das Gebet erstarb auf seinen Lippen.

Um seinen Neid wenigstens etwas zu beschwichtigen, entschloß er sich zu einem außergewöhnlichen Mittel: an alle Städte des Reiches wurden mit Lorbeer umwundene Sendschreiben gerichtet, die die Siege verkündeten, die Gottes Gnade dem Constantius verliehen hätte, und öffentlich verlesen. Nach diesen Kundgebungen mußte man annehmen, daß nicht Julian, sondern Constantius, der indessen am andern Ende des Reiches Niederlagen auf Niederlagen durch die Perser erlitt, viermal siegreich den Rhein überschritten habe; daß nicht Julian bei Argentoratum verwundet worden wäre und den König Chnodomar gefangengenommen hätte, sondern Constantius; daß nicht Julian durch Sümpfe und Urwälder gedrungen, Wege angelegt, Festungen belagert, Hunger, Durst und Hitze ertragen, sich mehr als die Soldaten angestrengt, weniger als sie geschlafen hätte — sondern Constantius. Der Name Julians wurde in diesem Sendschreiben gar nicht erwähnt, als ob es einen solchen Cäsar gar nicht gäbe. Das Volk pries Constantius, den Besieger Galliens; in allen Kirchen lasen die Presbyter, die Bischöfe und Patriarchen feierliche Messen, beteten um ein langes Leben und Gesundheit für den Augustus und dankten für die Siege über die Barbaren, die Gott dem Constantius verliehen hätte.

Aber der Neid und der Haß, die am Herzen des Kaisers nagten, wurden damit nur vorübergehend beschwichtigt — nicht gestillt.

Digitized by Google

Er beschloß, Julian der besten Legionen zu berauben, ihn unbemerkt allmählich zu schwächen, ihn, wie er es einst mit Gallus getan hatte, in seine Netze zu locken, um dann schließlich gegen den Wehrlosen den letzten Schlag zu führen.

Zu diesem Zwecke sandte er einen seiner erfahrensten Beamten, den Notar Decentius, nach Lutetia, welcher die vier besten Legionen der Heruler, Bataver, Petulanten und Kelten aus dem Heere des Cäsars aussondern und zu ihm, dem Kaiser, nach Asien führen sollte; außerdem sollte er aus jeder Legion dreihundert der tapfersten Männer aussuchen. Der Tribun Sintula erhielt den Auftrag, sich an die Spitze der Schildträger und Gentilen zu stellen und sie mit den bereits erwähnten Truppen ebenfalls dem Kaiser zuzuführen.

Julian warnte Decentius und wies ihn auf die Gefahr eines Aufstandes innerhalb der aus Barbaren bestehenden Legionen hin, die eher sterben als ihr Vaterland verlassen würden.

Decentius beachtete diese Warnung nicht; sein glattrasiertes gelbes Gesicht bewahrte den Ausdruck unerschütterlicher Vornehmheit und der höheren Einsicht des höfischen Beamten.

An einer der hölzernen Brücken, die die Insel Lutetia mit dem Festlande verbanden, befand sich das lange Gebäude der Hauptkaserne.

Schon früh war im Heere eine große Aufregung wahrnehmbar; nur die von Julian eingeführte strenge Zucht hielt die Mannschaften noch in Schranken.

Die ersten Kohorten der Petulanten und Heruler waren bereits in der vergangenen Nacht ausgerückt, und nun rüsteten sich auch die Kelten und Bataver zum Aufbruch. Sintula erteilte seine Befehle mit zuversichtlicher Miene, als sich plötzlich ein allgemeines Murren erhob, weil man einen ungehorsamen Soldaten fast zu Tode geprügelt hatte; überall rannte Decentius mit der Feder hinter dem Ohre, mit Papieren in der Hand herum.

Auf dem Hofe und auf den Straßen standen die mit Leinwand gedeckten, großrädrigen Wagen für die Soldatenfrauen und Kinder bereit. Die Weiber weinten laut, daß sie die Heimat verlassen mußten, viele breiteten ihre Arme nach den Wäldern und einsamen Tälern hin aus; andere fielen heulend zur Erde, küßten sie, nannten sie ihre Mutter und wehklagten darüber, daß ihre Gebeine in fremder Erde verwesen sollten; andere wieder banden in ergebenem und stummem Kummer eine Handvoll Heimaterde in einen Lappen, um sie zum Andenken mit sich zu nehmen. Ein magerer Hund, dessen Rippen durch die Haut sichtbar waren, leckte an der mit Talg geschmierten Wagenachse; plötzlich sprang er zur Seite, steckte die Schnauze in den Staub und begann zu heulen. Alle

Digitized by Google

fuhren zusammen und wendeten sich um. Ein Legionär versetzte dem Tier im Zorn einen Fußtritt. Den Schwanz einkneifend lief es ins Feld, blieb stehen und heulte noch kläglicher und lauter, was in der Stille des nebligen Abends schrecklich anzuhören war.

Unter denjenigen, die von Norden hinwegziehen sollten, befand sich auch der Sarmat Aragarius. Er verabschiedete sich von seinem treuen Gefährten Strombix.

„Mein lieber Onkel, warum verläßt Du mich?" heulte dieser, indem er die Soldatensuppe aß, die Aragarius ihm abgetreten hatte, weil er sie vor Kummer nicht selbst essen konnte. Des Syrers Tränen fielen in die Suppe, aber dennoch verzehrte er sie mit Wohlgefallen.

„Nun, nun, schweige Du Tor!" tröstete ihn Aragarius seiner Gewohnheit nach mit verächtlichen, zugleich aber zärtlichen Scheltworten. Es gibt schon genug Weibergeheul. Sage mir lieber in verständiger Weise — Du stammst ja aus jenen Gegenden her — was gibt es da für Wälder, mehr Eichen oder mehr Birken?"

„Was fällt Dir ein, Onkel? Gott sei mit Dir! Was soll es da für Wald geben? Nur Sand und Steine!"

„Nun, wo verbergen sich denn da die Menschen vor der Sonne?"

„Da gibt es nichts, sich zu verstecken. Mit einem Wort: eine Wüste. Und eine Hitze, sozusagen wie auf der Herdplatte. Auch an Wasser fehlt es."

„Wie, es fehlt an Wasser? Gibt's denn Bier?"

„Bier!? Das Wort hat man da noch nie gehört!"

„Du lügst!"

„Meine Augen mögen erblinden, wenn Du in ganz Asien, in Mesopotamien oder in Syrien auch nur ein einziges Fäßchen Bier oder Met findest."

„Das ist schlimm, Bruder! Hitze und weder Wasser noch Bier, noch Met! Es ist, als triebe man uns in einen andern Weltteil wie Ochsen zur Schlachtbank."

„Gerade in des Teufels Rachen, Onkelchen, in des Teufels Rachen!"

Strombix fing noch kläglicher an zu weinen. In diesem Augenblick erhob sich in der Ferne ein Lärm; man hörte ein Stimmengetöse; beide Freunde stürzten aus der Kaserne.

Über die Schiffsbrücke kam eine Menge Soldaten auf die Insel gelaufen. Das Geschrei ertönte näher. Aufregung ergriff die Bewohner der Kaserne. Die Krieger eilten auf die Straße, versammelten sich und lärmten trotz der Befehle und Drohungen, ja selbst den Schlägen der Centurionen zum Trotz.

Digitized by Google

„Was ist geschehen?“ fragte ein Veteran, der ein Bündel Reisig nach der Soldatenküche trug.

„Zwanzig Soldaten sollen tot geprügelt worden sein!“

„Was? Zwanzig? Nein, hundert!“

„Alle sollen der Reihe nach gezüchtigt werden, so lautet der Befehl!“

Ein Soldat in ganz zerrissenem Gewande, mit bleichem, verwirrtem Gesicht kam plötzlich herbeigelaufen und schrie: „Eilt, eilt ins Schloß! Der Cäsar ist ermordet worden!“

Diese Worte fielen wie ein Funke ins Pulverfaß; die lange schon glimmende Flamme der Empörung brach lichterloh empor. Die Gesichter nahmen einen fast tierischen Ausdruck an. Niemand verstand, niemand hörte auf den andern. Alle schrien: „Wo ist der Bösewicht?“

„Schlagt die Halunken tot!“

„Wen?“

„Die Gesandten des Kaisers Constantius.“

„Nieder mit dem Kaiser!“

„Ihr Feiglinge, was für einen Feldherrn habt Ihr verraten!“

Zwei ganz unschuldige Centurionen, die den Empörern zufällig in den Weg kamen, wurden zu Boden geworfen, fast zertreten und in Stücke gerissen. Blut spritzte empor; beim Anblick desselben wurden die Soldaten noch wilder erregt.

Die Menge kam über die Brücke und näherte sich der Kaserne. Man vernahm das betäubende, aber doch deutliche Geschrei:

„Heil dem Kaiser Julianus! Heil dem Augustus Julianus!“

„Man hat ihn doch ermordet! Ermordet!“

„Haltet Euer Maul, Dummköpfe! Augustus lebt — wir haben ihn eben erst gesehen!“

„Der Cäsar lebt?“

„Nicht Cäsar — Augustus!“

„Wer sagte denn, daß er ermordet wäre?“

„Wo ist der Halunke?“

„Sie wollten ihn töten!“

„Wer?“

„Constantius!“

„Nieder mit Constantius! Nieder mit den verfluchten Eunuchen!“

In der Dämmerung sprengte ein Reiter so rasch vorbei, daß er kaum erkannt werden konnte.

„Decentius! Decentius! Greift den Halunken!“

Digitized by Google

Die Kanzleifeder stak dem kaiserlichen Notarius noch immer hinter dem Ohre, und sein Reisetintenfaß baumelte ihm am Gürtel. Unter Hohngelächter und Verwünschungen entkam er. Die Menge wurde immer größer und das Lärmen und Toben des aufrührerischen Heeres immer ärger. Die allgemeine Wut schlug aber in kindliches Entzücken um, als die Soldaten hörten, daß die Legionen der Heruler und Petulanten, die nachts vorher ausgerückt waren, sich ebenfalls empört hätten und von Julian zurückberufen worden wären.

Viele der Krieger umarmten sich untereinander, ihre Frauen und Kinder, wie nach einer langen Trennung. Andere weinten vor Freude, wieder andere schlugen mit ihren Schwertern an die Schilde, um ihre Zufriedenheit zu bekunden. Scheiterhaufen wurden angezündet. Redner traten auf. Strombix, der in seiner Jugend den Spaßmacher in einer Schaubude in Antiochia gespielt hatte, fühlte sich zum Reden begeistert. Die Genossen hoben ihn auf die Schilde und mit theatralischen Armbewegungen begann er:

„Nos quidem ad orbis terrarum extrema ut noxii pellimur et damnati — Wir werden ans äußerste Ende der Erde getrieben, wie Verbrecher, unsere Familien aber sollen wieder Sklaven der Alemannen werden, nachdem wir sie in mörderischen Kämpfen aus der Gefangenschaft befreit haben."

Er hatte noch nicht geendet, als aus der Kaserne ein Wehklagen, wie wenn ein Ferkel geschlachtet würde, ertönte; zugleich erklangen auch die den Soldaten nur zu gut bekannten Rutenstreiche auf den bloßen Körper — die Soldaten züchtigten den verhaßten Centurio "Cedo Alteram". Der Soldat, der seinen früheren Vorgesetzten schlug, warf die blutige Rute beiseite und rief unter allgemeinem Gelächter, die Stimme des Centurio nachäffend: „Cedo alteram!" — „Reich mir eine andere!"

„Ins Schloß, ins Schloß!" tobte die Menge. „Ernennen wir Julian zum Augustus, krönen wir ihn mit dem Diadem!"

Alle eilten hinweg und ließen den halbtoten Centurio in einer Blutlache auf dem Hofe liegen. Nur einzelne Sterne funkelten hinter Wolken hervor. Ein trockener, stoßweiser Wind wirbelte den Staub in die Höhe.

Die Tore, die Türen, die Fensterläden des Schlosses waren wie hermetisch verschlossen.

Julian hatte den Aufruhr kommen sehen; er verließ sein Zimmer nicht, zeigte sich kaum den Soldaten und gab sich der Erforschung der Zukunft hin. Zwei Tage und zwei Nächte hatte er schon auf Wunder und Zeichen gewartet.

Digitized by Google

In dem langen, weißen Gewande der Pythagoreer, mit einer Lampe in der Hand, stieg er auf einer schmalen Wendeltreppe zum Söller des höchsten Schloßturms hinauf. Dort stand schon, die Sterne beobachtend, mit einer zweispitzigen Filzmütze auf dem Kopfe, der persische Magier, der Gehilfe des Maximus von Ephesus, den dieser zu Julian gesandt hatte — derselbe Nohodares, der einst in der Schenke des Sirax dem Scudilo sein Schicksal vorausgesagt hatte.

„Nun, wie steht's?" fragte Julian erregt, indem er zum dunkeln Himmelsgewölbe emporsah.

„Nichts zu sehen," erwiderte Nohodares, „die Wolken hindern uns."

Julian machte eine ungeduldige Handbewegung. Der Perser fügte hinzu:

„Kein einziges Zeichen! Himmel und Erde scheinen sich verschworen zu haben."

Eine Fledermaus flog vorüber. Sie berührte mit ihren kalten, geheimnisvollen Flügeln fast das Gesicht Julians und verschwand.

„Sieh, sieh, vielleicht kannst Du aus ihrem Fluge etwas entnehmen!"

„Eine Dir verwandte Seele", flüsterte Nohodares. „Denke daran: heute nacht geschieht etwas Ungewöhnliches, etwas Großes."

Undeutliche Rufe des Heeres erschollen; der Wind übertönte sie.

„Wenn Du etwas erfährst, so komme hinunter", sagte Julian und stieg in die Bibliothek hinab.

Mit unregelmäßigen Schritten ging er im Saale aus einer Ecke in die andere, auf und ab; zuweilen blieb er stehen und horchte; es schien ihm, als ob jemand ihm folge, und eine furchtbare, übernatürliche Kälte wehte ihm in der Dunkelheit in den Nacken. Er wendete sich eilig um — es war niemand da, nur das Blut hämmerte in seinen Schläfen. Er ging wieder weiter, und nun schien es ihm, als ob jemand ihm etwas ins Ohr flüstere, aber so rasch, daß er die Worte nicht verstehen konnte.

Ein Diener meldete ihm, daß ein aus Athen zugereister Greis ihn in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche. Julian schrie vor Freude auf und stürzte sich dem Fremden entgegen. Er dachte, es wäre Maximus, aber er hatte sich geirrt; es war der berühmte Hierophant der Mysterien von Eleusis, den er jedoch ebenfalls mit Ungeduld erwartet hatte.

Digitized by Google

„Vater," rief der Cäsar, „errette mich von meinen Zweifeln! Ich muß den Willen der Götter erfahren. Beeile Dich, es ist alles bereit!"

In diesem Augenblick erscholl schon am Schlosse das dem dröhnenden Donner gleichende, betäubende Geschrei des aufrührerischen Heeres. Die alten Ziegelmauern des Schlosses erbebten. Der Tribun der Schildträger kam, ganz bleich vor Schreck, ins Zimmer gestürzt:

„Ein Aufruhr! Die Soldaten brechen die Tore auf!"

Julian winkte gebieterisch mit der Hand. „Fürchtet Euch nicht. Später, später! Laßt niemand hier herein."

Er faßte den Hierophanten bei der Hand, führte ihn auf einer steilen Treppe in den Keller hinab und verschloß hinter sich die schwere eiserne Tür.

Im Keller war alles vorbereitet: Fackeln, deren Schein sich an der silbernen Bildsäule des Helios-Mithra, des Sonnengottes, widerspiegelte; Räuchergefäße, heilige Schalen mit Wasser, Wein und Met zum Besprengen, mit Mehl und Salz zum Bestreuen der Opfertiere; in Käfigen verschiedene zum Wahrsagen nötige Vögel — Enten, Tauben, Gänse, ein Adler — und schließlich ein armes, gefesseltes, jämmerlich blökendes Lamm.

„Beeile Dich! Beeile Dich! Ich muß den Willen der Götter erfahren", drängte Julian den Hierophanten, indem er ihm ein scharf geschliffenes Messer reichte. Der außer Atem gekommene Greis verrichtete rasch die notwendigen Gebete und Besprengungen; dann schlachtete er das Lamm, zerlegte es, warf Fleisch- und Fettstücke auf die glimmenden Scheite des Opferaltars und begann unter geheimnisvollen Beschwörungen die Eingeweide zu untersuchen. Mit geübten Händen nahm er die blutige Leber, das Herz, die Lungen heraus und betrachtete sie von allen Seiten.

„Ein Gewaltiger wird niedergeworfen werden", sagte der Hierophant, auf das noch warme Herz des Lammes hinweisend. „Ein furchtbarer Tod . . ."

„Wer denn, wer?" fragte Julian, „ich oder er?"

„Ich weiß es nicht."

„Du weißt es nicht?"

„Cäsar," warnte der Greis, „übereile Dich nicht! Heute nacht entschließe Dich zu nichts. Warte den Morgen ab; die Vorzeichen sind zweifelhaft, sogar . . ."

Ohne seine Rede zu beenden, ergriff er ein anderes Tier, eine Gans, dann den Adler. Von oben drang der Lärm der Volksmenge, dem Rauschen einer Überschwemmung ähnlich, herab;

Digitized by Google

man hörte die Schläge an die eisernen Tore. Julian achtete nicht darauf; mit gespannter Neugierde besah er die blutigen Eingeweide; in den Nieren eines geschlachteten Huhnes hoffte er die Geheimnisse der Götter zu entdecken. Der Greis schüttelte den Kopf und wiederholte:

„Entschließe Dich zu nichts — die Götter schweigen!"

„Was soll das bedeuten?" rief der Cäsar unmutig. „Sie hätten einen andern Zeitpunkt wählen können, um zu schweigen!"

Nohodares trat mit siegesbewußter Miene ein.

„Julianus, freue Dich! Diese Nacht entscheidet über Dein Schicksal. Beeile Dich, wage es — sonst wird es zu spät sein!"

Der Magier sah den Hierophanten, der Hierophant den Magier an.

„Sei vorsichtig!" sagte der eleusinische Priester mit finsterer Miene.

„Wage es!" rief Nohodares.

Julian stand zwischen beiden und sah bald den einen, bald den andern verständnislos an. Die Mienen der beiden Auguren waren undurchdringlich; sie waren eifersüchtig aufeinander.

„Was soll ich anfangen? Was soll ich machen?" flüsterte der Cäsar. Plötzlich fiel ihm etwas ein, und sein Gesicht klärte sich auf. „Wartet noch einen Augenblick; ich habe ein altes sibyllinisches Buch: Über die Widersprüche in den Vorbedeutungen."

Er eilte nach oben. In einem der Gänge begegnete ihm der Bischof Dorotheus im vollen Ornate, mit dem Kreuz und den heiligen Sakramenten.

„Was gibt es?" fragte Julian, unwillkürlich zurücktretend.

„Die heiligen Sakramente für Deine sterbende Frau, Cäsar."

Dorotheus betrachtete erstaunt das weiße, pythagoreische Gewand Julians, sein bleiches Gesicht mit den funkelnden Augen, seine blutigen Hände.

„Deine Gemahlin", fuhr der Bischof fort, „wünscht Dich vor ihrem Ende noch einmal zu sehen."

„Es ist gut, nur nicht gleich — später! Wieder ein schlechtes Vorzeichen! In diesem Augenblicke! Alles, was die Götter tun, tun sie zur Unzeit!"

Er lief in die Bibliothek und wühlte in den verstaubten Pergamentrollen; plötzlich schien es ihm, als ob eine Stimme ihm ins Ohr flüsterte: „Wage es! Wage es! Wage es!"

„Maximus, bist Du es?" rief Julian und wendete sich um. In dem finsteren Zimmer war niemand. Sein Herz klopfte so

Digitized by Google

heftig, daß er seine Hand fest darauf drückte; kalter Schweiß bedeckte seine Stirn.

„Darauf hab' ich gewartet", sagte Julian. „Es war seine Stimme! Jetzt gehe ich. Aller Zweifel ist zu Ende .... der Würfel ist gefallen!"

Die eisernen Tore stürzten krachend zusammen. Die Soldaten drangen ins Atrium ein; man hörte das Geschrei der Menge, das dem Raubtiergeheul glich, und die Schritte unzähliger Menschen. Der rote Schein der Fackeln drang durch die Ritzen der geschlossenen Fensterläden. Ein Zaudern war nicht mehr möglich. Julian warf sein weißes pythagoreisches Gewand ab, legte sich die Rüstung an, nahm das kaiserliche Paludamentum um, setzte den Helm auf und ergriff das Schwert. Dann eilte er die Haupttreppe zur Eingangstür hinab, öffnete dieselbe und erschien mit strahlendem, heiterem Gesicht vor seinen Soldaten.

Jeder Zweifel war geschwunden. Seine Willenskraft hatte sich mit einem Male wunderbar gestärkt; niemals zuvor in seinem Leben hatte er so viel Entschlossenheit, Geistesklarheit und Nüchternheit in sich verspürt. Die Menge empfand dies sofort; sein blasses Gesicht sah erhaben und schrecklich zugleich aus. Er winkte mit der Hand, der Lärm verstummte.

Er fing zu reden an und ermahnte die Soldaten zur Ruhe, versicherte ihnen, daß er sie nicht verlassen, auch nicht gestatten würde, daß sie in die Fremde geführt würden, daß er seinen vielgeliebten Bruder, den Kaiser Constantius, darum beschwören würde ...

„Nieder mit Constantius!" unterbrachen ihn die Soldaten einstimmig. „Nieder mit dem Brudermörder! Du sollst unser Kaiser sein — wir wollen keinen andern! Heil dem Augustus Julianus, dem Unbesiegbaren!"

Geschickt spielte er die Rolle eines erstaunten, ja erschrockenen Mannes; er schlug die Augen nieder, wendete das Gesicht ab und streckte beide Arme mit erhobenen Handflächen vor sich hin, als ob er das unheilvolle Geschenk zurückstoßen und abwehren wolle. Das Geschrei vergrößerte sich.

„Was beginnt Ihr?" rief Julian. „Stürzt mich und Euch nicht ins Verderben. Glaubt Ihr denn wirklich, daß ich meinen Herrn verraten könnte?"

„Den Mörder Deines Vaters, den Mörder des Gallus!" schrien die Soldaten.

„Schweigt, schweigt!" Er winkte mit den Händen und eilte die Treppenstufen hinab unter die Menge. „Wißt Ihr denn nicht? Vor dem Angesichte Gottes haben wir geschworen ..."

Digitized by Google

Jede Bewegung Julians war schlaue, geschickte Verstellung. Die Soldaten umringten ihn. Er riß das Schwert aus der Scheide, hob es empor und richtete es gegen seine eigene Brust.

„Tapferste der Männer! Der Cäsar stirbt eher, als daß er zum Verräter wird!“

Einige ergriffen seine Arme und entrissen ihm das Schwert; viele stürzten ihm zu Füßen, umarmten sie tränenden Auges, setzten sich die Spitzen ihrer entblößten Schwerter auf die Brust und riefen: „Wir wollen für Dich sterben!“

Andere streckten ihm ihre Hände entgegen und flehten: „Erbarme Dich, erbarme Dich unser!“

Greise Veteranen fielen vor ihm auf die Knie, erfaßten seine Hände, als ob sie sie küssen wollten, führten seine Finger in ihre Mundhöhlen und zwangen ihn, ihre zahnlosen Kinnbacken zu befühlen; sie redeten von unsagbarer Abspannung, von den schweren Strapazen, die sie während ihrer langen Dienstzeit hätten ertragen müssen. Andere warfen ihre Kleider ab und zeigten ihm ihren greisenhaften Körper, die Wunden, die sie in den Schlachten erhalten, die Narben, die die Rutenstreiche auf ihrem Körper hinterlassen hatten.

„Habe Mitleid mit uns! Sei unser Augustus!“ riefen sie alle.

Aufrichtige Tränen erfüllten die Augen des Cäsars; er liebte diese rauhen Männer, ihre zügellose Begeisterung, in der er seine Stärke empfand. Daß die Verschwörung ernst war, hatte er aus verschiedenen Anzeichen ersehen: die Soldaten unterbrachen einander nicht, sondern schrien alle zu gleicher Zeit; als ob sie sich verabredet hätten, schwiegen sie auch alle wieder zugleich; bald erscholl ein gemeinsames Geschrei, bald trat plötzliche Stille ein.

Endlich sagte Julian leise, wie gegen seinen Willen, nur dem Zwange folgend: „Liebe Kameraden! Meine Kinder! So bin ich denn Euer auf Leben und Tod. Ich kann Euch nichts abschlagen . . .“

„Krönen wir ihn, setzen wir ihm das Diadem auf!“ riefen sie triumphierend.

Es war kein Diadem vorhanden. Der erfinderische Strombix aber wußte Rat und machte den Vorschlag:

„Mag der Augustus doch ein Perlenstirnband seiner Gemahlin holen lassen.“

Julian erwiderte, ein Frauenschmuck eigne sich dazu nicht und würde zu einer bösen Vorbedeutung werden. Die Soldaten ließen

Digitized by Google

sich aber nicht beruhigen; sie mußten einen glänzenden Schmuck auf dem Kopfe ihres Erwählten sehen, um zu glauben, daß er der Kaiser sei.

Ein roher Legionär riß von einem Streitroß das mit erzenen Blechen verzierte Brustgehänge, die sogenannte „Phalera", ab und schlug vor, den Augustus damit zu krönen. Das fand jedoch keinen Anklang; das Brustgehänge roch zu sehr nach Pferdeschweiß.

Alle suchten eifrig nach einem andern Schmuck. Da nahm der Fahnenträger der Petulanten, der Sarmate Aragarius, die metallene Halskette, die seinen Stand bezeichnete, ab und reichte sie Julian. Dieser wand sie sich zweimal um den Kopf — so krönte die Kette ihn zum römischen Augustus.

„Auf den Schild, auf den Schild!" schrien die Soldaten.

Aragarius hielt ihm seinen runden Schild vor, und die Nächststehenden hoben den Augustus in die Höhe. Er sah ein wogendes Meer von behelmten Köpfen unter sich, ein erschütterndes Siegesgeschrei, dem Brausen des Sturmes gleichend, drang an sein Ohr: „Heil dem Augustus Julianus, dem göttlichen Augustus! Divus Augustus!"

Es schien ihm, daß der Wille der Vorsehung in Erfüllung ginge. Die Fackeln waren erloschen. Im Osten begann es zu dämmern. Die plumpen Türme des Schlosses hoben sich schwarz ab. Nur aus einem Fenster schimmerte noch ein Licht. Julian erriet, daß es das Fenster im Sterbegemach seiner Gemahlin Helena sei.

Als bei Tagesanbruch sich das ermüdete Heer beruhigt hatte, ging er zu ihr.

Es war zu spät. Die Verstorbene lag auf ihrem schmalen jungfräulichen Lager. Ihre Lippen waren geschlossen. Von ihrem hageren Nonnenkörper wehte ein keuscher, kalter Hauch. Um sie herum knieten ihre Dienerschaft und Geistliche, Sterbegebete murmelnd. Julian sah auf das bleiche, ruhige Antlitz seiner Frau; sein Gewissen beunruhigte ihn nicht, aber die stumme Frage drängte sich ihm auf seine Lippen: „Warum hat sie vor ihrem Tode mich noch sehen wollen? Was wollte, was konnte sie mir noch sagen?"

Digitized by Google

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Kaiser Constantius verlebte traurige Tage in Antiochia. Alle befürchteten Unheil. Nachts hatte er böse Träume. Im Schlafzimmer brannten bis zum Tagesanbruch fünf bis sechs helle Lampen, denn er fürchtete sich vor der Dunkelheit. Oft saß er lange allein, in tiefes Nachdenken versunken; bei dem geringsten Geräusch fuhr er zusammen und sah erschrocken um sich.

Einst träumte ihm von seinem Vater Konstantin dem Großen, der auf den Armen ein starkes, sehr böses Kind hielt. Constantius nahm ihm das Kind ab und setzte es auf seinen rechten Arm, während er in seiner linken Hand eine große Glaskugel hielt. Das böse Kind stieß die Glaskugel herab, sie zerbrach, und die spitzen Splitter drangen dem Kaiser in den Körper, in die Augen, ins Herz, ins Gehirn — sie funkelten, klirrten eigentümlich, stachen und schmerzten so heftig, daß er es noch empfand, als er, in Schweiß gebadet, von Angst und Schrecken erfüllt, erwachte.

Er beriet sich mit Wahrsagern und Wahrsagerinnen, berühmten Zauberern und Traumdeutern. Und das Ergebnis war, daß er in Antiochia ein Heer zusammenzog und alle Vorkehrungen zu einem Kriege mit Julian traf.

Zuweilen ergriff den Kaiser nach langer Unbeweglichkeit ein wahrer Tatendurst. Viele hielten seinen allzu großen Eifer für unvernünftig; flüsternd erzählte man sich Gerüchte über neue verdächtige Sonderbarkeiten und unheilvolle Ahnungen des Kaisers.

Im Spätherbste rückte er mit dem Heere von Antiochia aus. Eines Tages gegen Mittag, etwa dreitausend Schritte vor der Stadt, unweit des Dorfes Hippokephalos, erblickte der Kaiser einen auf der Straße liegenden, unbekannten kopflosen Leichnam. Der Körper, der nach Westen zu gerichtet war, lag zur rechten Seite des zu Pferde sitzenden Constantius, der Kopf abgetrennt daneben. Der Kaiser erbleichte und wendete sich ab. Keiner aus seiner Umgebung sagte ein Wort, alle aber sahen es als eine böse Vorbedeutung an.

In Tarsus, der Hauptstadt Ciliciens, fühlte er leichte Fieberschauer und Schwäche, er beachtete sie aber nicht weiter und zog auch die Ärzte nicht zu Rate; er hoffte, daß der Ritt auf den schwierigen Bergstraßen mitten unter der Sonnenglut ihn zum Schwitzen bringen würde.

Er begab sich nach dem kleinen Städtchen Mopsukrene, das am Fuße des Taurus lag und der letzte Rastort vor dem Austritte

Digitized by Google

aus Cilicien war. Unterwegs wurde es ihm mehrmals schwindlig; schließlich mußte er vom Pferde steigen und eine Sänfte benutzen. Später erzählte der Eunuch Eusebius, der Kaiser hätte, während er in der Sänfte gelegen, mehrmals aus seinem Gewande einen kostbaren Stein mit dem eingeschnittenen Bildnis der Kaiserin Eusebia Aurelia herausgezogen und zärtlich geküßt.

An einer Straßenkreuzung fragte er, wohin der andere Weg führe, und man teilte ihm mit, daß es die Straße nach dem verlassenen Schlosse der kappadokischen Könige Macellum sei. Als er diesen Namen hörte, verfinsterte sich sein Gesicht. Abends erreichte er Mopsukrene, er war abgespannt und schlechter Laune.

Kaum war er in das für ihn bereit gestellte Haus eingetreten, als ein Hofbeamter ihm trotz des Verbotes des Eusebius unvorsichtigerweise mitteilte, daß zwei Boten aus den westlichen Provinzen auf ihn warteten. Constantius befahl, sie vorzuführen.

Eusebius bat, die Angelegenheit bis zum nächsten Morgen zu verschieben. Der Kaiser erwiderte aber, er befände sich schon wieder wohler, der Fieberanfall sei vorüber, und er fühle nur noch einen leichten Schmerz im Nacken.

Man führte den ersten Boten vor, der am ganzen Körper zitterte und blaß war wie eine Leiche.

„Sage es nur gleich heraus!“ rief Constantius, durch das verstörte Aussehen des Boten erschreckt.

Der Bote berichtete über die unerhörte Frechheit Julians. Dieser hätte vor versammeltem Heere den Brief des Kaisers zerrissen und rücke nun, nachdem Gallien, Pannonien und Aquitanien sich ihm angeschlossen, mit allen ihm zu Gebote stehenden Legionen gegen Constantius heran.

Mit vor Wut verzerrtem Gesicht sprang der Kaiser auf, stürzte sich auf den Boten, warf ihn nieder und begann ihn zu würgen.

„Du lügst, Du lügst, Du lügst, Du Lump! Noch gibt es einen Gott, den himmlischen Kaiser, der die irdischen Herrscher beschützt. Er wird es nicht zulassen! Hört Ihr es, Ihr Verräter? . . . Er wird es nicht zulassen! Er . . .“

Plötzlich wurde es ihm wieder unwohl, und er bedeckte seine Augen mit der Hand. Halbtot entwich der Bote zur Tür hinaus.

„Morgen,“ murmelte Constantius dumpf und zerstreut, „morgen rücken wir aus; geradezu, über die Berge, in Eilmärschen . . . nach Konstantinopel!“

Eusebius näherte sich ihm, verbeugte sich wie ein Sklave und sagte:

Digitized by Google

„Erhabener Augustus! Der Herr hat Dir, Seinem Gesalbten, den Sieg über alle Deine Feinde und Widersacher verliehen; Du hast den ungestümen Maxentius, den Constans, Du hast Vetranio und Gallus besiegt — Du wirst auch diesen Gottvergessenen niederwerfen . . .“

Aber Constantius hörte nicht auf ihn, kopfschüttelnd flüsterte er mit irrem Lächeln vor sich hin:

„Also es gibt keinen Gott! Wenn das alles wahr ist, so gibt es keinen Gott; ich stehe allein da. Wage einer die Behauptung, daß Er existiert, wenn solche Dinge auf Erden geschehen können. Ich habe schon oft darüber nachgedacht.“ Mit trübem Blicke stierte er alle Anwesenden an und fügte ohne jeglichen Zusammenhang hinzu: „Man rufe den andern.“

Der Arzt, ein höfischer Geck mit glattrasiertem, geschminkten Gesicht, in dem ein Paar Luchsaugen listig funkelten, ein Jude, der den römischen Patrizier spielte, näherte sich ihm; in kriecherischem Tone bemerkte er, daß eine zu große Aufregung Sr. Ewigkeit schaden könne, daß der Kaiser der Ruhe bedürftig wäre. Constantius entledigte sich seiner wie einer lästigen Fliege.

Der zweite Bote trat ein. Es war Sintula, der Tribun des kaiserlichen Marstalles, der aus Lutetia entflohen war. Er überbrachte eine noch traurigere Kunde: die Tore der Stadt Sirmium wären Julian geöffnet worden, und die Einwohner hätten ihn freudig als Retter des Vaterlandes begrüßt; in zwei Tagen würde er auf der großen Straße nach Konstantinopel vorrücken.

Die letzten Worte des Boten hatte der Kaiser entweder überhört oder nicht verstanden. Aus seinem Gesicht schien alles Leben entschwunden zu sein, er gab ein Zeichen, daß alle sich entfernen sollten; nur Eusebius, mit dem er Staatsgeschäfte erledigen wollte, blieb zurück.

Nach kurzer Zeit fühlte er sich erschöpft, befahl dem Oberkämmerer, ihn in sein Schlafzimmer zu führen, und machte einige Schritte; plötzlich blieb er stehen, faßte mit beiden Händen nach seinem Nacken, als ob er einen heftigen Schmerz empfände, und schwankte. Die rasch herbeieilenden Diener konnten ihn kaum aufhalten.

Er verlor das Bewußtsein nicht; an seinem Gesicht, an allen seinen Bewegungen, an den dick anschwellenden Stirnadern war zu ersehen, daß er die größten Anstrengungen zum Sprechen machte; endlich lallte er langsam, jedes Wort einzeln herausstoßend, als ob ihm die Kehle zugeschnürt sei: „Ich — will — sprechen — und — kann nicht.“

Digitized by Google

Es waren seine letzten Worte; er verlor die Sprache; der Schlaganfall hatte die ganze rechte Körperhälfte gelähmt; der rechte Arm und das rechte Bein hingen leblos herab. Man brachte ihn zu Bett.

Seinen Augen sah man die Erregung und die Gedankenqualen an. Er bemühte sich, etwas zu sagen, vielleicht einen wichtigen Befehl zu erteilen, aber seinen Lippen entfuhren nur undeutliche Laute, die einem schwachen, ununterbrochenen Brüllen glichen. Niemand verstand, was er wollte; der Kranke sah alle der Reihe nach an. Die Eunuchen, die Höflinge, die Feldherren, die Sklaven umringten das Sterbebett, wußten aber nicht, wie sie dem Kranken den letzten Dienst erweisen sollten. Zuweilen blitzten die Augen des Kaisers zornig auf; dann schien auch das Brüllen eine tiefere Klangfarbe anzunehmen.

Endlich fiel es Eusebius ein, eine Wachstafel bringen zu lassen. Ein Strahl der Freude blitzte in den Augen des Kaisers auf, zitternd und ungeschickt wie kleine Kinder ergriff er den Erzstift mit der linken Hand. Nach langer Anstrengung gelang es ihm, auf dem weichen Wachse etwas zu kritzeln. Nur mit großer Mühe vermochte seine Umgebung die Worte „Taufen lassen" zu entziffern.

Er warf einen eindringlichen Blick auf Eusebius. Alle wunderten sich, nicht bereits früher erraten zu haben, daß der Kaiser sich taufen lassen wollte. Nach dem Beispiele seines Vaters, Konstantins des Apostelgleichen, hatte er die Vornahme dieser heiligen Handlung bis zum letzten Augenblicke verschoben; er glaubte auf diese Weise seine Seele von allen im Leben begangenen Sünden schneeweiß waschen zu können.

Man eilte, einen Bischof zu holen. In Mopsukrene gab es aber keinen. So berief man denn den arianischen Presbyter der städtischen Basilika. Dieser war ein schüchterner, einfältiger Mann mit einem Vogelgesicht, spitzer, roter Nase, die dem Schnabel eines Raubvogels glich, und dünnem Kinnbarte. Als man ihn zu holen kam, saß Pater Nymphidianus — so hieß er — bei einem Becher billigen Rotweins — es war der zehnte — und schien angeheitert zu sein. Man konnte ihm die Sache erst gar nicht klarmachen, weil er glaubte, daß man sich über ihn lustig mache. Als er aber endlich eingesehen hatte, daß das Schicksal ihn dazu bestimmt hatte, den Kaiser zu taufen, geriet er ganz aus dem Häuschen.

Pater Nymphidianus betrat das Krankenzimmer. Der Kaiser warf auf den bleichen, verlegenen und zitternden Presbyter einen so freudigen, demütigen Blick, wie noch auf keinen andern Menschen

Digitized by Google

in seinem Leben. Man sah es ihm an, er fürchtete sich vor dem Tode und der ewigen Verdammnis und wünschte die heilige Handlung der Taufe zu beschleunigen.

Man durchsuchte die ganze Stadt nach einem goldenen Taufbecken oder wenigstens nach einem silbernen Gefäß, konnte aber keins auftreiben. Allerdings fand man ein Gefäß, das mit kostbaren Steinen eingefaßt war, aber da man starken Verdacht hegte, daß es bei den üppigen Festen zu Ehren des Gottes Dionysos sehr profanen Zwecken gedient hätte, zog man ein zweifellos christliches Becken vor, wenn es auch nur von Kupfer, alt war und Beulen hatte.

Das Taufbecken wurde mit warmem Wasser gefüllt und an das Krankenbett gestellt. Der jüdische Arzt wollte die Temperatur mit der Hand prüfen; der Kaiser machte aber eine so zornige Bewegung und fing an zu brüllen, daß jener erschrocken zurücktrat; wahrscheinlich fürchtete Constantius, daß der Jude das Wasser verunreinigen würde.

Man entkleidete den Kranken. Kräftige junge Schildträger hoben ihn leicht wie ein Kind auf und tauchten ihn in das Wasser. Ohne irgendwelchen Ausdruck der Rührung in dem abgemagerten, fast leblosen Gesicht blickte Constantius mit weit geöffneten, unbeweglichen Augen auf das blitzende, mit Edelsteinen besetzte Kreuz über der goldenen Fahne Konstantins. Der Blick war starr auf einen Punkt gerichtet, gedankenlos wie der der Säuglinge, wenn sie einen blitzenden Gegenstand sehen und die Augen nicht von ihm abwenden können.

Die Zeremonie hatte den Kranken augenscheinlich nicht beruhigt; er schien ihrer kaum noch zu gedenken. Zum letztenmal flackerte ein Funken der Lebenskraft in seinen Augen auf, als ihm Eusebius wieder die Wachstafel und den Stift reichte. Er konnte nicht mehr schreiben und kritzelte nur die Anfangsbuchstaben von Julians Namen auf.

Was sollte es bedeuten? Wollte er seinem Feinde verzeihen oder für ihn seine Rache hinterlassen?

Er quälte sich noch drei Tage lang. Die Höflinge flüsterten einander zu, daß er sterben wolle und nicht könne, und daß dies eine besondere Strafe Gottes sei. Aus alter Gewohnheit nannten sie ihn dabei nach wie vor den „glückseligen Augustus", „Seine Heiligkeit", „Seine Ewigkeit". Augenscheinlich litt er heftige Schmerzen. Das Brüllen ging in ein langes, Tag und Nacht währendes Röcheln über. Diese Töne erklangen gleichmäßig und ununterbrochen und waren so merkwürdig, daß sie keiner Menschenbrust zu entsteigen schienen.

Digitized by Google

Die Höflinge kamen und gingen, jeden Augenblick das Ende erwartend. Nur der Eunuch Eusebius verließ weder am Tage noch in der Nacht den Sterbenden. Der Oberkämmerer glich seinem Gesichte und seinem Benehmen nach einem alten, zänkischen, bösen und schlauen Weibe. Er hatte viele Verbrechen auf seinem Gewissen; alle die verwickelten Fäden der zahlreichen Angebereien und schändlichen Verrätereien der ganzen kirchlichen und höfischen Intrigen hielt er in seinen Händen. Vielleicht aber war er auch der einzige bei Hofe, der wie ein treuer Sklave seinen Herrn aufrichtig und wahrhaft liebte. Keine Sekunde wich er von dem Lager des Sterbenden; er rückte ihm das Kopfkissen zurecht und benetzte seine ausgedörrten Lippen mit kühlendem Getränk; zuweilen kniete er am Fußende des kaiserlichen Bettes nieder und schien zu beten. Wenn niemand es bemerkte, schlug Eusebius behutsam den Rand der purpurnen Bettdecke zurück und küßte mit Tränen in den Augen die abgemagerten, bleichen Füße des Sterbenden.

Es schien ihm einmal, als ob Constantius diese Liebkosung empfunden und sie mit einem Blicke erwidert habe; etwas Brüderliches und Zartes vereinte diese Menschen, die beide gleich böse von Gemüt, auch gleich unglücklich und grenzenlos vereinsamt waren.

Eusebius drückte dem Kaiser die Augen zu und sah, wie auf seinem Gesicht der Ausdruck der trügerischen Majestät der irdischen Macht dem Ausdruck der hehren Majestät des Todes wich.

Auch über Constantius erklangen die Worte, die die Kirche der Sitte nach bei der Einsenkung der Überreste römischer Kaiser ins Grab nachrief:

„Steh auf, Herr der Erde; höre auf die Stimme des Königs aller Könige, siehe, Er richtet Dich!“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

In einem Buchenwalde unweit des Engpasses von Succi, an der Grenze zwischen Illyrien und Thrazien, gingen nachts auf einem schmalen Fußwege zwei Männer, der Kaiser Julian und der Zauberer Maximus.

Der Vollmond stand am klaren Himmel und beleuchtete mit einem eigenartig bleichen Scheine das herbstliche Gold und den Purpur der Blätter; zuweilen fiel raschelnd ein welkes Blatt herab; ein eigentümlicher, unaussprechlich lieblicher, frischer, zugleich aber auch niederschlagender, an den Tod erinnernder Hauch, der von

Digitized by Google

Feuchtigkeit durchtränkte Duft des Herbstes, stieg herauf; die abgefallenen dürren Zweige der Bäume knisterten unter den Füßen der Wanderer; ringsum im einsamen Walde herrschte die feierliche, majestätische Stille des Todes.

„Meister," sagte Julian, „warum besitze ich nicht den göttlich leichten Sinn, jene heitere Anschauung des Lebens, die die Männer von Hellas so herrlich machte?"

„Bist Du ein Hellene?"

„Leider nicht!" erwiderte Julian seufzend. „Unsere Vorfahren waren wilde Barbaren, Medier. In meinen Adern fließt das dicke Blut des Nordens. Ich bin kein Sohn von Hellas . . ."

„Mein Freund, ein Hellas hat es nie gegeben", sagte Maximus mit seinem gewohnten zweideutigen Lächeln.

„Wie soll ich das verstehen?"

„Es gab kein Hellas, wie Du es liebst."

„Also ist mein Glaube eitel?"

„Man kann", entgegnete Maximus, „nur an das glauben, was es nicht gibt, aber geben wird. Dein Hellas — ein Reich der gottähnlichen, freien und furchtlosen Menschen — wird erstehen."

„Furchtlosen?! Meister, Du beherrschest mächtige Zaubermittel — befreie meine Seele von der Furcht!"

„Von welcher Furcht?"

„Ich weiß es selbst nicht. Von meiner frühesten Kindheit an fürchte ich mich — fürchte ich mich vor allem: vor dem Leben, vor dem Tode, vor mir selbst — vor dem Geheimnisse, das überall herrscht — der Finsternis. Ich hatte eine alte Wärterin, Labda, die einer Parze glich; sie hat mir schreckliche Überlieferungen aus dem Geschlechte der Flavier erzählt und mich eingeschüchtert. Ihre dummen Ammenmärchen klingen mir seit der Zeit unaufhörlich in den Ohren, besonders nachts, wenn ich allein bin. Diese dummen, schrecklichen Geschichten richten mich zugrunde. Ich will heiter sein wie die Männer des alten Hellas — und kann es nicht! Es will mir oft scheinen, ich wäre ein Feigling. — Meister, Meister! Rette mich! Befreie mich von der ewigen Finsternis und Furcht!"

„Gehen wir! Ich weiß, was Dir fehlt", sagte Maximus feierlich. „Ich werde Dich von der galiläischen Asche, von dem Schatten Golgathas durch den glänzenden Schein Mithras befreien; ich werde Dich, den vom Taufwasser der Christen Erstarrten, mit dem heißen Blute des Sonnengottes erwärmen. Freue Dich, mein Sohn — ich werde Dir Freiheit und Fröhlichkeit geben, wie sie vor Dir noch kein Mensch auf der Welt besaß."

Digitized by Google

Sie traten aus dem Walde heraus auf einen schmalen, steinigen Fußpfad, der sich dicht an einem Abgrunde hinzog. Unten tobte ein Wildbach. Zuweilen bröckelte ein Stein unter ihren Füßen ab und stürzte donnernd in die Tiefe. Auf den Gipfeln des Rhodopegebirges schimmerte der Schnee.

Julian und Maximus betraten eine Höhle. Es war ein Tempel des Mithra, wo die Mysterien, die nach römischem Gesetz verboten waren, abgehalten wurden. Hier herrschte die äußerste Einfachheit; den einzigen Schmuck der kahlen Felswände bildeten geheimnisvolle Zeichen der Weisheit Zoroasters, die in den Stein eingemeißelt waren: Dreiecke, Gestirne, geflügelte Ungeheuer, ineinandergehende Kreise. Die Fackeln brannten düster, und die Hierophantenpriester bewegten sich in ihren langen, weißen Gewändern lautlos wie Schatten hin und her. Auch Julian wurde mit der „olympischen Stola" bekleidet, einem mit indischen Drachen, Sternen und hyperboreischen Greifen bestickten Gewande; in die rechte Hand gab man ihm eine Fackel. Maximus hatte ihm die vorgeschriebenen Worte, die der Einzuweihende auf die Fragen der Hierophanten zu entgegnen hatte, mitgeteilt, und Julian hatte die Reden, deren Bedeutung sich ihm erst während der geheimnisvollen Handlung selbst offenbaren sollte, auswendig gelernt, als er sich auf die Mysterien vorbereitete.

Auf Stufen, die in den Erdboden eingegraben waren, stiegen sie in eine tiefe, schmale, längliche Grube hinab, in der eine dumpfige und feuchte Luft herrschte. Oben war die Grube mit Brettern gedeckt, die zahlreiche, siebartige Öffnungen aufwiesen. Hufegetrampel wurde auf der hölzernen Decke vernehmbar: die Opferpriester stellten drei weiße und drei schwarze Kälber und einen roten Stier mit vergoldeten Hörnern und Hufen auf dieselbe. Die Hierophanten stimmten einen Hymnus an, mit dem sich das Brüllen der Kälber, die mit zweischneidigen Beilen erschlagen wurden, vereinigte. Und in diesen Gesang des Hierophantenchores und das Gebrüll der sterbenden Opfertiere mischte sich das des roten Stieres, der den Gott Mithra verkörperte. Die ganze Höhle erdröhnte und erzitterte unter dem schrecklichen Getöse.

Das Blut, das durch die siebartigen Öffnungen hindurchrieselte, fiel wie warmer, roter Tau auf Julian herab. Er warf das Obergewand ab und ließ sich die weiße Tunika, den Kopf, die Hände, das Gesicht, die Brust, alle Glieder von dem herunterfließenden Blute, von den schaurigen Tropfen dieses lebendigen Regens benetzen.

Die Fackel schwenkend, begann der Oberpriester Maximus:

Digitized by Google

„Das erlösende Blut des Sonnengottes, das reinste Herzensblut des ewig heiteren Sonnengottes, die Morgen- und Abendröte des Sonnengottes waschen Deine Seele rein. Sterblicher, fürchtest Du Dich?"

„Ich fürchte mich vor dem Leben", antwortete Julian.

„Deine Seele", fuhr Maximus fort, „wird durch den Wein göttlicher Freuden, durch den roten Wein der ungestümen Freuden des Mithra-Dionysos von jedem Schatten, jedem Schrecken, jeder Knechtschaft erlöst. Fürchtest Du noch etwas, Sterblicher?"

„Ich fürchte den Tod."

„Deine Seele wird ein Teil des Sonnengottes", rief der Hierophant. „Mithra, der Unaussprechliche, Unfaßbare nimmt Dich an Sohnes Statt an — Blut von seinem Blut, Fleisch von seinem Fleisch, Geist von seinem Geist, Licht von seinem Licht. Fürchtest Du Dich, Sterblicher, vor noch etwas?"

„Ich fürchte nichts mehr", erwiderte Julian, über und über vom Blute der Opfertiere übergossen. „Ich bin — wie Er!"

„So nimm sie hin, die Krone des Frohsinns!" Maximus warf ihm mit der Spitze des Schwertes einen Akanthuskranz auf den Kopf.

„Nur die Sonne ist meine Krone!" rief Julian, den Kranz vom Kopfe reißend. Er warf ihn auf die Erde, zertrat ihn mit den Füßen und wiederholte: „Nur die Sonne ist meine Krone!" Und zum drittenmal: „Von nun an bis zum Tode ist nur die Sonne meine Krone!"

Das Mysterium war zu Ende. Maximus umarmte den Eingeweihten, seine Lippen umspielte wieder das zweideutige, falsche Lächeln, das ihm eigen war.

Als sie auf dem Waldwege heimkehrten, fragte der Kaiser den Zauberer, indem er ihm das blutbefleckte Gesicht, das er der Sitte gemäß nicht abwischen durfte, zuwendete:

„Maximus, es scheint mir zuweilen, als ob Du mir das Wichtigste verheimlichtest . . ."

„Was willst Du wissen, Julian?"

„Was wird mir die Zukunft bringen?"

„Du wirst siegen."

„Und Constantius?"

„Constantius lebt nicht mehr."

„Was sagst Du?"

„Warte es ab. Die aufgehende Sonne wird Deinen Ruhm bestrahlen."

Julian wagte nicht, weiter zu fragen. Schweigend kehrten sie ins Lager zurück.

Digitized by Google

Julian erwartete an seinem Zelte ein Bote aus Kleinasien. Er war der Tribun Sintula. Er fiel vor Julian auf die Knie, küßte den Saum des kaiserlichen Paludamentums und rief:

„Heil dem erhabenen Augustus Julianus!"

„Du kommst von Constantius, Sintula?"

„Constantius lebt nicht mehr."

„Wie?" Julian zuckte zusammen und warf einen Blick auf den unbeweglich dastehenden Maximus.

„Nach göttlichem Ratschlusse", fuhr Sintula fort, „ist Dein Feind in der Stadt Mopsukrene, unweit von Macellum, verstorben."

Am andern Abend wurde das Heer versammelt. Es hatte bereits den Tod des Constantius erfahren.

Der Augustus Claudius Flavius Julianus bestieg einen Felsblock, damit die Soldaten ihn besser sehen konnten; er war ohne Krone und Schwert, ohne Panzer, nur vom Kopf bis zu den Füßen in Purpur gehüllt, um die Blutspuren, die er nicht abwaschen durfte, zu verbergen. Der Purpur hing ihm auch über den Kopf und fiel ihm ins Gesicht herab. In diesem Aufzuge glich er mehr einem Hohenpriester als einem Kaiser.

Hinter ihm am Abhange des Hämus, gleich hinter dem Felsen, auf dem er stand, rötete sich der herbstliche Wald; über dem Kopfe des Kaisers rauschten und glänzten die gelben Blätter eines Ahorns und umgaben ihn wie mit einem Glorienschein.

Bis an den Horizont hin breitete sich vor ihm die thrazische Ebene aus, durch welche hindurch sich die mit breiten, weißen Marmorplatten belegte, zum Gestade der Propontis, bis nach Konstantinopel, dem zweiten Rom, führende alte römische Kaiserstraße zog.

Julian blickte auf das Heer; wenn die Legionen sich bewegten, spielte die untergehende Sonne auf den Erzhelmen, den Panzern und Adlern in blitzendem Scheine; die Speerspitzen über den Häuptern der Kohorten leuchteten wie die Flammen brennender Kerzen.

Neben Julian stand Maximus; er beugte sich zu ihm und flüsterte ihm ins Ohr:

„Siehe, welch ein Ruhm Dir widerfährt! Deine Stunde hat geschlagen. Säume nicht länger!"

Er wies auf die christliche Fahne, das Labarum, das heilige Banner, das für das römische Heer der feurigen Kreuzesfahne nachgebildet war, die die Inschrift trug: „In diesem Zeichen wirst Du siegen", die Inschrift, die Konstantin der Apostelgleiche am Himmel gesehen hatte.

Die Hörner verstummten. Mit lauter Stimme rief Julian:

„Meine Kinder! Eure Strapazen haben ein Ende. Danket den olympischen Göttern, die uns den Sieg verliehen haben."

Digitized by Google

Seine Worte wurden nur von den Soldaten in den vordersten Reihen verstanden, unter denen sich viele Christen befanden; diese wurden unruhig.

„Habt Ihr es wohl gehört? Nicht dem Herrn, sondern den olympischen Göttern sollen wir danken", sagte ein Soldat.

„Siehst Du den Greis mit dem weißen Barte?" fragte ein anderer seinen Nachbar.

„Wer ist es?"

„Der Teufel selbst in der Gestalt des Gelehrten Maximus; er ist es, der den Kaiser verführt hat."

Aber die vereinzelten Stimmen der christlichen Soldaten waren nur ein leises Gemurmel; aus den entfernteren Kohorten, die weiter nach hinten standen und die Worte Julians nicht verstanden hatten, ertönte das Jubelgeschrei: „Heil dem göttlichen Augustus! Heil, Heil!"

Und immer lauter und lauter erscholl von allen vier Enden der weithin mit den Legionen bedeckten Ebene der Ruf: „Heil, Heil, Heil!"

Die Berge, die Erde, die Luft, der Wald erzitterten unter dem Geschrei der Menge.

„Seht, seht, das Labarum wird gesenkt!" riefen erschrocken einige Christen.

„Was ist das? Was ist das?"

Die alte Kriegsfahne, eine von denen, die Konstantin der Große noch selbst geweiht hatte, wurde zu Füßen des Kaisers niedergelegt. Aus dem Walde heraus trat ein Schmied mit einem Feuerbecken, einer verrußten Zange und einem kleinen Kessel, in dem sich geschmolzenes Zinn befand. Dies war alles bereits vorher zu einem unbekannten Zwecke vorbereitet worden.

Der Kaiser, dessen Gesicht trotz des Abglanzes des Purpurs und der untergehenden Sonne kreidebleich erschien, riß von der Stange des Labarums das goldene Kreuz und das aus Edelsteinen gebildete Monogramm Christi herab. Das Heer verstummte vor Schreck. Die Perlen, Smaragden, Rubinen rollten zur Erde, das feine Kreuz verbog sich unter den Sandalen des römischen Imperators.

Nun entnahm Maximus einem kostbaren Behälter ein kleines, in blauseidene Tücher gewickeltes Bildwerk des Sonnengottes, des Helios-Mithra. Der Schmied trat heran, bog in wenigen Augenblicken die an der Stange des Labarums befindlichen Haken wieder kunstvoll gerade und lötete mit dem Zinn das Bildwerk an.

Digitized by Google

Ehe sich die Soldaten noch recht besinnen konnten, flatterte die heilige Fahne Konstantins, jetzt aber mit dem Bilde Helios-Mithras gekrönt, wieder über dem Haupte des Kaisers.

Ein alter Soldat, ein gottesfürchtiger Christ, wendete sich ab und hielt sich die Hände vor die Augen, um solchen Frevel nicht sehen zu müssen. „Verspottung des Allerheiligsten!“ murmelte er erblassend.

„Welch ein Elend!“ flüsterte ein anderer seinem Kameraden ins Ohr. „Der Kaiser ist von der christlichen Kirche abgefallen.“

Julian fiel vor der Fahne auf die Knie, seine Arme zu dem silbernen Bildwerk emporstreckend, rief er:

„Heil dem unbesiegbaren Sonnengott, dem Herrscher der olympischen Götter! Augustus begrüßt den ewigen Helios, den Gott des Lichtes, den Gott der Vernunft, den Gott des Frohsinns und der olympischen Schönheit!“

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne spiegelten sich im Gesicht des delphischen Götzen; sein Kopf war von einem silbernen Glorienschein umgeben — er schien zu lächeln.

Die Legionen verharrten im tiefsten Schweigen. Es trat eine solche Stille ein, daß man im Walde das Rauschen der einzelnen fallenden Blätter hören konnte.

In dem blutigen Widerscheine des Abends, im Purpurmantel des letzten Priesters und im roten Laube des Waldes, überall herrschte diese unheilverkündende Ruhe wie bei einem düsteren Leichengepränge — das majestätische Schweigen des Todes.

Einer der Soldaten in den vordersten Reihen sagte so laut, daß Julian es hörte und zusammenzuckte: „Antichrist!“

Digitized by Google

Zweites Buch

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Im Hippodrom zu Konstantinopel befand sich neben den Ställen ein Raum für die Kunstreiter und Kunstreiterinnen, Stallknechte und Kutscher. In diesem Raume war es so dunkel, daß den ganzen Tag über Lampen brennen mußten, und die dumpfe, vom Stalldunst geschwängerte Luft darin benahm dem nicht an eine solche Atmosphäre gewöhnten Besucher den Atem.

Sobald der Vorhang an der nach der Arena führenden Türe zurückgeschlagen wurde, fiel das blendende Licht des Tages herein, und die von der Sonne hell erleuchteten Zuschauerbänke, die prachtvolle Treppe, die die kaiserliche Loge mit den inneren Räumen des von Konstantin erbauten Schlosses verband und die steinernen Pfeiler der ägyptischen Obelisken wurden sichtbar. Mitten in dem glatten, gelben Sande der Arena stand ein mächtiger Opferaltar, ein von drei sich ineinanderschlingenden erzenen Schlangen auf ihren flachen Köpfen getragener delphischer Dreifuß von wunderbar schöner Ausführung.

Ab und zu erschollen Peitschengeknall, Zurufe der Reiter, das Schnauben der erregten Pferde und das Knirschen der Räder auf dem weichen Sande.

Es fand eine Probe für die auf einen der nächsten Tage angesetzte Vorstellung statt. In einem Winkel des Stalles hob und senkte ein nackter Athlet, dessen Körper mit Öl eingerieben war, und der einen ledernen Gürtel umhatte, eiserne Gewichte; er warf seinen Kopf zurück und verbog seinen Rücken so, daß die Knochen in den Gelenken krachten, sein Gesicht blau wurde und die Muskeln am Halse heraustraten.

Umgeben von Sklavinnen trat eine junge byzantinische Dame an den Athleten heran. Sie hatte ein elegantes Morgengewand an, dessen über den Kopf gezogene Enden in feinen Falten über ihr zartes, vornehmes, aber bereits verblühtes Gesicht fielen. Sie war eine eifrige Christin, die Witwe eines römischen Senators in

Digitized by Google

Alexandria, die von allen Klerikern und Mönchen wegen ihrer Freigebigkeit und ihrer reichlichen Almosen an die Klöster und die Armen sehr verehrt wurde.

Anfangs suchte sie ihre Abenteuer zu verheimlichen, bald überzeugte sie sich aber, daß es zum guten Tone gehöre, die Liebe zur Kirche mit der Liebe zum Zirkus zu vereinen. Es war allgemein bekannt, daß Stratonike die frisierten, geschminkten, schwachnervigen und gleich ihr lüsternen jungen und alten Lebemänner von Konstantinopel verabscheute. Sie liebte es, die kostbarsten arabischen Wohlgerüche mit dem aufregenden, warmen Stalldunste zu vereinen. Nach reichlich vergossenen Tränen der tiefsten Reue, nach den erschütterndsten Beichten bei den eifrigsten Seelsorgern sehnte sich diese kleine, zarte Frau mit der zierlichen Figur einer aus Elfenbein geschnitzten Nippsache nach den handfesten Liebkosungen eines berühmten Stallknechtes.

Stratonike betrachtete die Übungen des Athleten, der sie in seinem Stumpfsinn gar nicht beachtete, mit der Miene einer erfahrenen Kennerin. Sie flüsterte einer Sklavin etwas ins Ohr, während sie mit Wohlgefallen auf den nackten, mächtigen Rücken des Athleten blickte und sich an dem Muskelspiele unter der dunkeln Haut ergötzte, wenn er, sich niederbeugend, die Luft langsam wie ein Blasebalg in seine Lungen einsog und die schweren Gewichte über seinen, einem schönen Raubtiere ähnlichen Kopf emporhob.

Plötzlich kam lebhaftere Bewegung in die anwesenden Zuschauer. Hinter dem zurückgeschobenen Vorhange sprengten zwei kappadokische Stuten aus der Arena hervor, ein Schimmel und ein Rappe, mit einer jungen Reiterin, die unter eigentümlichen gutturalen Lauten von dem einen auf das andere Pferd hüpfte. Mit einer graziösen Pirouette sprang das Mädchen, das ebenso fest, glatt und lustig war wie ihre Stuten, herab. Auf ihrem nackten Körper waren einige Schweißtropfen sichtbar. Ein junger, stutzerhaft gekleideter Hypodiakon von der Basilika der heiligen Apostel, namens Zephyrinus, sprang diensteifrig herbei; er war ein eifriger Zirkusliebhaber, Pferdekenner und ständiger Rennbesucher, der unsinnige Einsätze auf die Partei der „Blauen" — vineta — gegen die „Grünen" — prasina — wettete. Mit seinem geschminkten Gesicht und der sorgfältigen Frisur, mit den geschwärzten Augenbrauen und den knarrenden Halbstiefeln aus Saffianleder mit roten Absätzen glich Zephyrinus eher einem weibischen Modenarren als einem Geistlichen. Hinter ihm stand ein Sklave, der mit allerlei Rollen, Paketen und Schachteln, den Einkäufen aus den Modemagazinen, überladen war.

Digitized by Google

„Krokala, hier ist die Salbe, um die Du vorgestern gebeten hast."

Mit einer zuvorkommenden Verbeugung überreichte der Hypodiakon der Kunstreiterin ein elegantes Büchschen, das sorgfältig mit blauem Wachse verschlossen war.

„Den ganzen Morgen bin ich in den Läden herumgelaufen, habe es kaum auftreiben können. Die allerfeinste Nardensalbe — gestern erst aus Apameia eingetroffen."

„Was hast Du denn da noch alles eingekauft?" fragte Krokala neugierig, auf den bepackten Sklaven deutend.

„Seide mit den neuesten Mustern — verschiedene kleine Sachen für Damen."

„Alles für Deine . . .?"

„Ja, ja, alles für meine ehrbare Schwester, die gottesfürchtige Matrone Blesilla. Man muß seinen Nächsten doch beistehen. Sie verläßt sich beim Aussuchen der Stoffe ganz auf meinen Geschmack. Seit Tagesanbruch laufe ich in ihrem Auftrage herum. Bin ganz erschöpft. Aber ich murre nicht — nein, nein, ich murre nicht! Blesilla ist eine so gute, man könnte wirklich sagen, heilige Frau . . ."

„Bedauerlicherweise aber alt", sagte Krokala lachend. „He, Bursche, reibe doch der schwarzen Stute den Schweiß mit frischen Feigenblättern ab!"

„Auch das Alter hat seine Vorzüge", entgegnete der Hypodiakon, indem er sich selbstzufrieden die zarten, weißen, mit Ringen bedeckten Hände rieb; dann flüsterte er Krokala heimlich ins Ohr:

„Heute abend?"

„Ich weiß wirklich nicht. Vielleicht! Willst Du mir etwas bringen?"

„Ängstige Dich nicht, Krokala; ich komme nicht mit leeren Händen. Ich habe da noch ein Stück tyrischen Purpurs. Wenn Du ahntest, was für ein schönes Muster darauf ist!" Er kniff die Augen zu, brachte die Finger an seine Lippen, küßte sie und schmatzte. „Einfach zum Verlieben!"

„Woher hast Du es?"

„Selbstverständlich aus dem Laden des Sirmix bei den Bädern des Constantius — für wen hältst Du mich denn? Man könnte einen langen tarentinischen Schlafrock daraus machen. Denke nur, womit die Kanten bestickt sind. Nun, was glaubst Du wohl?"

„Wie soll ich das wissen! Mit Blumen, Tieren?"

„Weder Blumen noch Tiere. Aber die ganze Lebensgeschichte des Zynikers Diogenes, des bettlerhaften Weisen, der in der Tonne wohnte, ist mit Gold und bunter Seide eingestickt!"

Digitized by Google

„Ach, das muß schön sein!“ rief die Kunstreiterin. „Komm, komm unbedingt! Ich werde Dich erwarten.“

Zephyrinus sah nach der Wasseruhr, der „Klepsydra“, die in einer Wandnische stand, und wurde unruhig.

„Ich habe mich verspätet, ganz und gar verspätet! Muß in Angelegenheiten einer anderen Matrone noch bei einem Wucherer, bei einem Juwelier, beim Patriarchen vorsprechen und dann in die Kirche zum Gottesdienst gehen. Lebe wohl, Krokala!“

„Laß mich nur nicht zu lange auf Dich warten, Du Schelm!“ rief sie ihm nach und drohte ihm mit dem Finger.

Der Hypodiakon, gefolgt von seinem mit den Einkäufen beladenen Sklaven, entfernte sich. Das Knarren seiner Saffianstiefel ließ sich noch lange vernehmen.

Ein ganzer Haufe Stallknechte, Bereiter, Tänzer, Akrobaten, Faustkämpfer und Tierbändiger kam herein. Der Gladiator Myrmillio, mit einer eisernen Maske vor dem Gesicht, machte eine dicke, eiserne Rute auf dem Feuerbecken glühend, um damit einen eben aus Afrika angelangten Löwen zu zähmen. Hinter der Wand erscholl das Brüllen des Tieres.

„Du bringst mich noch ins Grab, Enkelin, und Dich selber in die ewige Verdammnis. Ach, ach, mein Kreuz schmerzt mich! Ich habe keine Kraft mehr!“

„Bist Du es, Großvater Gnifon? Was willst Du von mir?“ fragte Krokala verdrießlich.

Gnifon, ein hinfälliger Greis, schwankte hin und her; er hatte listige, unter den buschigen Brauen, die sich wie weiße Mäuse hin und her bewegten, hervorglänzende, triefende Augen; seine Nase war rotblau wie eine reife Pflaume; seine Beine staken in geflickten, lydischen Hosen, und auf seinem Kopfe baumelte eine phrygische Filzmütze mit nach vorn überhängendem Zipfel und Ohrklappen.

„Du kommst wohl wieder nach Geld?“ fragte Krokala ärgerlich. „Du bist wieder betrunken!“

„Schäme Dich, so zu reden, Enkelin! Du wirst meine Seele vor Gott verantworten müssen. Denke nur daran, wozu Du mich gebracht hast. Ich wohne jetzt in einem entlegenen Stadtteile und habe einem Verfertiger von Götzenbildern eine kleine Kellerwohnung abgemietet. Muß nun alle Tage, Gott mag mir vergeben, zusehen, wie er aus dem Marmor allerhand verfluchte Gestalten herausmeißelt. Glaubst wohl, daß das einem guten Christen leicht wird? Wie? . . . Morgens öffnet man die Augen kaum, so hört

Digitized by Google

man schon das Tuck, tuck, tuck — der Wirt hämmert auf den Marmor — und garstige, weiße Teufel kommen einer nach dem andern heraus ... Die verfluchten Götter lachen mich aus und schneiden mir schamlose Fratzen! Wie soll man da nicht, um diesem sündigen Anblick zu entfliehen, vor lauter Kummer in die Schenke gehen und sich einen kaufen? Ach Gott, ach Gott, sei uns armen Sündern gnädig! Ich wälze mich im heidnischen Schmutze wie die Schweine im Unrate. Ich weiß wohl, daß wir alles bis auf den letzten i-Punkt zu verantworten haben werden. Wer aber trägt die Schuld daran? Du! Bei Dir, Enkelin, wird das Geld nicht alle, aber den armen Greis ..."

„Du lügst, Gnifon", entgegnete das Mädchen. „Du bist gar nicht arm ... Du bist ein Geizhalz. Unter Deinem Bett steht ein Krug ..."

Gnifon fuchtelte erschrocken mit den Armen und rief: „Schweige, schweige! — Weißt Du wohl, wo ich hingehe?" fügte er hinzu, um das Gespräch abzulenken.

„Wahrscheinlich wieder in die Schenke."

„Nein, nein, nicht in die Schenke — nach einem viel schlimmeren Ort, in den Götzentempel des Dionysos! Seit den Zeiten des seligen Konstantin ist er mit Kehricht angefüllt worden. Auf Befehl des Augustus Julianus aber soll er morgen wieder geöffnet werden. Ich habe mich zum Reinigen erboten. Ich weiß, daß ich mein Seelenheil verlieren und der Hölle geweiht sein werde. Und dennoch habe ich mich verleiten lassen, denn ich bin ein nackender Bettler und bin hungrig. Ich werde von meiner eigenen Enkelin nicht unterstützt. So weit ist es mit mir gekommen!"

„Laß mich in Ruhe, Gnifon, Du langweilst mich. Hier, nimm und scher' Dich fort! Wage es nicht wieder, betrunken zu mir zu kommen."

Sie warf ihm einige Scheidemünzen zu und sprang auf einen halbwilden, illyrischen Fuchshengst. Auf seinem Rücken stehend und mit einer langen Peitsche knallend, stürmte sie wieder in die Arena hinein.

Gnifon wies auf sie hin, schnalzte mit der Zunge und rief stolz: „Mit meinen Händen habe ich sie großgezogen und aufgefüttert."

Der feste, nackte Körper der Kunstreiterin erglänzte, in der Morgensonne; ihre losen, rötlichen Haare hatten dieselbe Farbe wie der Hengst, auf dem sie stand.

Digitized by Google

„He, Sotix!“ rief Gnifon einem alten Sklaven, der den Mist einem geflochtenen Korbe wegtrug, zu. „Komm mit mir, den Tempel des Dionysos zu reinigen. Du verstehst es. Ich gebe Dir drei Obolen.“

„Meinetwegen, gehen wir,“ entgegnete Sotix, „nur muß ich erst noch das Lämpchen der Göttin instand setzen.“

Gemeint war Hippona, die Göttin der Stallknechte, der Ställe und Dungstätten; grob aus Holz geschnitzt, verrußt, plump, einem Klotze gleichend, stand sie in einer feuchten Wandnische. Der Sklave Sotix, der unter Pferden groß geworden war, hielt sie für ein Heiligtum, betete zu ihr mit Tränen in den Augen, schmückte ihre schwarzen, plumpen Beine mit frischen Veilchen und glaubte, daß sie alle seine Gebrechen heilen könne und ihm im Leben wie im Tode beistehen würde.

Gnifon und Sotix traten auf das Forum Constantinum hinaus, einen runden, von einer doppelten Säulenreihe umgebenen Platz mit einer Triumphpforte. Mitten auf dem Platze stand auf einem marmornen Unterbau eine mächtige Porphyrsäule, auf deren Spitze in Höhe von mehr als hundertundzwanzig Fuß eine Bildsäule des Apollo angebracht war, ein Werk des Praxiteles, das die römischen Krieger unter Konstantin aus einer der phrygischen Städte geraubt hatten. Dem Sonnengotte war das Haupt abgeschlagen, und in barbarischer Geschmacklosigkeit hatte man es durch das des christlichen Kaisers Konstantin des Apostelgleichen, umgeben von einem Kranze goldiger Strahlen, ersetzt. Damit nicht genug — um der Geschmacklosigkeit die Krone aufzusetzen, hatte man dieser Zwittergestalt auch noch in die rechte Hand das Zepter und in die linke die Erdkugel gegeben. Am Fuße der Säule stand eine kleine Kapelle, die als christliches Palladium, als geheiligte Zufluchtsstätte galt.

Noch vor kurzem, zu des Constantius Zeiten, wurde hier Gottesdienst abgehalten. Die Christen waren des Glaubens, daß in dem erzenen Rumpfe des Apollo, in der Brust des Sonnengottes, ein christlicher Talisman ruhe — ein Stück von dem heiligen Kreuze, an dem Christus gestorben war, das die Kaiserin Helena aus Jerusalem mitgebracht habe. Kaiser Julian ließ diese Kapelle schließen.

Sotix und Gnifon betraten eine enge, lange Straße, die gerade zu der Chalkedonischen Treppe in der Nähe des Hafens führte. Viele Häuser waren noch im Bau begriffen; an anderen wurde ausgebessert, weil sie, nach dem Willen Konstantins, des Erbauers der Stadt, in allzu großer Eile errichtet, dem Einsturze nahe waren. Unten auf der Straße eilten die Menschen aneinander vorüber,

Digitized by Google

rasselten die Wagen, und in den Läden drängten sich die Einkäufer, die Sklaven und die Lastträger. Oben auf den Zimmergerüsten erschollen die Hämmer, quietschten die Winden, kreischten die scharfen Sägen auf den harten Steinen; die Arbeiter zogen an Stricken schwere hölzerne Balken oder viereckige Platten in der Sonne glänzenden prokonnesischen Marmors in die Höhe; es roch nach feuchtem Kalk und Mörtel, weißer Staub fiel auf die Köpfe herab; hier und da schimmerten zwischen den blendend weißen, abgeputzten Häusern, am Ende der Seitengassen, die himmelblauen Wogen der Propontis, mit den auf ihr wie Möwen hinziehenden Segeln, hindurch.

Gnifon erlauschte im Vorbeigehen die Unterhaltung zweier Arbeiter, die vom Kopf bis zu den Füßen mit Alabastermasse beschmutzt waren, die sie in einem Troge kneteten.

„Warum bist Du zu dem Glauben der Galiläer übergetreten?" fragte der eine den andern.

„Urteile selbst," antwortete der Genosse, „die Christen haben nicht doppelt, sondern fünfmal mehr Feiertage als die Hellenen. Niemand ist sein eigener Feind. Auch Dir rate ich dazu. Bei den Christen hat man mehr freie Zeit."

An einer Straßenkreuzung wurden Gnifon und Sotix von der Menschenmenge an die Häuserwand gedrängt. Auf dem Fahrdamme stockten die Wagen; man konnte weder vor- noch rückwärts. Ein Höllenlärm herrschte ringsum von dem Geschrei und Geschimpfe der Kutscher und Treiber, dem Peitschengeknall und dem Gebrüll der Tiere. Zwanzig Paar starke Ochsen, die sich mit aller Anstrengung ins Joch legten, zogen einen Riesenwagen mit steinernen, Mühlsteinen gleichenden Rädern, auf dem eine Jaspissäule lag. Die Erde erzitterte unter dem Getöse.

„Wohin fahrt Ihr sie?" fragte Gnifon.

„Aus der Basilika des heiligen Paulus zum Tempel der Hera. Die Christen hatten diese Säule geraubt; jetzt bringen wir sie wieder zurück auf ihren alten Platz."

Gnifon blickte auf die schmutzige Mauer, an der er stand; die heidnischen Straßenjungen hatten auf dieselbe die übliche Verhöhnung der Christen mit Kohle gemalt: einen am Kreuze hängenden Mann mit einem Eselskopfe. Unwillig spuckte der Alte aus.

In der Nähe eines belebten Marktplatzes prangte an einer Wand das Bildnis Julians mit allen Insignien der kaiserlichen Macht; aus den Wolken stieg der geflügelte Hermes mit dem Heroldsstabe zu ihm herab. Das Bild war ganz frisch gemalt, und die Farben waren noch nicht trocken.

Digitized by Google

Nach römischem Gesetze mußte jeder, der an dem geheiligten Bilde des Augustus vorüberging, sich vor demselben verbeugen. Der Marktaufseher, der Agoranomos, hatte eine alte Frau mit einem Korbe voll Rüben und Kohl am Arme angehalten.

„Ich verbeuge mich nicht vor den Göttern", schluchzte die Alte. „Mein Vater und meine Mutter waren bereits Christen."

„Du sollst Dich auch nicht vor den Göttern, sondern vor dem Augustus verbeugen", entgegnete ihr der Marktaufseher.

„Aber der Augustus ist ja mit dem Gotte auf einem Bilde. Wie soll ich mich denn vor ihm allein verbeugen?"

„Was geht das mich an? Es ist befohlen, also verbeuge Dich! Auch wenn Du den Gott grüßest, wird Dir der Kopf nicht abfallen."

Gnifon zog Sotix so rasch als möglich fort.

„Schlauheit des Satans!" brummte der Alte. „Entweder verbeuge Dich vor dem verfluchten Hermes, oder Du begehst eine Majestätsbeleidigung. Ach, ach, die Zeiten des Antichrists brechen herein. Der Teufel regt einen Sturm der grausamsten Verfolgungen an. Ehe man sich versieht, hat man eine Sünde begangen. Wenn ich Dich ansehe, Sotix, so werde ich neidisch: Du lebst mit Deiner Göttin Hippona und kennst keinen Kummer."

Sie näherten sich dem Tempel des Dionysos. Neben demselben befand sich ein Kloster christlicher Mönche, dessen Fenster und Pforten dicht verschlossen waren, da man einen feindlichen Angriff der heidnischen Volksmenge befürchtete. Die Heiden beschuldigten die Mönche, den Tempel ausgeraubt und verunreinigt zu haben.

Als Gnifon und Sotix das Heiligtum betraten, sahen sie Maurer, Zimmerleute, Bildhauer und Schlosser, die mit der Ausbesserung der beschädigten Gebäudeteile beschäftigt waren. Die Zimmerer brachen die halb verfaulten Bretter aus, mit denen man seinerzeit die viereckige Öffnung im Dache vernagelt hatte; goldene Sonnenstrahlen fielen in den dumpfigen Raum.

„Seht die Spinnengewebe, die Menge der Spinnengewebe!"

Zwischen den korinthischen Kapitälen der marmornen Säulen hingen ganze Netze des durchsichtigen, staubgrauen Gespinstes; mit Besen, die an lange Stangen gebunden waren, entfernte man sie. Eine aufgescheuchte Fledermaus kam aus einer Mauerritze heraus und flatterte ängstlich hin und her; sie stieß an alle Ecken an und wußte nicht, wohin sie sich verstecken könnte; man hörte das Rauschen ihrer Flügel.

Sotix harkte den Schutt auf dem Fußboden zusammen und trug ihn in seinem Korbe hinaus.

„Sieh mal an, was die Verfluchten hier für einen Unrat angehäuft haben", brummte der Alte in den Bart, indem er auf die

Digitized by Google

Christen, die Verunreiniger des Tempels, schimpfte.

Man brachte einen Bund ganz verrosteter Schlüssel herbei und schloß die Schatzkammer auf. Alles Wertvolle hatten die Mönche geraubt; aus den Opfergefäßen waren die kostbaren Steine ausgebrochen, von den Gewändern die goldenen und purpurnen Besätze herabgerissen. Als man einen prachtvollen, heidnischen Priesterornat auseinanderbreitete, flog aus seinen Falten eine ganze Wolke strohgelber Motten heraus. Am Boden eines eisernen Räucherbeckens gewahrte Gnifon eine Handvoll Asche — den Rest der Myrrhen, die der letzte Priester hier beim letzten Opfer vor dem Siege des Galiläers verbrannt hatte. Von all diesem heiligen Hausgerät, den zerissenen Lappen und zerbrochenen Gefäßen, stieg ein Geruch der Verwesung und jahrhundertalten Schimmels empor, zugleich aber auch ein zarter, geheimnisvoller Duft, als ob noch der Weihrauch für die verunglimpften Götter zum Himmel hinanstiege. Stille Wehmut bemächtigte sich Gnifons, es schien ihm etwas einzufallen, und er lächelte — vielleicht erinnerte er sich seiner Kindheit, der schmackhaften Gerstenfladen mit Honig und Kümmel; der weißen Gänseblümchen und des gelben Löwenzahns, die er mit seiner Mutter auf den bescheidenen Altar seiner Dorfgöttin niedergelegt hatte; an das Stammeln der kindlichen Gebete, die er nicht an die entfernten, himmlischen Götter, sondern an die kleinen, irdischen, aus einfachem Buchenholze geschnitzten Penaten in der elterlichen Wohnung gerichtet hatte. Die toten Götter taten ihm leid, und er seufzte tief auf. Er besann sich aber gleich wieder, bekreuzte sich und flüsterte: „Eingebung des Teufels!“

Die Arbeiter brachten eine schwere Marmorplatte herbei, ein altes Basrelief, das vor vielen Jahren geraubt und jetzt in der Hütte eines jüdischen Schusters zwischen Ziegelsteinen eingemauert gefunden worden war. Das kostbare Bildwerk hatte dem Schuster zur Ausbesserung des halb eingefallenen Küchenherdes gedient.

Die alte Philomene, die Frau des benachbarten Tuchmachers, haßte die Schustersfrau, weil die verdammte Jüdin einst ihren Esel in den Kohlgarten des Tuchmachers hineingelassen hatte. Lange Jahre währte der Streit zwischen den beiden Nachbarinnen. Endlich siegte die Christin — auf ihre Anzeige hin drangen Arbeiter unter der Führung eines Polizeisoldaten in die Hütte des Schusters und zerstörten den ganzen Herd, um ihm das Basrelief zu entnehmen. Es war das ein schwerer Schlag für den Schuster, und die Frau rief, die Ofengabel schwingend, die Rache Jehovas auf die Ehrlosen herab, raufte sich die spärlichen, weißen Haare und schluchzte jämmerlich über ihr umgeworfenes Geschirr und den zerstörten Herd. Die

Digitized by Google

Judenkinder winselten wie junge Hunde, die man von der nährenden Brust der Mutter gerissen, und denen man ihr warmes Lager zerstört hat.

Philomene wusch die Platte, die von stinkigem Ruß ganz schwarz geworden war; Fettstreifen verunstalteten den weißen pentelischen Marmor; eifrig und lange rieb die Tuchmachersfrau mit einem nassen Lappen an dem zarten Stein, ehe die göttlichen Züge des alten Bildwerkes hervortraten. Dionysos, der in Jugendschöne prangende, nackte, hellenische Gott war halb liegend dargestellt; wie vom Gelage ermüdet ließ er die Hand mit der Schale sinken; der Panther, der unzertrennliche, tierische Begleiter des Gottes, leckte den verschütteten Rest des Weines auf, und mit weisem Lächeln beobachtete der himmlische Freudenspender, wie die geheiligte Stärke des Weines die Stärke des Raubtieres zähmte.

Die Steinsetzer zogen die Platte an Stricken hoch, um sie am alten Platze zu befestigen.

Vor dem eigentlichen Götzenbilde des Dionysos, einer Bildsäule inmitten des Tempels, stand auf einer Stehleiter ein Juwelier und setzte in die leeren Augenhöhlen des Gottes zwei durchsichtige blaue Saphire ein.

„Was ist das?" fragte Gnifon mit schüchterner Neugier.

„Siehst Du es denn nicht? Es sind die Augen."

„So, so. Woher habt Ihr denn die Steine?"

„Aus dem Kloster."

„Wie haben es aber die Mönche gestattet?"

„Wie wollten sie es hindern? Der erhabene Augustus Julianus selbst hat es befohlen. Die hellen Augen des Gottes, die ihm die Christen erst geraubt, dienten dem Gewande des Gekreuzigten zum Schmucke. Das ist es ja eben — sie reden von der Barmherzigkeit, von der Gerechtigkeit und sind selbst die größten Räuber. Sieh mal an, wie die Steinchen genau in ihre alten Stellen passen!"

Der nun sehende Gott blickte Gnifon mit seinen glänzenden Saphiraugen an. Der Greis trat zurück, bekreuzte sich und murmelte erschrocken: „Gott sei mir gnädig. So ein Greuel!" Gewissensbisse quälten ihn; den Staub zusammenfegend, redete er nach alter Gewohnheit vor sich hin:

„Gnifon, Gnifon, was bist Du für ein trauriger Kerl! Gerade heraus gesagt — ein liederlicher Hund! Was gibst Du in Deinen alten Tagen an? Warum hast Du Dich zugrunde gerichtet? Der Teufel hat Dich verleitet, wegen des verdammten Lohnes verführt. Jetzt ist Dir das ewige Feuer sicher, es gibt keine Rettung mehr für Dich. Du hast Deinen Körper und Deine Seele mit dem heidnischen Unrat verunreinigt. Besser, Du wärest nie geboren worden!"

Digitized by Google

„Was brummst Du denn, Großväterchen?“ fragte ihn die Tuchmachersfrau.

„Ich gräme mich; mein Herz ist mir so schwer!“

„Bist Du ein Christ?“

„Was . . . ein Christ!? . . . Schlechter als ein Jude! Ich bin kein Christ, sondern ein Judas!“

Trotz dieser Selbstanklage fuhr er fort, den Staub zusammenzukehren.

„Willst Du, daß ich Dich von der Sünde befreie, daß keinerlei heidnischer Unrat an Dir hafte? Ich bin selbst Christin, aber ich fürchte mich nicht. Hätte ich wohl eine so abscheuliche Arbeit übernommen, wenn ich nicht wüßte, wie ich mich von derselben reinigen könnte?“

Gnifon sah sie zweifelnd an. Nachdem sich die Tuchmachersfrau überzeugt hatte, daß niemand sie hören könne, flüsterte sie ihm geheimnisvoll zu:

„Ich habe so ein Mittel. Jawohl. Ich muß Dir mitteilen, daß ein heiliger Greis mir ein Stück Holz von einem heiligen Baume in Ägypten geschenkt hat, den man Persis nennt, und der bei Hermopolis, in Thebais wächst. Als die heilige Jungfrau mit dem Jesuskind auf einer Eselin in das Stadttor einritt, neigte sich der Baum vor ihnen bis auf die Erde; seitdem ist er wundertätig geworden, heilt Kranke und reinigt von allen Sünden. Ich besitze einen Span davon und will Dir ein Splitterchen ablassen. Das Holz hat eine solche Gnadenmacht, daß, wenn Du auch nur das kleinste Splitterchen in einem großen Zober mit Wasser über Nacht liegen läßt, am Morgen das ganze Wasser geheiligt ist und Wunder verrichtet. Mit diesem Wasser wäschst Du Dich von oben bis unten, und der ganze heidnische Greuel wird wie weggeblasen sein; in allen Gliedern wirst Du Leichtigkeit und Reinheit verspüren. Heißt es doch in der Heiligen Schrift: ‚Bade Dich mit Wasser und Du wirst weißer denn Schnee werden‘.“

„Wohltäterin,“ schrie Gnifon auf, „rette mich, gib mir ein Stück von diesem Wunderbaume!“

„Es ist nur sehr teuer! Meinetwegen, ich lasse Dir etwas für eine Drachme ab.“

„Was denkst Du, Mütterchen, hab' Erbarmen! Ich habe in meinem Leben keine Drachme gesehen. Willst Du fünf Obolen?“

„So ein Geizhals!“ entgegnete die Tuchmachersfrau ausspeiend. „Eine Drachme tut ihm leid. Ist denn Deine Seele keine Drachme wert?“

Digitized by Google

„Laß gut sein! Werde ich denn aber auch rein werden?“ Gnifon wurde bedenklich. „Vielleicht haftet der Greuel so an, daß er nicht wieder abgeht?“

„Du wirst rein werden“, entgegnete die Alte mit unerschütterlicher Zuversicht. „Jetzt bist Du ein räudiger Hund. Wenn Du Dich aber mit dem heiligen Wasser besprengt haben wirst, dann wird der Schorf von Deiner Seele fallen, und sie wird rein wie eine weiße Taube erglänzen.“

Zweites Kapitel.

Julian veranstaltete in Konstantinopel einen bacchischen Aufzug. Er stand auf einem mit Schimmeln bespannten Triumphwagen; in der einen Hand hielt er den mit einer Zederfrucht gekrönten goldenen Thyrsos, das Symbol der Fruchtbarkeit, in der andern eine mit Efeu umwundene Schale. Die Sonnenstrahlen, die auf den kristallenen Boden der letzteren fielen, spiegelten sich blendend wider; es schien, als sei das göttliche Gefäß von dem Sonnenschein bis an den Rand wie mit Wein gefüllt. Neben dem Wagen gingen zahme Panther, die Julian von der Insel Serendibas geschickt worden waren. Die Bacchantinnen sangen, einige schlugen die Handpauken, andere schwenkten brennende Fackeln; durch die Rauchwolken hindurch sah man Jünglinge mit vor die Stirn gebundenen Bockshörnern, die Faune darstellten und aus Krügen Wein in emporgehaltene Schalen gossen. Sie stießen einander an und lachten; oft floß der rote Wein an der Schale vorbei und zerstob auf der nackten, runden Schulter einer Bacchantin. Auf einem Esel ritt ein wohlbeleibter Greis, der Hofzahlmeister, ein durchtriebener und bestechlicher Schelm, der den Silen vorstellte.

Auf den kaiserlichen Dionysos hinweisend sangen die Bacchantinnen:

Von ewig glänzenden Wolken umhüllt,
Herrlicher Bakchos, thronest Du . . .

Tausende von Stimmen fielen in das Lied des Chores aus der Antigone des Sophokles ein:

O Reigenführer
Glutatmender Sterne, König Du
All der nachtdurchbrausenden Lust,
Jüngling, Zeus' Geschlechte!
Oh erschein', in naxischer
Dienerinnen Geleit,
Die laut in rasendem Schwarm all die Nacht
Hindurch tanzen, Dir, dem Gebieter Bakchos.

Digitized by Google

Plötzlich hörte Julian Gelächter, Frauengekreisch und eine zittrige Greisenstimme: „Ach, Du mein niedliches Täubchen!“

Ein Priester, ein alter Schalk, hatte eine hübsche Bacchantin in den nackten, weißen Arm gekniffen. Julian zog ein finsteres Gesicht und rief ihn zu sich heran.

„Lieber Freund,“ flüsterte ihm Julian zu, „bewahre die nötige Würde, die Deinem Alter und Deinem Stande zukommt.“

Der Priester sah ihn mit einem so verständnislosen Gesichtsausdrucke an, daß Julian unwillkürlich verstummte.

„Ich bin ein einfacher, ungelehrter Mensch und — ich wage es, Deiner Majestät zu melden — verstehe nichts von der Philosophie. Aber die Götter ehre ich. In den Tagen der grausamen Verfolgungen durch die Christen bin ich den Göttern treu geblieben. Aber . . . hahaha . . . wenn ich ein hübsches Mädchen sehe, kann ich mich nicht halten — das ganze Blut regt sich auf! Ich bin nun einmal so ein alter Ziegenbock!“

Als er die Unzufriedenheit auf dem Gesichte des Kaisers gewahrte, hielt er plötzlich inne, nahm eine würdevolle Miene an und schien noch dümmer geworden zu sein.

„Wer ist das Mädchen?“ fragte Julian.

„Das den Korb mit den heiligen Geräten trägt?“

„Ja.“

„Eine Hetäre aus der Vorstadt Chalkedon.“

„Wie? Hast Du wirklich zugegeben, daß eine Buhlerin mit ihren unreinen Fingern die heiligsten Gefäße des Gottes berühre?!“

„Erhabener Augustus, Du selbst hast ja den Aufzug angeordnet. Wen sollte ich nehmen? Die vornehmen Frauen sind alle Galiläerinnen. Dann würde sich auch keine derselben halbnackt einem solchen Schauspiele aussetzen.“

„Das heißt wohl so viel als, daß alle . . .“

„Nein, nein, was denkst Du! Es sind auch hübsche Tänzerinnen, Schauspielerinnen und Kunstreiterinnen vom Hippodrom dabei. Sieh nur, wie sie lustig sind und sich nicht schämen. Das Volk liebt es so. Glaube es mir, dem Greise, das ist es, was es braucht. Hier ist aber auch eine Dame von Stand.“

Er wies auf eine Christin im Zuge, eine alte Jungfer, die einen Bräutigam suchte. Auf ihrem Kopfe erhob sich eine helmartige Perücke aus in jener Zeit berühmten, deutschen Haaren, die mit Goldpuder überstreut waren. Mit kostbaren Steinen übersät, glich sie einem Götzenbild des Ostens; ihre dürre

Digitized by Google

Brust, die schamlos geschminkt war, bedeckte nur halb ein Tigerfell; auf ihren Lippen lag ein widerliches, wie festgenageltes Lächeln.

Mit Abscheu betrachtete Julian seine Umgebung. Seiltänzer, betrunkene Legionäre, käufliche Weiber, Stallknechte aus dem Zirkus, Akrobaten, Faustkämpfer, Schauspieler tummelten sich um ihn herum.

Der Zug bog in eine Seitengasse ein. Eine der Bacchantinnen lief aus dem Zuge in eine schmutzige Schenke, aus der es nach in ranzigem Öle gebackenen Fischen roch. Bald darauf kehrte sie mit fetten Fladen, die sie für einige Obolen gekauft hatte, zurück, verzehrte sie gierig und leckte ihre Finger dabei ab. Als sie mit essen fertig war, rieb sie sich ihre Hände an der Purpurseide des Gewandes ab, das ihr zu dieser Feier aus der kaiserlichen Schatzkammer geliehen worden war.

Der Chor aus Sophokles wurde bald langweilig. Heisere Stimmen begannen einen Gassenhauer zu singen. Dem Kaiser erschien alles wie ein widerwärtiger, sinnloser Traum.

Ein betrunkener keltischer Soldat stolperte und fiel hin; seine Genossen richteten ihn wieder auf. Unter der Volksmenge wurden zwei Taschendiebe erwischt, die ihre Rolle als Faune prächtig gespielt hatten. Sie setzten sich zur Wehr, und es entstand eine wüste Prügelei. Am besten führten sich die Panther auf; sie waren auch das Schönste im ganzen Zuge.

Endlich näherte sich der Zug dem Tempel. Julian stieg vom Wagen herab.

„Ich kann doch unmöglich", dachte er, „mit all diesem Gesindel vor den Altar des Gottes treten!"

Ein Gefühl des Ekels überlief ihn. Er blickte auf diese tierischen Gesichter, die infolge der Sittenlosigkeit verwildert und erschöpft waren und trotz Schminke und Puder denen von Leichen glichen; auf diese klägliche Nacktheit der menschlichen Körper, die durch Blutarmut, Skrofeln, die Spuren des Fastens und anderer christlicher Kasteiungen entstellt waren. Die Luft der Freudenhäuser und Schenken umgab ihn, und trotz des Weihrauches empfand er den Hauch des Pöbels, der mit dem Geruch von getrockneten Fischen und saurem Weine durchsetzt war. Von allen Seiten wurden ihm von Bittstellern Papyrusrollen zugereicht.

„Man versprach mir eine Stallmeisterstelle — ich habe das Christentum abgeschworen und die Stelle doch nicht erhalten." —

Digitized by Google

„Verlaß uns nicht, erhabener Augustus, verteidige uns, sei uns gnädig. Wir verleugneten den Glauben unserer Väter um Deinetwillen. Wenn Du uns verläßt, wohin sollen wir uns wenden?“ —

„Wir sind dem Teufel in die Krallen gefallen!“ schrie jemand in Verzweiflung.

„Halt Dein Maul, Dummkopf! Was schreist Du so?“

Die einzelnen Rufe wurden durch den wieder ertönenden Chor aus der Antigone überstimmt:

O Reigenführer
Glutatmender Sterne, König Du
All der nachtdurchbrausenden Luft,
Jüngling, Zeus' Geschlechte!
Oh erschein', in naxischer
Dienerinnen Geleit,
Die laut in rasendem Schwarm all die Nacht
Hindurch tanzen, Dir, dem Gebieter Bakchos.

Julian betrat den Tempel und betrachtete die Marmorstatue des Dionysos; beim Anblicke der göttlichen Gestalt erholten sich seine Augen und sein Geist von dem Eindrucke, den die menschlichen Mißgestalten hervorgerufen hatten. Er beachtete die Menge nicht mehr; es war ihm, als ob er allein sei — der einzige Mensch unter einer Herde von Tieren.

Der Kaiser schritt zur Ausführung des Opfers. Erstaunt gewahrte das Volk, wie der römische Augustus, der oberste Hohepriester, der Pontifex Maximus, aus Glaubenseifer das tat, was die Diener und Sklaven hätten tun müssen: er spaltete Holz, trug Reisigbündel auf dem Rücken heran, schöpfte das Wasser aus der Quelle, säuberte den Altar, entfernte die Asche und fachte das Feuer an.

Ein Seiltänzer flüsterte seinem Nachbar ins Ohr: „Sieh mal an, wie er sich anstrengt. Er liebt seine Götter!“ — „Gewiß!“ entgegnete ihm der Angeredete, ein als Satyr verkleideter Faustkämpfer, indem er seine Bockshörner an der Stirn zurechtrückte. „Mancher liebt seine Eltern nicht so, wie er die Götter.“

„Seht, wie er ins Feuer bläst; seine Backen sind ganz dick“, spöttelte ein anderer. „Blase, blase, mein Lieber, es kommt doch nichts dabei heraus! Es ist zu spät! Dein Oheim Konstantin hat es ausgelöscht.“

Die Flamme züngelte auf und beleuchtete das Gesicht des Kaisers. Nachdem er den aus Pferdehaaren verfertigten, geheiligten Wedel in eine flache silberne Schüssel mit Weihwasser getaucht hatte,

Digitized by Google

bespritzte er damit die Volksmenge. Viele machten finstere Gesichter, andere zuckten zusammen, als sie die kalten Tropfen im Gesicht verspürten.

Nach Beendigung aller Zeremonien besann er sich, daß er eine philosophische Ansprache an das Volk vorbereitet hatte.

„Leute," begann er, „Gott Dionysos ist der große Anfang der Freiheit in Euren Herzen. Gott Dionysos zerreißt alle Ketten, verlacht die Mächtigen, befreit die Sklaven . . ."

Er begegnete aber auf allen Gesichtern einer solchen Verständnislosigkeit, einer solchen Langweile, daß ihm die Worte auf den Lippen erstarben. Tödlicher Ekel und Widerwille gegen die Menschen ergriffen ihn, und er gab ein Zeichen, daß die Lanzenträger ihn umgäben. Die enttäuschte und unzufriedene Volksmenge ging auseinander.

„Ich gehe von hier aus gleich in die Kirche zur Beichte! Vielleicht erhalte ich Vergebung", sagte einer der Faune, indem er sich den falschen Bart und die Hörner herabriß.

„Das verlohnte sich wahrlich nicht, die ewige Seligkeit aufs Spiel zu setzen", sagte eine alte Buhlerin.

„Wer fragt nach Deiner Seele — keine drei Obolen ist sie wert!" —

„Wir sind betrogen!" rief ein Trunkenbold. „Nur den Mund haben sie uns wässerig gemacht, diese verfluchten Teufel!"

In der Schatzkammer des Tempels wusch sich der Kaiser Gesicht und Hände, zog das prächtige dionysische Gewand aus und legte die einfache, frische, schneeweiße Tunika der Pythagoreer um. Die Sonne ging unter. Er erwartete die Dämmerung, um unbemerkt ins Schloß zurückzukehren.

Aus der Hintertür des Tempels betrat Julian den Hain des Dionysos. Hier herrschte tiefe Stille; nur Bienen summten, und eine kleine Quelle rauschte eintönig.

Schritte wurden hörbar. Julian wendete sich um. Es war sein Freund, einer der Lieblingsschüler des Maximus, der junge alexandrinische Arzt Oribasius. In Gemeinschaft gingen sie auf einem verwachsenen Fußwege dahin. Die sinkende Sonne drang durch die breiten, goldigen Blätter der Weinreben.

„Sieh," sagte Julian lächelnd, „hier lebt noch der alte Pan." Dann fügte er leiser hinzu, indem er den Kopf hängen ließ: „Oribasius, hast Du es mit angesehen?"

„Ja," entgegnete der Arzt, „aber vielleicht bist Du selbst an allem schuld, Julian! Was beabsichtigtest Du?"

Der Kaiser schwieg.

Digitized by Google

Sie kamen an eine mit Efeu überrankte Ruine, einen kleinen, von den Christen zerstörten Tempel des Silen. Überall im üppigen Grase lagen die Trümmer umher; nur eine einzige Säule stand noch aufrecht; ihr zartes, einer weißen Lilie gleichendes Kapitäl leuchtete im Purpurglanze der letzten Sonnenstrahlen des scheidenden Tages.

Die beiden Freunde setzten sich auf das Steingetrümmer. Julian strich das Gras zur Seite und wies auf ein altes, zerbrochenes Basrelief hin: „Oribasius, das wollte ich."

Auf dem Basrelief war ein alter hellenischer Umzug, eine feierliche Prozession der Athener dargestellt.

„Das — diese Schönheit wollte ich!" fuhr der Kaiser fort. „Warum werden die Menschen von Tag zu Tag mißgestalteter? Wo, sage mir, wo sind diese göttergleichen Greise, die ernsten Männer, die stolzen Jünglinge, die keuschen Frauen in den weißen Gewändern hingekommen? Wo ist diese Kraft, diese Freudigkeit geblieben? Galiläer! Galiläer! Was habt Ihr angerichtet!"

Mit dem Ausdrucke unendlicher Liebe und tiefen Schmerzes betrachtete er das Basrelief.

„Julian," fragte Oribasius leise, „traust Du dem Maximus?"

„Ja, ich traue ihm."

„In allem?"

„Was willst Du damit sagen?" Julian sah ihn erstaunt an.

„Ich habe immer gedacht, Julian, daß Du an derselben Krankheit leidest wie Deine Feinde, die Christen."

„An welcher?"

„An dem Glauben an die Wunder."

Julian schüttelte den Kopf und sprach:

„Wenn es keine Wunder, keine Götter geben sollte, so ist mein ganzes Leben Unvernunft. Wir wollen aber nicht weiter darüber reden. Wegen meiner Vorliebe für die Zeremonien und die Wahrsagereien des Altertums verurteile mich nicht allzu strenge. Ich weiß nicht, wie ich es Dir erklären soll. Die alten, dummen Gesänge rühren mich bis zu Tränen. Ich liebe den Abend mehr als den Morgen, den Herbst mehr als den Frühling. Ich liebe alles Vergehende. Ich liebe den Duft der welkenden Blumen. Was kann ich dafür, liebster Freund? Die Götter haben mich so erschaffen. Mir ist diese schmerzlich-süße Schwermut, diese goldig-zauberhafte Dämmerung notwendig. Dort in jenem fernen Altertum liegt so etwas unaussprechlich Schönes und Liebliches, wie ich es nirgends wieder finde. Dort ruhte der Schein der untergehenden Sonne auf dem vom Alter gelb gewordenen Marmor. Raube mir

Digitized by Google

nicht diese unsinnige Liebe zu dem, was nicht mehr besteht. Die Vergangenheit ist weit schöner als die Gegenwart. Die Erinnerung übt eine größere Macht über mich aus als die Hoffnung."

Er schwieg; nachdenklich, mit mildem Lächeln sah er in die Ferne, indem er den Kopf an die stehengebliebene Säule, mit ihrem einer gebrochenen weißen Lilie gleichenden Kapitäle, lehnte.

„Du redest wie ein Künstler", antwortete Oribasius. „Aber die Träume eines Dichters sind gefährlich, wenn das Schicksal einer Welt in seiner Hand ruht. Sollte derjenige, der über Menschen herrscht, nicht höher stehen als ein Dichter?"

„Was kann es denn noch Höheres geben?"

„Der Schöpfer eines neuen Lebens zu werden."

„Neues, Neues!" rief Julian. „In der Tat, ich fürchte mich zuweilen vor Eurem Neuen! Es erscheint mir kalt und grausam wie der Tod. Ich sage Dir, mein Herz hängt an dem Alten! Die Galiläer suchen auch immer Neues und Neues, während sie die alten Heiligtümer vernichten. Glaube mir, das Neue ist nur im Alten, aber nie Veraltenden, im Toten und doch Unsterblichen zu finden!"

Er stand auf; mit bleichem und stolzem Gesicht, mit flammenden Augen fuhr er fort:

„Sie denken, Hellas sei tot! Von allen Himmelsrichtungen der Welt fallen schwarze Mönche wie Raben auf den weißen marmornen Körper von Hellas, hacken auf ihn wie auf das Aas, freuen sich und schreien: ‚Hellas ist tot!' Hellas aber kann nicht sterben. Hellas lebt hier in unsern Herzen. Hellas ist die gottähnliche Schönheit der Menschen auf Erden. Es wird erwachen — wehe dann den galiläischen Raben!"

„Julian," sagte Oribasius, „Furcht ergreift mich um Dich; Du willst Unmögliches vollbringen. Die Raben hacken an keinem lebenden Körper, und Tote stehen nicht wieder auf. Was dann, wenn das Wunder nicht geschieht?"

„Ich fürchte mich nicht — mein Untergang wird mein Triumph sein!" rief der Kaiser so freudig aus, daß Oribasius zusammenfuhr, als ob das Wunder bereits geschehe. „Heil den Verworfenen, Heil den Besiegten!"

„Ehe wir aber untergehen," fügte er stolz lächelnd nach einer Pause hinzu, „werden wir noch kämpfen! Ich wünschte, meine Feinde verdienten meinen Haß und nicht meine Verachtung. Wahrlich, ich liebe meine Feinde, weil ich sie besiegen, ihnen meine Macht empfinden lassen kann. In meinem Herzen herrscht der Frohsinn des

Digitized by Google

Dionysos. Jetzt empört sich der alte Titan wieder, er zerreißt die Ketten, und nochmals entzündet sich das Feuer des Prometheus auf der Erde. Der Titan gegen den Galiläer! Ich will den Menschen eine Freiheit, einen Frohsinn geben, an die sie zu denken nicht gewagt haben. Galiläer, Dein Reich wird wie ein Schatten dahinschwinden! Freut Euch, Ihr Stämme und Völker der Erde . . . Ich bin der Bote des Lebens, ich bin der Befreier, ich bin der Antichrist!" — — —

Drittes Kapitel.

In dem benachbarten Kloster mit den dicht verschlossenen Fenstern und Pforten erschollen die Gebete der Mönche; aus der Ferne drang der Lärm der bacchantischen Lust herein; die Mönche suchten ihn durch gemeinschaftliches Wehklagen zu übertönen.

„Gott, warum verstößest Du uns so ganz? Und bist grimmig zornig über die Schafe Deiner Weide?" —

„Du machst uns zur Schmach unsern Nachbarn, zum Spott und Hohn denen, die um uns her sind. Du machst uns zum Beispiel unter den Heiden, und daß die Völker das Haupt über uns schütteln."

Eine neue, unerwartete Auslegung gewannen die Worte des Propheten Daniel: „Es wird aufkommen ein frecher und tückischer König. Der wird mächtig sein, doch nicht durch seine Kraft. Er wird es wunderlich verwüsten, und wird ihm gelingen, daß er es ausrichte. Er wird die Starken samt dem heiligen Volk verstören. Und durch seine Klugheit wird ihm der Betrug geraten."

Spät abends, als es auf der Straße wieder ruhig geworden war, gingen die Mönche in ihre Zellen.

Frater Parthenius aber dachte an keinen Schlaf. Er hatte ein blasses, freundliches Gesicht; wenn er sich mit den Leuten unterhielt, drückten seine großen, reinen, mädchenhaften Augen bange Zweifel aus. Er sprach übrigens wenig und undeutlich, als ob es ihm große Anstrengungen verursachte, und außerdem oft so kindlich einfältig und unvermittelt, daß man unwillkürlich lachen mußte. Zuweilen lachte er selbst ohne jegliche Veranlassung. Wenn dann die ernsten Mönche ihn fragten: „Warum grinsest Du, belustigst Du den Teufel?", so erwiderte er, daß er über seine eigenen Gedanken lache. Dies bestärkte alle in der Meinung, er sei schwachsinnig.

Frater Parthenius war aber ein großer Künstler und malte meisterhaft kunstvolle Initialen für Bücher. Seine Kunst brachte

Digitized by Google

dem Kloster nicht allein viel Geld, sondern auch Ehre und Ruhm in den entferntesten Weltgegenden ein. Er selbst aber hatte keine Ahnung davon; und wenn er es hätte begreifen können, was menschlicher Ruhm bedeute, so würde er darüber mehr erschrocken als erfreut gewesen sein.

Die Beschäftigung mit der Malerei, obgleich sie ihm viel Mühe verursachte, da er alles in höchster Vollkommenheit auszuführen strebte, hielt er nicht für eine Arbeit, sondern für eine Erholung. Er sagte niemals: „Ich gehe arbeiten", sondern bat nur den Abt Pamphilius, einen Greis, der ihn zärtlich liebte: „Pater, segne mich — ich will ausruhen gehen!"

Wenn Frater Parthenius irgendeine Einzelheit, einen feinen Schnörkel an der Zeichnung vollendet hatte, dann schlug er in die Hände und lobte sich selbst. Er hatte die Einsamkeit und Stille der Nacht so liebgewonnen, daß er sich auch daran gewöhnt hatte, bei Licht zu arbeiten; die Farben kamen dabei etwas eigentümlich heraus, aber das schadete den märchenhaften Zeichnungen nicht.

In der kleinen, gewölbten Zelle zündete Parthenius eine irdene Lampe an und stellte sie auf ein Wandbrett, auf dem bereits eine Anzahl Büchsen und Kästchen mit Farben, Zinnober, flüssigem Silber und Gold standen. Daneben lagen feine Pinsel in den verschiedensten Größen. Er bekreuzte sich, tauchte einen der Pinsel vorsichtig in Gold ein und begann die Schweife zweier Pfauhähne am Kopfe eines Titelblattes auszumalen. Die Vögel erhoben sich in Gold auf smaragdfarbenem Grunde und tranken mit langgedehnten Hälsen aus einem Springbrunnen.

Daneben lagen andere Pergamentblätter mit noch unbeendigten Initialen. Es war eine ganze übernatürliche Welt: luftige Zauberschlösser, Bäume, Zweige, merkwürdige Tiere umgaben die beschriebenen Seiten. Parthenius dachte an nichts, wenn er diese Zeichnungen schuf; aber Klarheit und Freudigkeit drückten sich auf seinem bleichen Gesichte aus. Hellas, Assyrien, Persien, Indien, das bereits verfeinerte Byzanz und die dunkeln Vorahnungen zukünftiger Welten — alle Völker und Zeiten vereinigten sich in diesen Gebilden der unerschöpflichen Phantasie des Mönchs und schufen ihm die armselige Zelle zum Paradiese um.

Auf einer der Malereien goß Johannes der Täufer Wasser auf das Haupt Christi; dicht daneben hielt der heidnische Gott des Jordanflusses über einer schräg stehenden Amphora, aus der Wasser floß, mit freundlicher Miene, wie es dem alten Beherrscher dieser Orte zukam, ein Handtuch bereit, um es dem Heilande nach der Taufe anzubieten.

Digitized by Google

Frater Parthenius fürchtete in seiner Einfalt die alten heidnischen Götter nicht; sie ergötzten ihn vielmehr und schienen ihm völlig im Christentume aufgegangen zu sein. So stellte er den Gott der Berge als einen nackten Jüngling auf dem Gipfel eines Berges dar. Wenn er den Gang der Israeliten durchs Rote Meer darzustellen hatte, zeichnete er an Stelle des Meeres ein Weib mit einem Ruder in der Hand; ein nackter Mann mit der Überschrift „Βυθός" vertrat den Abgrund, der den Pharao verschlungen hatte; am Ufer saß die Wüste in Gestalt einer trauernden Frau, die eine Tunika von gelber, sandähnlicher Farbe anhatte.

Hier und da, an dem gebogenen Halse eines Pferdes, in den Falten eines Kleides, an der Art und Weise, wie ein Berggott sich im Liegen auf seinen Ellbogen stützte oder der Gott des Jordanflusses Christus das Handtuch reichte, leuchtete hellenische Pracht, die Schönheit des nackten Körpers hervor.

In dieser Nacht erfreute „das Spiel" den Künstler nicht. Seine sonst nie ermüdenden Finger zitterten; seinen Lippen fehlte das gewohnte Lächeln. Er lauschte, ob alles ruhig wäre, entnahm dann einem Zypressenholzschranke einen spitzen Pfriem, den er zum Büchereinbinden benutzte, bekreuzte sich und verließ leise die Zelle, indem er seine Hand vor die Flamme der Lampe hielt. Im Kreuzgange herrschte tiefe Stille; man hörte das Summen einer Fliege, die sich in einem Spinngewebe gefangen hatte.

Parthenius ging in die Kirche. Eine einzige Lampe flackerte vor einem alten zweiflügeligen Heiligenbilde, das aus Elfenbein geschnitzt war. Aus dem Heiligenschein des auf dem Schoße der Gottesmutter sitzenden Christuskindes waren von den Heiden die zwei großen ovalen Saphire herausgebrochen worden, die jetzt wieder wie einst die Augen des Gottes Dionysos darstellten. Die schwarzen, unförmigen Höhlungen in dem vom Alter gelb gewordenen Elfenbein schienen Parthenius Eiterbeulen am lebenden Körper zu sein und empörten das Herz des Künstlers.

„Herr, hilf mir!" rief er, die Hände des Christuskindes berührend. Dann suchte er aus einem Winkel in der Kirche eine Strickleiter hervor, die die Mönche benutzten, um die Lampen in der Kuppel der Kirche anzuzünden. Er nahm die Leiter und ging einen schmalen Gang entlang, der zu einer Ausgangstür führte. Auf einem Strohlager schnarchte hier ein rotbackiger, dicker Mönch, der Frater Pförtner Chorisius. Wie ein Schatten schlich Parthenius an ihm vorbei. Die Tür quietschte beim Öffnen. Chorisius fuhr auf, blinzelte mit den Augen und sank wieder aufs Stroh zurück.

Digitized by Google

Der nächtliche Wanderer kletterte über einen niedrigen Zaun. Die Straße der abgelegenen Vorstadt war menschenleer; das Rauschen des nahen Meeres schallte durch die nächtliche Stille; am Himmel erglänzte der Vollmond.

Parthenius trat an die im Schatten liegende Seite des Tempels des Dionysos und warf die Strickleiter in die Höhe, damit das eine Ende derselben an dem kupfernen Akroterion des Giebels hängen bliebe; es gelang ihm, die Leiter an der bekrallten Tatze einer Sphinx zu befestigen, und er kletterte auf das Dach.

In weiter Ferne krähten Hähne, ein Hund fing an zu bellen. Dann trat wieder Stille ein, nur das Meer rauschte. Parthenius zog die Leiter herauf, ließ sie auf der andern Seite hinab und stieg in das Innere des Tempels. Hier herrschte das Schweigen des Todes. Zwei durchsichtig blaue, länglich runde Saphire, die Augäpfel des Gottes, die gerade auf den Mönch gerichtet waren, leuchteten geisterhaft im Glanze des Mondlichts. Parthenius fuhr erschreckt zusammen.

Er erstieg den Opferaltar, auf dem vor kurzem noch der Oberpriester Julian das heilige Feuer entfacht hatte; an seinen Fußsohlen empfand der Mönch noch die Wärme der Asche. Er zog den Pfriem aus dem Gürtel hervor. Die Augen des Gottes funkelten ganz in seiner Nähe, vor seinem Gesicht. Der Künstler erwachte in ihm, als er den herrlichen marmornen Körper des Gottes, der vom Scheine des Mondes übergossen war, so nahe vor sich erblickte, und er konnte sich nicht satt daran sehen.

Dann begann er die mühevolle Arbeit, mit dem spitzen Pfriem die Saphire herauszubrechen. Oft ritzte er mit dem spitzen Instrument wider Willen den zarten Marmor. Endlich war die Arbeit beendet; der geblendete Dionysos richtete finster und traurig seine tiefen, dunkeln Augenhöhlen auf ihn, und Schrecken ergriff Parthenius; es schien ihm, als ob jemand zuschaue. Er sprang vom Altar, lief zur Strickleiter, kletterte an derselben in die Höhe, hing sie auf die andere Seite über und ließ sich an ihr hinab, ohne sie gehörig befestigt zu haben, sodaß sie, als er bereits die untersten Sprossen erreicht hatte, sich losriß und er zu Boden stürzte. Bleich, zerzaust, mit beschmutzten Kleidern, die Saphire krampfhaft in der Hand festhaltend, lief er wie ein Dieb über die Straße nach dem Kloster. Der Pförtner wachte nicht auf, als Parthenius vorsichtig die Tür öffnete und an ihm vorüber in die Kirche schlich.

Als er das Heiligenbild erblickte, beruhigte er sich. Er fügte die Saphiraugen des Dionysos wieder in die leeren Stellen ein,

Digitized by Google

und der Glorienschein um das Haupt des Christuskindes erstrahlte wieder im gewohnten Glanze.

Parthenius kehrte in seine Zelle zurück, verlöschte das Licht und warf sich aufs Bett. Plötzlich krümmte er sich in der Dunkelheit zusammen, hielt sich die Hände vors Gesicht und begann leise zu kichern, wie es mutwillige Kinder tun, die sich über ihre Unarten freuen und doch fürchten, daß sie entdeckt werden. So schlief er ein.

Die von der Morgensonne hell erglänzenden Wogen der Propontis schimmerten durch das Gitter des kleinen Fensters, als Parthenius erwachte. Auf dem Fensterabsatze girrten die Tauben und flatterten mit ihren schillernden Flügeln. Seine lustige Stimmung hielt noch an. Er trat an seinen Arbeitstisch und blickte freudig auf die kleine, noch unvollendete Malerei einer Initiale, die das Paradies darstellte; Adam und Eva saßen auf einer Wiese.

Die Strahlen der aufgehenden Sonne fielen durchs Fenster gerade auf das Bild; es erglänzte in paradiesischer Herrlichkeit — in Gold, Purpur und Lasur.

Parthenius malte mit fröhlichem Eifer an dem Bilde weiter und bemerkte nicht, daß er dem nackten Körper des Adam die olympische Schönheit des Gottes Dionysos verlieh.

Viertes Kapitel.

Der berühmte Sophist, der kaiserliche Lehrer der Beredsamkeit Hekebolius fing seine Laufbahn auf den untersten Sprossen der Rangleiter an. Er war Diener an einem Tempel der Astarte in Hierapolis gewesen. Mit sechzehn Jahren wegen des Diebstahls einiger Kostbarkeiten aus dem Tempel nach Konstantinopel geflohen, hatte er hier ein wahres Fegefeuer durchgemacht. Er war durch allen Schmutz der Hauptstadt hindurchgegangen und hatte sich sowohl mit gottesfürchtigen Pilgern, wie mit der räuberischen Horde der entmannten Priester der Dindymene, der vielbrüstigen Lieblingsgöttin des Pöbels, die auf einem Esel in den Dörfern herumgeführt wurde, auf den Landstraßen herumgetrieben.

Endlich gelangte er in die Schule des Rhetors Prohäresius und wurde bald selbst Lehrer der Beredsamkeit. In den letzten Jahren der Regierung Konstantins des Großen, als das Christentum bei Hofe Mode wurde, trat Hekebolius zu demselben über. Die Mitglieder des geistlichen Standes hatten eine besondere Neigung zu ihm gefaßt; er vergalt es mit Gleichem.

Digitized by Google

Oft und stets zur rechten Zeit wechselte Hekebolius sein Glaubensbekenntnis, je nachdem der Wind von oben wehte. Bald wurde er Arianer, bald orthodox, dann trat er wieder von den Orthodoxen zu den Arianern über, und jedesmal stieg er eine Stufe höher auf der Leiter der Staatswürden. Die Mitglieder des geistlichen Standes unterstützten ihn heimlich, und er half ihnen seinerseits auch, sich emporzuheben.

Seine Haare ergrauten, seine Wohlbeleibtheit nahm zu; seine klugen Reden wurden immer einschmeichelnder und überzeugender; seine Wangen wiesen die Frische eines sorglosen Alters auf. Der Ausdruck seiner Augen war freundlich, nur zuweilen bemerkte man in ihnen einen bösen, durchdringenden Hohn eines kalten, anmaßenden Geistes; dann kniff er rasch die Augen zusammen, und der aufflackernde Funke verlosch. Das ganze Äußere des Sophisten schien ein Abglanz der kirchlichen Pracht zu sein.

Er war ein strenger Faster, zugleich aber auch ein feiner Gastronom, der es verstand, die Fastenspeisen seiner Tafel so lecker zubereiten zu lassen, daß sie von den größten Feinschmeckern bevorzugt wurden; ebenso wie die mönchischen Scherze des Hekebolius pikanter waren als die der ausgesprochensten Heiden. An seiner Tafel wurde ein erfrischendes Getränk aus gewürztem Rübensaft gereicht, von dem viele behaupteten, es sei schmackhafter als Wein. An Stelle des gewöhnlichen Weizenbrotes erfand er eigene Fastenkuchen aus dem Samen einer in der Wüste wachsenden Pflanze, von der sich der Überlieferung nach der heilige Pachomius in Ägypten ernährt haben sollte.

Böse Zungen behaupteten, Hekebolius sei ein großer Weiberfreund. Man erzählte sich, eine junge Frau habe sich im Beichtstuhle des Ehebruchs bezichtigt. „Eine Todsünde! Mit wem denn, liebe Tochter?“ fragte sie der Beichtvater. „Mit Hekebolius, Pater.“ Das Gesicht des Geistlichen klärte sich auf. „Wie, mit Hekebolius? Der ist ein heiliger Mann und der Kirche ergeben. Tue Buße, meine Tochter, der Herr wird Dir vergeben!“

Unter dem Kaiser Constantius erhielt er die Stellung eines Hofvorlesers mit großem Gehalte, den Purpurstreif der Senatoren an der Tunika und ein blaues Ehrenband über die Schulter — eine besondere Auszeichnung für höhere Beamte. In dem Augenblicke aber, in dem er den letzten Schritt nach oben zu tun beabsichtigte, traf ihn ein unerwarteter Schlag; der Kaiser Constantius starb — Julian, ein ausgesprochener Verächter der Kirche, bestieg den Thron. Hekebolius verlor die Geistesgegenwart nicht; er tat

Digitized by Google

das, was andere auch taten, aber klüger als die andern, und, was die Hauptsache war, zur Zeit, nicht zu spät und nicht zu früh.

In der ersten Zeit seiner Regierung berief Julian eine Kirchenversammlung in sein Schloß. Ein junger Philosoph und Arzt, ein von allen seiner Aufrichtigkeit und seines Edelmutes wegen hochgeachteter Mann, Cäsarius von Nazianz, ein Bruder des berühmten Kirchenlehrers Gregorius von Nazianz, trat dem Kaiser als Verteidiger des Christentums gegenüber. Bei solchen Gelegenheiten gestattete Julian volle Redefreiheit; er liebte es, wenn man ihm widersprach, wenn man dabei auch gegen die Hofetikette verstieß. Der Streit war heftig; die Versammlung der Sophisten, Rhetoren, Geistlichen und Kirchenlehrer zahlreich.

Die für den christlichen Glauben Streitenden unterwarfen sich fast ohne Ausnahme, wenn auch nicht den Beweisen des hellenischen Philosophen, so doch der Majestät des römischen Augustus; und gaben nach.

Mit Cäsarius aber kam es anders — er gab nicht nach. Dieser unerschrockene Gottesstreiter war fast noch ein Jüngling mit mädchenhafter Grazie in seinen Bewegungen, seidenartigem, lockigem Haare und hellen, unschuldigen Augen.

Die Philosophie Platos nannte er die „schlau erdichtete Weisheit der Schlange" und stellte ihr die himmlische Weisheit des Evangeliums gegenüber. Julian machte ein finsteres Gesicht, wendete sich ab, biß sich auf die Lippen und konnte kaum an sich halten.

Der Streit endete wie alle Glaubensstreitigkeiten ergebnislos. Der Kaiser verließ die Versammlung — er hatte seine Haltung wiedergewonnen — mit einem philosophischen Scherzworte. Sein Gesicht war freundlich und trug den Ausdruck allvergebender Bekümmernis, aber der Stachel war im Herzen sitzen geblieben.

In diesem Augenblicke trat der Hofvorleser Hekebolius, in dem Julian einen seiner schlimmsten Feinde zu sehen vermeinte, an ihn heran, fiel vor ihm auf die Knie und begann zu beichten: er habe schon lange geschwankt, aber die Ausführungen des Kaisers hätten ihn endgültig überzeugt; er verfluche den düsteren Aberglauben der Galiläer; seine Seele sei zu den Erinnerungen an seine Kindheit, zu den leuchtenden, olympischen Göttern zurückgeführt worden.

Der Kaiser richtete den Greis auf — vor Erregung konnte er kein Wort reden —, wortlos drückte er ihn fest an seine Brust

Digitized by Google

und küßte ihn auf seine dicken Backen, auf seine feuchten, roten Lippen. Seine Augen suchten Cäsarius, um sich an dessen Niederlage zu erfreuen.

In den ersten Tagen ließ Julian den Hekebolius nicht von sich, erzählte zu gelegener und ungelegener Zeit die wunderbare Bekehrung, sich damit brüstend wie ein Priester mit einem feierlichen Opfer; oder wie ein Kind über ein neues Spielzeug, ein Jüngling über seine erste Geliebte eine fast kindische Freude empfindet.

Er wollte dem Neubekehrten ein Ehrenamt am Hofe verleihen, aber Hekebolius weigerte sich, es anzunehmen, weil er solcher Ehrung unwürdig sei; er beabsichtigte, seine Seele durch Fasten und Buße zur Aufnahme der hellenischen Tugenden vorzubereiten und sein Herz durch Dienstleistung bei einem der alten Götter vom galiläischen Unrate zu reinigen. Julian ernannte ihn zum Oberpriester von Bithynien und Paphlagonien; Personen, die dieses Amt innehatten, wurden von den Heiden Hohepriester genannt.

Der Hohepriester Hekebolius verwaltete zwei stark bevölkerte Provinzen Asiens und verfolgte seine neue Laufbahn mit demselben Erfolge wie die alte. Er trug wesentlich zur Bekehrung vieler Galiläer zum Hellenismus bei.

Er wurde Hoherpriester im berühmten Tempel der phönizischen Göttin Astarte-Atargatis — derselben, der er als Kind gedient und die Kleinodien gestohlen hatte. Der Tempel lag halbwegs zwischen Chalkedon und Nikomedeia auf einem hohen Felsen über den Wogen der Propontis unweit des Städtchens Gargaria. Hierher strömten die Pilger aus allen Weltgegenden zusammen, um die Aphrodite-Astarte, die Göttin des Todes und der Wollust, anzubeten.

Fünftes Kapitel.

In einem der großen Säle des Schlosses zu Konstantinopel beschäftigte sich Julian mit Staatsangelegenheiten.

Zwischen den Porphyrsäulen der gedeckten Halle schimmerte das blaßblaue Meer hindurch. Er saß vor einem großen, runden Marmortische, der mit Papyrus- und Pergamentrollen bedeckt war. Die Schnellschreiber schrieben mit ihren ägyptischen Rohrfedern seine Anordnungen nieder. Die Beamten sahen schläfrig aus, sie waren nicht gewohnt, so zeitig aufzustehen. Nicht weit vom Tische entfernt standen der neue Hohepriester Hekebolius und der Beamte

Digitized by Google

Junius Mauricus, ein glatter Höfling mit gelbem, finsterem und klugem Gesicht, mit höhnischen Falten um seine Lippen, und unterhielten sich.

Junius Maurieus war mitten im allgemeinen Aberglauben einer der letzten Anhänger des Lucianus, jenes Spötters aus Samosata, des Verfassers der Dialoge, in denen er mit seinem beißenden Witz sich über alle Heiligtümer des Olymps und Golgathas, über alle Überlieferungen von Hellas und Rom lustig gemacht hatte.

In gleichmäßigem Tone diktierte Julian einen Brief an Arsacius, den Oberpriester von Galatien:

„Erlaube Deinen Priestern nicht, Schauspiele zu besuchen, in Schenken zu gehen, sich mit erniedrigenden Gewerben zu beschäftigen; belohne die Gehorsamen, strafe die Ungehorsamen. Lasse in jeder Stadt Herbergen errichten, in denen nicht bloß Hellenen, sondern auch Christen, Juden und Barbaren von Unserer Freigebigkeit Nutzen ziehen können. Zur alljährlichen Verteilung unter die Armen in Galatien bestimmen Wir dreißigtausend Maß Weizen, sechstausend Maß Wein; den fünften Teil gib den Armen, die bei den Tempeln wohnen, das übrige an Bettler und Fremde; es ist eine Schande, die Hellenen der Unterstützungen zu berauben, während die Juden gar keine Bettler haben und die gottlosen Galiläer die ihrigen und die unsrigen ernähren, obgleich sie dabei wie Leute verfahren, die die Kinder mit Leckereien verführen; sie fangen mit Gastfreundschaft, Barmherzigkeit, mit einer Einladung zum Liebesmahle, das sie Sakrament nennen, an; allmählich verführen sie die Gläubigen zur Gottlosigkeit und enden mit Fasten, Geißelungen, Folterungen des Fleisches, dem Schrecken der Hölle, Wahnsinn und grausamem Tode; das ist die gewöhnliche Art bei diesen Menschenhassern, die sich liebe Brüder nennen. Besiege sie durch Barmherzigkeit im Namen der ewigen Götter; verkünde in allen Städten und Dörfern diesen Unseren Willen; erkläre den Bürgern, daß Wir ihnen in jeder Angelegenheit, zu jeder Zeit zu helfen bereit sind. Wenn sie aber Unser besonderes Wohlgefallen zu erlangen wünschen, dann mögen sie ihre Herzen und Sinne einmütig vor der Mutter der Götter, der Dindymene von Pessinus, beugen und ihr Ehre und Ruhm in alle Ewigkeit erweisen."

Die letzten Worte fügte er eigenhändig hinzu.

Unterdessen brachte man das Frühstück herein: einfaches Weizenbrot, frische Oliven, leichten weißen Wein. Julian aß und trank, ohne die Arbeit zu unterbrechen; plötzlich wendete er sich um, zeigte auf den goldenen Teller mit den Oliven und fragte seinen alten

Digitized by Google

Lieblingssklaven, den er aus Gallien mitgebracht hatte und der ihn immer bei Tafel bediente:

„Warum ein goldener? Wo ist der frühere, der irdene?"

‚Verzeihung, Augustus, er ist zerbrochen."

„In Scherben?"

„Nein, nur am Rande."

„So bringe ihn her."

Der Sklave eilte hinaus und kehrte bald darauf mit einem Teller, der am Rande beschädigt war, zurück.

„Das tut nichts; er wird noch lange zu gebrauchen sein", sagte Julian und lächelte freundlich. „Ich habe die Erfahrung gemacht, daß zerbrochene Sachen länger halten als neue. Ich gestehe es ein, es ist eine Schwachheit von mir, ich gewöhne mich allzusehr an alte Sachen; ich hänge an ihnen wie an alten Freunden; ich fürchte mich vor dem Neuen, hasse die Veränderung; mir tut das Alte, mag es auch schlecht sein, immer leid; das Alte ist einem bequem und lieb."

Er lachte über seine eigenen Worte und fügte dann hinzu: „Seht, welche Gedanken einem zuweilen bei einem zerbrochenen Teller kommen!"

Junius Mauricus zupfte Hekebolius am Ärmel:

„Hast Du es gehört? Hierin liegt seine ganze Natur; er hebt die zerbrochenen Teller ebenso sorgfältig auf wie die halbtoten Götter. Das ist es nun, was das Schicksal der Welt entscheidet!"

Julian ließ sich vom Arbeitseifer fortreißen; von Edikten und Gesetzen ging er zu Projekten für die Zukunft über. In allen Städten des Reiches wollte er Schulen, Lehrstühle, Lesezirkel, Besprechungen hellenischer Dogmen, gleichmäßig festgesetzte Gebete, Rechtsgleichheit, philosophische Vorlesungen, Zufluchtsstätten für die die Keuschheit Liebenden und die, die sich den Wissenschaften hingeben, einführen.

„Wie findest Du das?" flüsterte Mauricus dem Hekebolius ins Ohr. „Klöster zu Ehren der Aphrodite und des Apollo. Es wird von Stunde zu Stunde besser!"

„Alles dies werden wir, liebe Freunde, mit Hilfe der Götter ausführen", schloß der Kaiser. „Die Galiläer wollen die Welt überzeugen, daß die Barmherzigkeit nur ihnen eigen sei; aber die Barmherzigkeit ist in höherem Maße noch auch bei den Philosophen zu finden, einerlei, welche Götter sie verehren. Ich bin gekommen, um der Welt eine neue Liebe zu verkünden, keine knechtische und abergläubische, sondern eine: frei und fröhlich wie der Himmel der Olympier."

Digitized by Google

Er warf einen prüfenden Blick auf alle Anwesenden; in den Mienen der Beamten fand er nicht, was er suchte.

Den Saal betraten Deputierte der christlichen Lehrer der Rhetorik und Philosophie. Vor kurzem war ein Befehl ergangen, der den galiläischen Lehrern das Unterrichten in der hellenischen Redekunst untersagte; die christlichen Rhetoren mußten sich entweder von Christo lossagen oder den Unterricht aufgeben.

Mit einer Rolle in der Hand näherte sich einer der Deputierten, ein hagerer, ganz aus der Fassung gekommener Mann, der einem in der Mauser befindlichen Papagei glich, dem Augustus; zwei plumpe, rotbackige Schüler begleiteten ihn.

„Erbarme Dich über uns, Gottgeliebter!"

„Wie heißt Du?" unterbrach ihn der Kaiser.

„Papyrianus, römischer Bürger."

„Nun, mein lieber Papyrianus, ich will Euch nichts Böses tun. Im Gegenteil — bleibt Galiläer."

Der Greis fiel auf die Knie und umfing die Füße des Kaisers.

„Vierzig Jahre lang unterrichte ich in der Grammatik. Ich kenne Homer und Hesiod nicht schlechter als andere."

„Was ist Dein Begehr?" fragte der Kaiser mit finsterer Miene.

„Ich habe sechs Kinder, Augustus — bis zum jüngsten Lebensalter herab. — Nimm mir das letzte Stück Brot nicht weg. Meine Schüler lieben mich. Frage sie, ob ich sie etwas Unrechtes lehre . . ."

Papyrianus konnte vor Erregung nicht weiter sprechen; er wies auf die beiden Schüler hin, die nicht wußten, was sie mit ihren Händen anfangen sollten, und verlegen, mit niedergeschlagenen Augen und errötend dastanden.

„Nein, meine Freunde", erwiderte der Kaiser leise, aber bestimmt. „Das Gesetz ist gerecht. Ich halte es für Unsinn, wenn christliche Lehrer der Rhetorik bei der Erklärung des Homer diejenigen Götter verwerfen, die Homer verehrt. Wenn Ihr glaubt, daß unsere Weisen bloß Fabeln erdacht haben — so geht lieber in Eure Kirchen und erklärt Matthäus und Lukas. Merkt es Euch, Galiläer, ich tue es zu Eurem eigenen Besten!"

Einer aus der Menge der Rhetoren brummte in den Bart: „Zu unserem eigenen Besten sollen wir Hungers sterben!"

„Ihr fürchtet, Euch mit dem Opferfleische oder dem Opferwasser zu verunreinigen, christliche Lehrer", fuhr der Kaiser ruhig fort; „wieso fürchtet Ihr nicht, Euch mit dem zu verunreinigen,

Digitized by Google

was bei weitem schlimmer als Fleisch und Wasser ist — mit der falschen Weisheit? Ihr sprecht: ‚Selig sind, die da geistlich arm sind.‘ So bleibt doch geistlich arm! Oder glaubt Ihr, ich kenne Eure Lehre nicht? Oh, ich kenne sie besser als einer von Euch! Ich erkenne in der galiläischen Lehre solche Tiefen, wie Ihr sie garnicht ahnt. Aber jedem das Seine, laßt uns unsere eitle Weisheit, unsere arme hellenische Gelehrsamkeit. Weshalb bedürft Ihr dieser vergifteten Quellen? Ihr besitzt höhere Weisheit. Wir haben das irdische Reich, Ihr das himmlische. Bedenkt doch — das himmlische Reich ist nichts Geringes für solche demütige und bescheidene Menschen, wie Ihr seid. Die Dialektik führt nur zu freigeisterischer Ketzerei. Sicher! Bleibt einfältig wie die Kinder. Steht die selige Unwissenheit der Fischer aus Kapernaum nicht weit höher als alle Gespräche des Plato? Die ganze Weisheit der Galiläer besteht in dem einen Worte: Glaube! Wenn Ihr wirklich gute Christen wäret, so würdet Ihr mein Gesetz segnen. Jetzt empört sich in Euch nicht der Geist, sondern das Fleisch, für das die Sünde angenehm ist. Das ist alles, was ich Euch zu sagen habe; ich hoffe, Ihr werdet mir vergeben und mir zustimmen, daß der römische Kaiser besser für Euer Seelenheil sorgt als Ihr selbst.“

Ruhig und mit seiner Rede zufrieden durchschritt er die Menge der Rhetoren. Papyrianus lag nach wie vor auf den Knien und raufte sich seine dünnen Haare.

„Weshalb? Himmelskönigin, weshalb läßt Du das zu?“

Die beiden Schüler trockneten sich, als sie den Schmerz des Lehrers sahen, mit ihren roten Fäusten die Augen.

Sechstes Kapitel.

Der Kaiser erinnerte sich der endlosen Streitigkeiten zwischen den Orthodoxen und den Arianern, die zu Constantius' Zeiten auf der Synode in Mailand zutage getreten waren. Er gedachte, diese Feindschaft für seine Zwecke auszunutzen und beschloß, gleich seinen Vorgängern, Konstantin dem Großen und Constantius, eine Versammlung der Kirchenväter einzuberufen.

Eines Tages erklärte er seinen darob erstaunten Freunden, daß er an Stelle von Zwang und Verfolgungen den Galiläern volle Glaubensfreiheit gewähren wolle und die Donatisten, Semi-Arianer, Macrioniten, Montanisten, Cäcilianer und die andern Ketzer, die nach den Synoden des Konstantin und des Constantius verbannt worden waren, wieder zurückrufen werde. Er war überzeugt,

Digitized by Google

daß es kein besseres Mittel gebe, das Christentum durch sich selbst, durch den Geist der Uneinigkeit zwischen den einzelnen Sekten, zu vernichten.

„Ihr werdet sehen, liebe Freunde," sagte der Kaiser, „wenn alle wieder in ihre früheren Wohnorte zurückkehren, so wird zwischen den lieben Brüdern ein solcher Streit entbrennen, daß sie sich gegenseitig wie Raubtiere zerfleischen und den Namen ihres Meisters mehr verunglimpfen werden, als ich es durch die grausamsten Hinrichtungen vermöchte."

In alle Himmelsrichtungen des römischen Reiches schickte er Befehle und Briefe, durch die es den verbannten Klerikern gestattet wurde, unbehelligt heimzukehren. Glaubensfreiheit wurde verkündet. Zu gleicher Zeit wurden die gelehrtesten galiläischen Lehrer an den Hof zu Konstantinopel berufen, um über kirchliche Angelegenheiten zu beraten. Der größte Teil der Eingeladenen kannte weder den Zweck noch die Zusammensetzung, noch die Vollmacht der Versammlung, da alles dies in den Einladungsschreiben absichtlich im Unklaren gelassen worden war. Viele, die die schlaue List des kaiserlichen Widersachers der christlichen Kirche erkannten, folgten dem Rufe gar nicht und entschuldigten sich durch Krankheit oder mit anderen Gründen.

Der blaue Himmel des Morgens erschien finster im Vergleiche zu dem blendend weißen Marmor der doppelten Säulenreihe, die den großen Hof, das sogenannte Atrium des Konstantin umgab. Weiße Tauben flogen mit freudigem Flügelrauschen gen Himmel, in der fernen Höhe gleich Schneeflocken herumwirbelnd. Mitten auf dem Hofe stand, von den Strahlen einer Fontäne umsprüht, die Aphrodite Kallipygos; der zarte Marmor erglänzte wie ein lebender Körper. Die christlichen Priester und Mönche, die an ihr vorübergingen, wendeten sich ab, um sie nicht zu sehen; aber wie ein lebendiger Hohn schaute sie in ihrer stolzen und doch zarten Schönheit auf sie herab.

Nicht ohne geheime Absicht hatte Julian einen so ungeeigneten Ort für die Synode gewählt. Die dunkeln Gewänder der Mönche erschienen hier noch düsterer; die durch Entbehrungen abgemagerten, finstern Gesichter der Verbannten hatten einen noch feindseligeren Ausdruck; wie schwarze Schatten schlichen sie auf dem von der Sonne hell beleuchteten Marmor umher. Alle fühlten sich ungemütlich; jeder bemühte sich, unbefangen, ja selbstbewußt zu erscheinen; man verstellte sich, als ob man den Nachbar, den Feind, der einem das Leben vergällt hatte, nicht erkenne, während man sich im geheimen wütende, feindselige Blicke zuwarf.

Digitized by Google

„Allerreinste Mutter Gottes! Was ist das eigentlich? Wohin sind wir geraten?“ eiferte der alte, wohlbeleibte Bischof von Sebaste, Eustathius. „Laßt mich hinaus!“

„Ruhig, nur ruhig, mein Freund“, redete ihm der Anführer der Gardelanzenträger, der Barbar Dagalaïphus, zu, indem er ihm höflich von der Türe zurückwies.

„Ich beteilige mich nicht an einer ketzerischen Synode. Laßt mich hinaus!“

„Nach dem Willen unseres allergnädigsten Kaisers müssen alle, die auf die Synode gekommen sind, auch daran teilnehmen“, entgegnete Dagalaïphus, den Bischof freundlich zurückhaltend.

„Das ist keine Synode, sondern eine wahre Räuberversammlung!“ rief Eustathius.

Viele unter den Christen machten sich über das provinzmäßige Äußere, über den kurzen Atem und den armenischen Dialekt des Eustathius lustig; er wurde ganz mutlos, setzte sich in eine Ecke und stöhnte ohne Aufhören: „Herr Gott! Womit habe ich das verdient?“

Euandrus von Nikomedeia bereute es ebenfalls, hierher gekommen zu sein und den Schüler des Didymus, Bruder Juventinus, der eben nach Konstantinopel gekommen war, mitgebracht zu haben.

Euandrus war ein großer Dogmatiker, ein Mensch von scharfem und tiefem Verstande; über seinen Büchern hatte er seine Gesundheit untergraben und war vor der Zeit alt geworden; seine Sehkraft hatte abgenommen, und seine kurzsichtigen Augen wiesen immer einen müden Ausdruck auf. Die zahlreichen ketzerischen Lehren beschäftigten fortwährend seine Gedanken, ließen ihm keine Ruhe und quälten ihn selbst in seinen Träumen. Gleichzeitig zogen sie ihn mit ihren verführerischen Feinheiten und Spitzfindigkeiten an. Er sammelte sie im Zeitraume langer Jahre zu einer großen Handschrift „Gegen die Ketzer“ ebenso eifrig, wie Liebhaber allerhand Seltenheiten sammeln; mit wahrem Heißhunger suchte er neue, erfand er selbst noch nicht dagewesene Abarten der Ketzerei; je heftiger er sie aber bekämpfte, um so mehr verwirrte er sich; er bat zuweilen Gott um einen einfältigen Glauben, aber seine Bitte ging nie in Erfüllung. Im täglichen Leben konnte er das Mitleid seiner Mitmenschen durch seine Hilflosigkeit und Vertrauensseligkeit erregen; über seine Zerstreutheit waren viele Geschichten im Umlauf. Diese seine Eigenschaften wurden von schlechten Menschen vielfach ausgenutzt.

Zerstreutheit hatte ihn auch in diese abgeschmackte Versammlung geführt, die ihn teilweise durch die Hoffnung, hier neue Ketzereien

Digitized by Google

zu erfahren, angezogen hatte. Nun ärgerte er sich die ganze Zeit über, beschattete seine schwachen Augen mit der Hand vor dem blendenden Glanze der Sonne und des Marmors, fühlte sich nicht an seinem Platze und sehnte sich in seine halbdunkle Zelle, zu seinen Büchern und Handschriften zurück.

Juventinus ließ er nicht von seiner Seite; er warnte den Jüngling vor der Versuchung, indem er die verschiedenen ketzerischen Lehren verspottete.

Mitten im Saale schritt ein stämmiger Greis mit hervorstehenden Backenknochen und einem Kranze grauer, dichter Haare um den Kopf auf und ab; es war der siebzigjährige Bischof Purpurius, ein afrikanischer Donatist, der von Julian aus der Verbannung zurückgerufen worden war.

Weder Konstantin noch Constantius war es gelungen, die Ketzerei der Donatisten zu unterdrücken. Ströme von Blut waren vergossen worden, weil vor fünfzig Jahren gegen alles Herkommen Donatus an Stelle des Cäcilianus oder Cäcilianus an Stelle des Donatus — das war mit Bestimmtheit nicht zu ermitteln — geweiht worden war. Die Donatisten und Cäcilianer schlugen einander krumm und lahm, und es war kein Ende dieses brudermörderischen Streites, der nicht einmal wegen zweierlei Meinungen, sondern nur wegen zweier Namen entbrannt war, abzusehen.

Juventinus bemerkte, daß ein cäcilianischer Bischof mit dem Saume seines Ornates das Kleid des Purpurius im Vorübergehen gestreift hatte. Dieser wendete sich von ihm ab, nahm mit zwei Fingern das Gewand auf, so daß alle es wahrnehmen mußten, und schüttelte den von der Berührung des Ketzers verunreinigten Stoff mit einer Gebärde des Ekels mehrmals ab. Euandrus erzählte dem Juventinus, daß, wenn zufällig ein Cäcilianer eine Kirche der Donatisten beträte, letztere ihn herausjagten und mit Salzwasser den Fußboden, den er berührt hätte, aufwüschen.

Dem Purpurius auf den Fersen folgte wie ein treuer Hund sein Leibwächter, ein riesenhafter äthiopischer Neger vom Stamme der Gätuler mit aufgeworfener Nase und wulstigen Lippen, der eine eichene Keule in der rechten Hand trug — der Diakon Leona von der Sekte der Selbstverstümmler, die Circumcellionen genannt wurden.

Die Angehörigen dieser Sekte boten den ihnen auf den Landstraßen Begegnenden Geld an mit der Bedrohung: „Schlagt uns tot, sonst erschlagen wir Euch!“ — verstümmelten, verbrannten, ertränkten sich zur Ehre des Höchsten und im Namen Christi. Nur das Erhängen war bei ihnen verpönt, weil sie nicht dem Judas

Digitized by Google

Ischariot gleich sterben wollten. Zuweilen stürzten sie sich truppweise unter dem Absingen von Psalmen in Abgründe hinab; sie behaupteten, daß Selbstmord, zum Ruhme Gottes begangen, alle Sünden sühne. Das Volk sah Märtyrer in ihnen. Bevor sie in den Tod gingen, gaben sie sich weltlichen Genüssen hin — aßen, tranken und vergewaltigten Weiber. Statt des Schwertes, dessen Gebrauch Christus untersagt hatte, führte eine große Zahl von ihnen schwere Keulen, mit denen sie „im Einklang mit der Schrift" ruhigen Gewissens die Ketzer und Heiden totschlugen. Während sie Blut vergossen, schrien sie „Ehre sei Gott". Vor diesem heiligen Ruf erzitterten die friedlichen Bewohner der afrikanischen Städte mehr als vor dem Gebrüll der Löwen oder den Posaunen feindlicher Kriegerscharen.

Die Donatisten betrachteten die Circumcellionen als ihre Leibgarde. Da sich die äthiopischen Bauern auf theologische Streitigkeiten nicht verstanden, wiesen sie die Donatisten zuvor an, wen sie „im Einklang mit der Schrift" erschlagen sollten.

Euandrus lenkte die Aufmerksamkeit des Juventinus auf einen hübschen Jüngling mit einem zarten, mädchenhaft unschuldigen Gesicht, einen Kainiten.

„Selig sind", so lehrten die Kainiten, „unsere stolzen Brüder, die sich nicht unterworfen haben: Kain, Ham und die Einwohner von Sodom und Gomorra — das Geschlecht der höheren Sophia, der verborgenen Weisheit. Kommet alle, die Ihr verfolgt werdet, die Ihr Euch empört habt, die Ihr besiegt seid, zu uns. Gesegnet sei Judas! Er allein von den Aposteln hat Anteil an dem höheren Wissen, an der Gnosis. Er hat Christus verraten, damit Christus sterben und auferstehen konnte, denn Judas wußte, daß nur der Tod Christi die Welt retten könne. Der in unsere Weisheit Eingeweihte muß sich über alle Schranken hinwegsetzen, muß alles wagen, die Materie verachten, die Furcht vor derselben überwinden; indem er sich allen Sünden, allen Fleischeslüsten hingibt, muß er einen heilsamen Widerwillen gegen das Fleisch — die höchste Seelenreinheit — erlangen."

„Sieh, Juventinus, diesen Menschen, der sich ungleich höher als alle Seraphim und Erzengel dünkt", sagte Euandrus und wies auf einen von allen andern abseits stehenden, wohlgestalteten, jungen Ägypter hin, der nach der neusten byzantinischen Mode gekleidet war. Er hatte eine Menge kostbarer Ringe an den Fingern; ein feines Lächeln umspielte seine wie bei einer Buhlerin geschminkten Lippen; es war der Valentinianer Cassiodorus.

Digitized by Google

„Die Orthodoxen", behauptete Cassiodorus, „besitzen eine Seele, wie die anderen Tiere, aber keinen Geist wie wir. Nur wir, die in die Geheimnisse der Pleroma und der Gnosis Eingeweihten, sind des Namens Mensch würdig; alle anderen sind Hunde und Schweine."

Cassiodorus wiederholte seinen Schülern die Worte des Gnostikers Basilides: „Erkennet alle, aber laßt Euch von niemandem erkennen! Vor Uneingeweihten verleugnet die Gnosis, schweiget, verachtet die Beweise, verachtet die Glaubensbekenntnisse und das Märtyrertum. Liebet das Schweigen und das Geheimnis. Bleibt wie Gespenster unsichtbar vor Euren Feinden und laßt Euch nicht fangen. Den gewöhnlichen Christen sind gute Werke zu ihrer Seelenrettung notwendig. Diejenigen, die die höhere Erkenntnis von Gott, die Gnosis, besitzen, bedürfen der guten Werke nicht. Wir sind die Kinder des Lichtes, sie sind die Kinder der Finsternis. Wir fürchten uns nicht vor der Sünde, denn wir wissen: dem Fleische, was des Fleisches, dem Geiste, was des Geistes ist! Wir stehen so hoch, daß wir nicht fallen können, wie wir auch sündigen: unsere Seele bleibt fleckenlos in der Sünde wie das Gold im Schmutze."

Ein verdächtig aussehender, schielender Greis mit einem Faungesicht, der Adamit Prodicus, behauptete, seine Lehre stelle bei den Menschen den Zustand der ursprünglichen Unschuld Adams wieder her. Die Adamiten verrichteten ihre Mysterien splitternackt in ihren wie Badestuben überhitzten Kirchen, die sie Eden nannten; wie das Urmenschenpaar vor dem Sündenfalle schämten sie sich ihrer Nacktheit nicht und versicherten, daß alle Männer und Frauen bei ihnen sich durch große Keuschheit auszeichneten; aber die Sittenreinheit ihrer Zusammenkünfte war nicht über alle Zweifel erhaben.

Auf der Erde, neben Prodicus saß eine alte Frau mit ernstem, schönem Gesicht und weißem Haar in bischöflichem Ornat — die Prophetin der Montanisten. Die Lider ihrer Augen waren vor Müdigkeit herabgesunken. Ausgemergelte Eunuchen mit gelblichen Gesichtern machten ihr andächtig den Hof, sahen sie mit schmachtenden, verliebten Augen an und nannten sie „Himmlische Taube". Sie, die sich viele Jahre lang an den Entzückungen einer unerfüllbaren Liebe verzehrt hatten, predigten jetzt der Welt, daß das Menschengeschlecht an keuscher Enthaltsamkeit zugrunde gehen müsse. Auf den sonnenverbrannten Gefilden Phrygiens, in der Nähe der Ruinen der Stadt Pepusa, saßen diese blutleeren Denker in ganzen Haufen beisammen, ihre Blicke unverwandt auf den schwarzen Streifen am Horizont gerichtet, von wo der Heiland

Digitized by Google

erscheinen mußte. In den an den Rändern goldig schimmernden Wolken, die durch den feuchten, die graue Ebene überziehenden Nebel hindurchleuchteten, erkannten sie das neue Zion, das sich zum Ruhme Gottes auf die Erde herablasse. Jahre auf Jahre vergingen ihnen so in sehnsuchtsvoller, aber ergebener Erwartung; sie starben in der Hoffnung, daß das Reich Gottes sich endlich auf die Ruinen von Pepusa herabsenken würde.

Indem sie ihre müden Lider zuweilen aufschlug und ihren Blick in die Weite schweifen ließ, murmelte die Prophetin auf syrisch: „Maran ata, Maran ata!“ — „Der Herr kommt, der Herr kommt!“

Die bleichen Eunuchen neigten sich zu ihr hinab und lauschten ihren Worten.

Juventinus hörte den Erklärungen des Euandrus wie im Traume zu; er hätte glauben mögen, daß alle diese schrecklichen Bilder nur Ausgeburten einer krankhaften Phantasie seien. Sein Herz krampfte sich schmerzlich zusammen unter der Erkenntnis, daß all dieser Wahnsinn bittere Wirklichkeit sei.

Plötzlich trat tiefe Stille ein; aller Blicke wendeten sich nach einer Richtung, zum andern Ende des Atriums, wo der Augustus Julianus eben eine marmorne Erhöhung betrat. Die einfache, weiße Chlamys der alten griechischen Philosophen umhüllte seine Glieder; der Ausdruck seines Gesichts war selbstbewußt — er wollte leidenschaftslos erscheinen, aber seinen Augen entsprühten unwillkürlich die Funken einer boshaften Heiterkeit.

„Ehrwürdige Väter und Lehrer des christlichen Glaubens“, begann er, sich an die Versammelten wendend. „Wir haben es für gut befunden, Unsern Untertanen, die den Glauben des Galiläers, des Gekreuzigten, bekennen, alle nur mögliche Milde und Gnade zu erweisen. Man muß mehr Mitleid als Haß gegen die Verirrten hegen, durch Zureden die Eigensinnigen zur Wahrheit zurückführen, aber nicht mit Schlägen, Beleidigungen oder körperlichen Strafen. In dem Wunsche, der Welt den Frieden, der so lange Zeit durch die Kirchenstreitigkeiten verletzt worden ist, wiederzugeben, haben Wir Euch, galiläische Weise, hierher berufen. Unter Unserem hohen Schutze werdet Ihr, wie Wir hoffen, ein leuchtendes Beispiel geben, wie es Eurem Stande, Eurem Glauben und Eurer Weisheit entspricht.“

Er sprach seine bereits vorher ausgearbeitete Rede fließend wie ein Rhetor von Beruf. In den wohlwollend klingenden Worten waren vergiftete Spitzen enthalten. So wies er unter anderem darauf hin, daß er die unsinnigen und erniedrigenden

Digitized by Google

Streite der Galiläer auf der Synode in Mailand zur Zeit des Constantius noch nicht vergessen habe; er erwähnte mit beißendem Spotte auch einige besonders freche Aufwiegler, die, aus Bedauern, daß sie ihre Glaubensgenossen nicht weiter verfolgen, quälen und töten könnten, das Volk durch abgeschmackte Sagen aufzuhetzen suchten, Öl in das Feuer des gegenseitigen Hasses gössen und die Welt mit brudermörderischer Wut erfüllten. Das seien die wahren Feinde des Menschengeschlechts, die an dem größten Unglücke der Welt, der Anarchie, die Schuld trügen. Mit offenbarem Hohne schloß er seine Ausführungen:

„Eure Brüder, die von den Synoden zu Lebzeiten Konstantins und des Constantius entfernt worden sind, haben Wir aus der Verbannung zurückgerufen, da Wir den Wunsch hegen, allen Bürgern des römischen Staates volle Glaubensfreiheit zu gewähren. Galiläer! Befolgt die Vorschrift Eures Meisters — lebt in Frieden untereinander. Um aber alle Streitigkeiten endgültig zu beseitigen, beauftragen Wir Euch, ehrwürdige Väter, Euch in brüderlicher Liebe zur Beratung eines gemeinschaftlichen und für alle gültigen Glaubensbekenntnisses zu vereinen. Deshalb haben Wir Euch nach dem Beispiele Unserer Vorgänger Konstantin und Constantius hierher in Unser Schloß geladen. Beratschlagt und entscheidet nun nach der Macht, die Euch von der Kirche verliehen worden ist. Wir aber entfernen Uns, Euch völlige Freiheit gewährend, und erwarten Eure Entscheidung."

Ehe jemand in der Versammlung sich besinnen und ihm erwidern konnte, verließ Julian, umgeben von seinen Freunden, den Philosophen, das Atrium und verschwand.

Alle schwiegen; jemand seufzte schwer auf. In der tiefen Stille hörte man nur das fröhliche Flügelrauschen der zum Himmel emporfliegenden Tauben und das Plätschern des Springbrunnens.

Plötzlich erschien auf derselben Erhöhung, die dem Kaiser als Rednerbühne gedient hatte, derselbe gutmütige Greis mit dem armenischen Dialekt, über den alle sich kurz vorher lustig gemacht hatten; sein Gesicht war feuerrot, seine Augen brannten.

Die Rede des Kaisers hatte den Bischof von Sebaste verletzt; in heiligem, geistlichen Eifer entbrannt, trat Eustathius vor die Versammlung.

„Väter und Brüder!" rief er, und in seiner Stimme lag eine solche Macht, daß niemand mehr über ihn zu lachen wagte. „Laßt uns in Frieden auseinandergehen. Derjenige, der uns hierher zu Schimpf und Ärgernis berufen hat, kennt weder die kirchlichen Kanons noch die Vorschriften über die Synoden — ja

Digitized by Google

er haßt selbst den Namen Christi. So wollen wir denn unseren Feinden nicht zum Spott dienen — enthalten wir uns jedes bösen Wortes. Ich beschwöre Euch im Namen des allerhöchsten Gottes, gehen wir schweigend auseinander!"

Er sprach mit lauter, deutlicher Stimme; seine Augen waren auf die zum Schutze vor der Sonne mit einem purpurnen Vorhange versehene Galerie gerichtet; dort, zwischen den Säulen, erschien im Hintergrunde der Kaiser mit seinen Freunden, den Philosophen. Ein Flüstern des Erstaunens und des Schreckens erhob sich unter der Menge. Julian sah dem Eustathius gerade in die Augen. Der Greis hielt diesen Blick aus und kam nicht aus der Fassung. Der Kaiser erbleichte.

Im selben Augenblicke stieß der Donatist Purpurius den Bischof ungestüm zur Seite und nahm seine Stelle auf der Tribüne ein.

„Hört nicht auf ihn!" schrie Purpurius. „Geht nicht auseinander, verletzt nicht den Willen des Augustus. Die Cäcilianer hassen ihn, weil er unser Befreier ist . . ."

„Nein, nein, Brüder!" rief Eustathius mit flehender Stimme dazwischen.

„Wir sind nicht Eure Brüder — laßt uns in Ruhe, Ihr Verfluchten! Wir sind der reine Weizen Gottes, Ihr aber seid das dürre Stroh, das vom Herrn zum Verbrennen bestimmt ist."

Auf den Kaiser, den Gottabtrünnigen, hinweisend, fuhr Purpurius in feierlich singendem Tone fort, als ob er einen kirchlichen Lobgesang anstimme:

„Heil, Heil dem allgütigen und allerweisesten Augustus! Auf den Löwen und Ottern wirst Du gehen und treten auf den jungen Löwen und Drachen. Denn er hat seinen Engeln befohlen über Dir, daß sie Dich behüten auf allen Deinen Wegen."

Die Versammlung kam in Aufregung, dumpfes Stimmengewirr erhob sich; einzelne meinten, man müsse den Rat des Eustathius befolgen und auseinandergehen; andere verlangten das Wort, sie wollten sich die einzige Gelegenheit im Leben, ihre Gedanken vor irgendeiner Versammlung zu offenbaren, nicht entgehen lassen; es entstand ein betäubender Lärm.

„Mag jetzt einer der cäcilianischen Bischöfe sich in unseren Kirchen blicken lassen," schrie Purpurius siegesbewußt, „wir werden ihm unsere Hände aufs Haupt legen, nicht um ihn zu unserem Hirten zu erwählen, sondern um ihm den Schädel zu zerschmettern."

Viele ließen den Zweck der Versammlung ganz außer acht und ergingen sich in der Erörterung spitzfindiger, theologischer Streit-

Digitized by Google

fragen; sie riefen die Zuhörer an sich heran, um sie andern abspenstig zu machen und die Unerfahrenen zu verleiten.

Der Basilidianer Tryphon, der eben aus Ägypten angekommen und von einem Haufen Neugieriger umringt war, zeigte ein Amulett, einen durchsichtigen Chrysolith vor, auf dem die Inschrift „Abraxas“ eingeschnitten war.

„Derjenige, welcher das Wort Abraxas in seiner Bedeutung erkennt,“ führte Tryphon aus, „wird die höchste Freiheit erlangen und unsterblich werden; er wird sündenfrei bleiben, obgleich er alle die Freuden der Sünde genießt. Abraxas drückt mit Buchstaben die Zahl der Höchsten Himmel aus — die heilige Zahl 365. Über den dreihundertfünfundsechzig himmlischen Sphären — *οὐρανοί* —, über den Hierarchien der Äonen, der Engel und Erzengel herrscht eine ewige, unbewegliche, namenlose Finsternis, die schöner ist als jedes Licht.“

„Eine namenlose, unbewegliche Finsternis in Deinem verständnislosen Kopfe!“ rief ein arianischer Bischof, indem er die Fäuste ballte und auf Tryphon losging.

Der Gnostiker verstummte sofort, verzerrte seinen Mund zu einem verachtungsvollen Lächeln, kniff die Augen zusammen, erhob drohend den Zeigefinger, indem er rief: „Allweisheit! Allweisheit!“ und trat zurück, um den Händen des Arianers zu entgehen.

Die Prophetin aus Pepusa erhob sich, unterstützt durch die in sie verliebten Eunuchen, schrecklich aussehend, blaß, mit zerzausten Haaren, mit trüben, halb irrsinnigen Blicken; ohne das, was um sie vorging, zu sehen und zu hören, jammerte sie:

„Maran ata, Maran ata!“ — „Der Herr kommt, der Herr kommt!“

Die Schüler des Jünglings Epiphanius, eines heidnischen Halbgottes oder christlichen Märtyrers, der in den Kirchen Kephalonias verehrt wurde, schrien:

„*Κοινωνία καὶ ἰσότης*! Brüderlichkeit und Gleichheit! Andere Gesetze gibt es nicht! Zerstört, zerstört alles! Mögen Vermögen und Weiber Allgemeingut werden wie das Gras, das Wasser, wie Luft und Sonne!“

Die Ophiten, die Schlangenverehrer, erhoben ein kupfernes Kreuz, um das eine kleine Nilschlange gewunden war.

„Die Weisheit der Schlange“, sagten sie, „verleiht den Menschen die Erkenntnis des Bösen und Guten. Hier ist der Heiland — Ophiomorphos, der Schlangengestaltete. Fürchtet Euch nicht, höret auf ihn. Er hat nicht gelogen: esset von der verbotenen Frucht und Ihr werdet sein wie die Götter.“

Digitized by Google

Mit der Gewandtheit eines Taschenspielers hob ein Markosianer, ein stutzerhaft gekleideter, wohlfrisierter und parfümierter Frauenverführer, eine durchsichtige, gläserne, mit Wasser gefüllte Schale in die Höhe und rief die Neugierigen heran:

„Seht, seht das Wunder! Das Wasser fängt an zu sieden und verwandelt sich in Blut!"

Die Kolarbasianer zählten eilig an den Fingern ab und bewiesen, daß alle pythagoreischen Zahlen, alle Geheimnisse des Himmels und der Erde in den Buchstaben des griechischen Alphabets enthalten seien.

„Alpha und Omega, der Anfang und das Ende! Zwischen ihnen die Dreieinigkeit: Beta, Gamma, Delta — der Vater, der Sohn und der Heilige Geist. Seht, wie einfach!"

Die Fabioniten, die Vielfresser — Karpokratianer, die Barbeloniten, berüchtigte Wüstlinge, predigten so Widerliches, daß sich die ehrbaren Menschen mit Abscheu von ihnen abwendeten und die Ohren verstopften, um dies nicht mit anhören zu müssen. Viele gewannen über ihre Zuhörer eine unbegreifliche, anziehende Macht, wie sie das Ungeheuerliche, auch noch so Widersinnige oft auf die Massen, selbst auf Verständigere auszuüben pflegt. Jeder war von seinem Rechte überzeugt. Alle waren gegen alle!

Selbst eine kleine, ganz unbedeutende Kirchengemeinde im entlegensten Teil Afrikas, die Rogatianer, behauptete mit Nachdruck ihre Lehre, daß Christus bei seiner Rückkehr auf die Erde nirgend anderswo das richtige Verständnis für das Evangelium finden würde, als bei ihnen in einigen Dörfern von Mauritanien.

Euandrus von Nikomedeia, der Juventinus jetzt ganz vergessen hatte, fand kaum Zeit, als Sammler aller Seltenheiten die neuen Ketzereien in seine Wachstäfelchen einzutragen.

Von der oberen Marmorgalerie blickte mit haßerfüllten Augen der junge Kaiser auf diese halb wahnsinnigen Menschen hinab. Seine philosophischen Freunde, gleich ihm im weißen Gewande, umgaben ihn: der Pythagoreer Proklus, Nymphidianus, Eugenius Priscus, Aedesius, der alte göttliche Jamblichus, der wohlbeleibte Hekebolius, der Oberpriester der Dindymene, und andere. Sie lachten und scherzten nicht, sondern bewahrten vollständige Ruhe, wie es Weisen zukam; nur zuweilen zuckte ein mitleidvolles Lächeln um ihre Lippen. Es war ein Fest für die hellenische Weisheit! Sie sahen auf die Synode herab wie Götter auf die sich befehdenden Menschen, wie Zirkusfreunde auf die Arena, in der wilde Tiere miteinander kämpfen und sich gegenseitig auffressen. Im Schatten der Purpurvorhänge war es kühl und angenehm.

Digitized by Google

Unten aber predigten und verfluchten die Galiläer einander im Schweiße ihres Angesichts.

In der Verwirrung gelang es dem jungen, frauenhaften Kainiten mit dem schönen Gesicht und den traurigen, kindlichen Augen, auf die Tribüne zu kommen; er rief in einem so entzückten und durchdringenden Tone, daß alle sich nach ihm umsahen und verstummten:

„Selig sind unsere stolzen Brüder, die sich nicht unterworfen haben! Selig sind Kain, Ham, Judas und die Einwohner von Sodom und Gomorra! Selig ihr Vater, der Engel des Abgrundes und der Finsternis!"

Der nicht mehr zu haltende Afrikaner Purpurius, der schon seit einer Stunde sich vergeblich zum Wort gemeldet hatte, stürzte sich, um sein Herz zu erleichtern, auf den Kainiten und erhob seine haarige, sehnige Faust, um „dem Unreinen das Maul zu stopfen".

Man hielt ihn zurück und suchte ihn zu beruhigen.

„Pater, das gehört sich nicht!"

„Laßt mich! Laßt mich!" schrie der wütende Donatist, sich den Armen der ihn Haltenden entreißend. „Ich dulde solche Schändlichkeiten nicht! Da, Du Mißgeburt Kains!" Er spie dem Kainiten ins Gesicht.

Alles geriet in Aufregung, und es wäre zu einer Prügelei gekommen, wenn die Speerträger sich nicht eingemengt hätten. Während die römischen Krieger die Christen auseinanderbrachten, redeten sie ihnen zu:

„Leiser, leiser! Im Schloß ist kein Raum für dergleichen. Oder besitzt Ihr nicht Kirchen genug zum Streiten?"

Purpurius wurde hochgehoben, man wollte ihn fortbringen. Er rief stöhnend: „Leona, Diakon Leona!"

Der Leibwächter stieß die Krieger zurück, warf zwei von ihnen zu Boden und befreite den Purpurius. Über den Häuptern der Häresiarchen sauste die furchtbare Keule des Circumcellionen. „Ehre sei Gott!" heulte der Afrikaner, während er mit raubtierähnlich funkelnden Augen sich ein Opfer aussuchte.

Plötzlich ließ er kraftlos die Keule sinken. Alle erstarrten. In der eingetretenen Stille ertönte das durchdringende Geschrei eines der halb wahnsinnigen Eunuchen aus dem Gefolge der Prophetin von Pepusa. Er war auf die Knie gefallen, wies mit verzerrtem Gesicht auf die Tribüne und schrie:

„Der Teufel, der Teufel, der Teufel!"

Auf der marmornen Erhöhung, über der Menge der Galiläer, stand ruhig und majestätisch im weißen Gewande der Philosophen der Kaiser Julian; seine Augen erglänzten in vernichtendem Hohn.

Digitized by Google

Vielen erschien er in diesem Augenblicke wirklich furchtbar, listig und stark wie der Teufel selbst.

„So also erfüllt Ihr Galiläer das Gebot der Liebe!“ redete er die erschrockene Menge an. „Jetzt sehe ich, was Eure Liebe, Euer Allesvergeben wert ist. In Wirklichkeit sind die wilden Tiere barmherziger als Ihr, die Ihr Euch wie Brüder untereinander zu lieben vorgebt. Mit den Worten Eures Meisters rufe ich Euch zu: Wehe Euch Schriftgelehrten! Denn Ihr habt den Schlüssel der Erkenntnis weggenommen. Ihr kommt nicht hinein und wehret denen, so hinein wollen.“

Nachdem er sich eine Weile an dem fassungslosen Schweigen der Menge ergötzt hatte, fügte er ruhig und langsam hinzu:

„Wenn Ihr Euch nicht selbst beherrschen könnt, so ermahne ich Euch, um Euch vor Bösem zu bewahren; hört auf mich und unterwerft Euch, Galiläer!“

Siebentes Kapitel.

Als Julian die breite Treppe, die vom Atrium Constantinum zur Straße hinabführte, hinunterschritt, um sich zu einer Opferdarbringung in einem kleinen, neben dem Schloß befindlichen Tempel der Tyche, der Göttin des Glückes, zu begeben, trat an ihn der weißhaarige, vom Alter gebeugte und erblindete Bischof Maris von Chalkedon heran. Ein Knabe führte ihn an der Hand. Die Treppe mündete auf das Augusteion, einen freien Platz; eine große Menge Volkes hatte sich an ihrem Fuße versammelt. Mit feierlicher Handbewegung hielt der Bischof den Kaiser auf und rief mit greisenhafter, aber lauter und fester Stimme:

„Vernehmt, Ihr Völker, meine Stimme, Ihr Stämme, Ihr Menschen jedes Alters und jeder Zunge, die Ihr jetzt seid und noch sein werdet! Achtet auf mich, Ihr höheren Mächte, Ihr Engel, durch welche bald der Tyrann gestürzt werden wird: nicht der König der Amoriter, nicht der König Og von Basan, aber die Schlange, der Abtrünnige, der große Geist, der assyrische Rebell, der allgemeine Feind und Widersacher, der auf Erden viel Unheil anstiftet und sich dem Himmel widersetzt. Höre mich, Himmel und verkünde es der Erde. Auch Du, Augustus, vernimm meine Wahrsagung, denn Gott selbst spricht aus meinem Munde zu Dir. Das Wort Gottes brennt in meinem Herzen — ich kann nicht schweigen. Deine Tage sind gezählt. Noch eine kurze Zeit, und Du wirst untergehen, verschwinden wie der Staub, der vom Winde aufgewirbelt wird,

Digitized by Google

wie der Tau, wie das Pfeifen eines Pfeiles, wie ein Donnerschlag, wie ein zuckender Blitz. Der kastalische Quell versiegt auf immer; man wird an ihm vorübergehen und lachen. Apollo wird wieder zum stummen Götzen, Daphne zum Baume, der in der Fabel beweint wird; die niedergeworfenen Tempel werden mit dem Grase der Gräber überwachsen. O Schändlichkeit Sanheribs! So verkünden wir, die Galiläer, die verachteten Menschen, die wir uns vor dem Gekreuzigten beugen, die Jünger der Fischer aus Kapernaum und selbst Unwissende; wir, die wir vom Fasten abgezehrt, halb tot sind, die wir vergeblich kämpfen und während der kirchlichen Wachen beten — wir überwinden Euch dennoch. Wo sind die Schriftgelehrten, wo sind die Gegner dieser Zeit? Heraus mit Deinen kaiserlichen und sophistischen Reden, mit Deinen unwiderlegbaren Syllogismen und Enthymemen. Wir wollen sehen, wie unsere ungelehrten Fischer reden. Möge David von neuem erstehen — der David, der mit geheimnisvollen Steinchen den hochmütigen Goliath niederwarf, der durch seine Sanftmut und den Wohlklang seiner Stimme siegte und den vom bösen Geist geplagten Saul heilte. Wir danken Dir, Herr! Jetzt wird Deine Kirche durch Verfolgungen gereinigt. Der Bräutigam naht! Kluge Jungfrauen, zündet Eure Lampen an! Priester, bekleidet Euch mit dem großen, unbefleckten Chiton — mit Christo, unserem hochzeitlichen Gewande!"

Die letzten Worte sprach er singend wie beim Gottesdienste. Die erregte Menge antwortete ihm mit einem zustimmenden Gebrüll. Jemand rief: „Amen!"

Der Kaiser hörte die lange Rede mit der größten Ruhe, gleichsam, als ob sie nicht ihm gälte, an; nur zuweilen zuckte ein spöttisches Lächeln um seine Lippen.

„Bist Du zu Ende, Alter?" fragte er Maris ruhig.

„Hier sind meine Hände, Ihr Peiniger! Bindet mich! Führt mich zum Tode! Ich werde die Krone des Herrn empfangen!"

Der Bischof richtete seine trüben, erblindeten Augen gen Himmel.

„Du glaubst wohl, guter Alter, daß ich Dich hinrichten lassen werde?" fragte Julian. „Du irrst Dich! Ich lasse Dich in Frieden gehen. Ich hege keinen Zorn wider Dich."

„Wie? Was? Was sagt er?" erklang es in der Volksmenge.

„Versuche mich nicht! Ich werde Christum nicht verraten! Weiche von mir, Du Feind der Menschen! Henker, führt mich zum Tode! Hier bin ich!"

Digitized by Google

„Hier gibt es keine Henker, mein Freund. Hier sind nur ebenso einfache und gute Menschen wie Du selbst. Beruhige Dich. Das Leben ist einfacher und langweiliger, als Du denkst. Ich habe Dir neugierig, als Verehrer jeder Beredsamkeit, sogar auch der galiläischen, zugehört. Was kam darin nicht alles vor: die Schändlichkeiten Sanheribs und der König der Amoriter, die Steine Davids und Goliath! Eure Reden sind nicht einfach genug. Leset unsern Demosthenes, Plato und besonders den Homer. Sie sind tatsächlich einfältig wie die Kinder und weise wie die Götter. Lernt von ihnen die große Ruhe, Ihr Galiläer! Gott ist nicht im Sturme, sondern im stillen, sanften Sausen. Das ist es, was ich Dir zu sagen habe — meine Rache, die Du herausgefordert hast."

„Der Herr möge Dich niederwerfen, Du Gotteslästerer!" hub Maris von neuem an.

„Der Herr wird mich in seinem Zorne nicht blind und Dich dadurch sehend machen", entgegnete der Augustus.

„Ich danke dem Schöpfer für meine Blindheit," rief der Greis, „weil ich dadurch das Gesicht des von Gott Abgefallenen nicht sehen kann!"

„Wieviel Bosheit, wieviel Feindseligkeit ist in diesem gebrechlichen Körper enthalten! Ihr redet von Demut und Liebe, Galiläer, und welcher Dünkel, welch ein Haß ist in jedem Eurer Worte enthalten! Ich komme eben aus der Synode, wo die Brüder im Namen Gottes wie wilde Tiere einander zerreißen wollten, und jetzt kommst Du mit Deiner zügellosen Rede. Weshalb dieser Haß? Bin ich denn nicht Euer Bruder? Oh, wenn Du wüßtest, wie ruhig und gnädig in diesem Augenblick mein Herz ist! Ich wünsche Dir alles Gute, Greis, und bete zu den Olympiern, daß sie Deiner grausamen, finstern und leidenden Seele beistehen möchten. So gehe denn in Frieden und denke daran, daß nicht allein Galiläer vergeben können!"

„Glaubt ihm nicht, Brüder! Das ist die Weisheit, die Verführung der Schlange. Hast Du, Herr, vernommen, wie der Abtrünnige Dich, Gott Israels, schmäht — schweige nicht dazu!"

Ohne die Verwünschungen des Greises weiter zu beachten, schritt Julian in seinem einfachen, weißen, in der Sonne leuchtenden Gewande ruhig wie ein alter Weiser durch die Volksmenge hindurch.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Es war eine stürmische Nacht. Nur zuweilen brach der Mond zwischen den schnell dahinziehenden Wolken hindurch; das zeitweilige Aufleuchten seiner Strahlen wechselte mit zuckenden Blitzen ab. Ein warmer Wind peitschte die schräg herunterfallenden Regentropfen und trug den salzigen Duft faulenden Schilfes vom Meere herauf.

Einer Ruine am Ufer des Bosporus zu sprengte ein Reiter. Vor undenklichen Zeiten, als hier die kriegerischen Trojaner noch herrschten, hatte an dieser Stelle ein Wachtturm trutzig ins Land geschaut; jetzt erinnerten nur noch halb zerfallene Mauern und Haufen umherliegender, mit Steppengras bewachsener Steine an ihn. Am Fuße der Ruine stand eine kleine Hütte, eine Zufluchtsstätte vor dem Unwetter für verirrte Hirten und Landstreicher.

Nachdem der Reiter sein Pferd unter einem halb zerfallenen Bogen angebunden hatte, klopfte er an eine niedrige, von stachlichten Kletten, die er erst zur Seite biegen mußte, verwachsene Türe.

„Ich bin es, Merve, mach auf!“ rief er.

Die alte Ägypterin schloß die Türe auf und ließ den nächtlichen Besucher in das Innere des verfallenen Turmes eintreten. Er näherte sich einer düster brennenden Fackel, deren Schein ihm ins Gesicht fiel. Es war Julian. Die Alte, die die Örtlichkeit gut kannte, führte ihn an der Hand. Indem sie die dürren Stengel abgestorbenen Strauchwerks und Distelkrauts aus dem Wege räumte, fand sie einen engen Eingang zu einer Felsspalte; auf Stufen stiegen sie hinab. Das Meer lag in der Nähe; die schwere Brandung ließ die Erde erzittern; die steinernen Wände schützten vor dem Winde. Die Ägypterin schlug Feuer an.

„Hier, Herr, die Lampe und der Schlüssel! Drehe ihn zweimal im Schlosse um. Die Klosterpforte steht offen. Wenn Du den Pförtner triffst, so ängstige Dich nicht. Ich habe ihn bestochen. Nur sieh Dich vor, daß Du nicht irrst; im oberen Gange die dreizehnte Zelle links.“

Julian schloß die Türe auf und stieg eine lange, steile Treppe aus alten Sandsteinplatten zu einem unterirdischen Gange hinab, in dem er weiterschritt. Bald verengte sich derselbe zu einem so schmalen Spalt, daß zwei sich Begegnende nicht hätten aneinander vorüber können. Dieser geheime Gang führte einst vom Wachtturme nach der an der andern Seite der Meeresbucht gelegenen Festung; jetzt verband er die Ruine mit einem christlichen Kloster.

Digitized by Google

Der Kaiser trat aus dem Gange heraus; er befand sich ziemlich hoch über dem brausenden Meere, mitten unter von der Flut zernagten Felsen, und stieg eine in letztere eingehauene, schmale Treppe hinauf. Als er oben angelangt war, sah er eine unregelmäßig gebaute Ziegelsteinmauer vor sich. Wenn man sich mit den Händen und Füßen auf die aus ihr hervorragenden Steine stützte, konnte man in das kleine Klostergärtchen hinüberklettern.

Julian gelangte in einen reinlichen Hof, in dem tiefe Ruhe herrschte. Teerosen überzogen die Wände und verbreiteten einen betäubenden Duft. Die Läden an einem der zur ebenen Erde gelegenen Fenster waren nur angelegt. Julian öffnete sie und stieg in das Zimmer hinein.

Die dumpfe Luft des Klosters schlug ihm entgegen; es roch nach Feuchtigkeit, Weihrauch, Mäusen, Arzneikräutern und nach frischen Äpfeln, welche die haushälterischen Nonnen in ihren Vorratskammern aufbewahrten.

Von diesem Zimmer aus gelangte der Kaiser in einen breiten Gang, zu dessen beiden Seiten sich eine Reihe Türen befand. Er zählte die dreizehnte zur linken ab, öffnete sie und trat in die dahinter liegende, durch eine Nachtlampe nur spärlich erleuchtete Zelle.

Auf einem niedrigen, mit schneeweißem Linnen überzogenen Bette lag ein junges Mädchen im dunkeln Nonnengewande; sie war vermutlich beim Beten eingeschlafen und hatte keine Zeit gefunden, sich zu entkleiden. Der Schatten der Augenlider fiel auf ihre bleichen Wangen; die Brauen waren finster und majestätisch hochgezogen, wie man es bei Toten findet.

Julian erkannte Arsinoe. Sie hatte sich sehr verändert. Nur ihre Haare waren die gleichen geblieben — an den Wurzeln dunkelgoldig, an den Spitzen blaßgelb wie Honig im Lichte der Sonne. Unter seinem beobachtenden Blicke zuckte sie unwillkürlich zusammen und holte tief Atem.

Vor Julians Augen flimmerte es. Er sah wieder den edlen, schönen Körper der Amazone, übergossen vom blendenden Lichte der Sonne, wie der goldig schimmernde Marmor des Parthenons erglänzend. Liebevoll streckte er dem unter dem Schatten des schwarzen Kreuzes schlafenden Mädchen seine Arme entgegen und flüsterte: „Arsinoe!“

Die Nonne schlug die Augen auf und sah ihn ruhig, ohne Erstaunen und ohne Furcht an, als ob sie es geahnt hätte, daß er kommen würde. Als sie aber ganz zu sich gekommen war, erbebte sie leicht und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht.

Digitized by Google

Er näherte sich ihr und sagte: „Fürchte Dich nicht! Nur ein Wort — und ich gehe."

„Weshalb bist Du gekommen?"

„Ich wollte wissen, ob es wahr sei . . ."

„Julian, das kann Dir gleich sein. Wir werden einander nicht verstehen."

„Ist es wahr, daß Du an Ihn glaubst, Arsinoe?"

Sie antwortete nicht und wurde verlegen.

„Erinnerst Du Dich an jene Nacht in Athen?" fuhr der Kaiser fort. „Erinnerst Du Dich, wie Du mich, den galiläischen Mönch, versuchtest, ebenso wie ich Dich jetzt in Versuchung führe? Dein Gesicht, Arsinoe, trägt den Stempel des früheren Stolzes, der früheren Willensstärke und nicht den der knechtischen Demut der Galiläer! Warum lügst Du? Das Herz verändert sich nicht derartig. Sage mir die Wahrheit."

„Ich strebe nach der Herrschaft", sagte sie leise.

„Nach der Herrschaft? Du erinnerst Dich also noch unseres Bündnisses?!" rief er freudig.

Traurig schüttelte sie den Kopf und entgegnete: „Ach nein! Die Herrschaft über die Menschen ist eitel . . . Du weißt es ja selbst. Ich erstrebe die Herrschaft über mich selbst."

„Und deshalb fliehst Du in die Einsamkeit?"

„Ja. Auch der Freiheit wegen."

„Arsinoe, Du liebst wie früher nur Dich selbst!"

„Ich möchte mich und andere lieben, wie Er es geboten hat; aber ich kann es nicht — ich hasse mich, ich hasse die andern!"

„Da ist es besser, gar nicht zu leben!" rief Julian.

„Man muß sich selbst überwinden", sagte sie langsam; „man muß in sich selbst nicht allein den Widerwillen gegen den Tod, sondern auch den Widerwillen gegen das Leben bezwingen, das ist viel schwieriger, denn das Leben ist schrecklicher als der Tod. Wenn man sich aber völlig überwindet, so werden Leben und Tod gleich werden, und dann hat man die Freiheit errungen."

Ihre Augenbrauen zogen sich in unüberwindlicher Willenskraft zusammen.

Julian betrachtete sie voller Verzweiflung.

„Was haben sie aus Dir gemacht!" sagte er mit heiserer Stimme. „Ihr alle seid Peiniger oder Gepeinigte. Warum quält Ihr Euch so? Fühlst Du es etwa nicht — in Deiner Seele ist nur Haß und Verzweiflung."

Mit dem Ausdrucke des Hasses im Gesicht sah sie ihn an und erwiderte:

Digitized by Google

„Weshalb kommst Du hierher? Ich habe Dich nicht gerufen. Entferne Dich! Was geht es mich an, was Du denkst? Ich habe an meinen eigenen Gedanken Qualen genug. Zwischen uns gähnt ein Abgrund, den Lebende nicht überbrücken können. Du sagst: ich glaubte nicht. Du hast recht: ich glaube nicht, aber ich bemühe mich zu glauben. Hörst Du es wohl? Ich will und werde es! Ich werde mich dazu zwingen — ich werde mein Fleisch ertöten, ich werde es durch Hunger und Durst zähmen, ich werde es gefühlloser als die leblosen Steine machen. Aber die Hauptsache ist die Vernunft. Man muß sie ertöten, denn sie ist der Teufel. Sie ist verlockender als alle Wünsche. Ich werde sie bezwingen. Es wird der letzte, der größte Sieg sein. Dann ist die Freiheit da! Dann will ich sehen, ob sich noch etwas in mir empören und mir sagen wird: ich glaube nicht!"

Sie faltete ihre Hände und hob sie mit hoffnungslosem Flehen gen Himmel: „Herr, sei mir gnädig. Wo Du auch bist, Herr, erhöre mich und sei mir gnädig!"

Julian fiel vor ihr auf die Knie; er umfaßte ihre Gestalt und riß sie an seine Brust; seine Augen funkelten siegestrunken.

„Mädchen, jetzt sehe ich, Du konntest Dich nicht von uns losreißen, Du wolltest es, aber vermochtest es nicht! Komm gleich, begleite mich, und morgen bist Du die Gemahlin des römischen Kaisers, die Herrscherin der Welt! Ich habe mich hierher wie ein Dieb geschlichen; als König mit der erbeuteten Braut will ich wieder von hinnen gehen. Welch ein Sieg über die Galiläer!"

Das Gesicht Arsinoes wurde ruhig und traurig; sie sah mitleidvoll auf Julian herab und stieß ihn nicht zurück.

„Du Armer, Armer, Du bist ebenso unglücklich wie ich! Du weißt gar nicht, wohin Du mich rufst. Auf wen hoffst Du? Deine Götter sind tot. Vor ihrem entsetzlichen Verwesungsgeruche, dieser Seuche, fliehe ich in die Wüste. Verlaß mich! Ich kann Dir nicht helfen. Entferne Dich!"

Wieder funkelten ihre Augen zornig und leidenschaftlich, und der mitleidige Ton ihrer Stimme nahm einen so scharfen Klang an, daß es das sich zusammenkrampfende Herz des Kaisers wie eine tödliche Beleidigung empfand.

„Warum betrügst Du Dich?" fuhr sie fort. „Bist Du etwa nicht ein ebenso Ungläubiger, dem Untergange Geweihter wie wir? Denke darüber nach, was Deine Barmherzigkeit, Deine Herbergen, die Predigten der hellenischen Priester sind. Alles ist nur den Galiläern nachgeahmt; alles ist neu, den alten Männern, den Helden

Digitized by Google

von Hellas unbekannt geblieben. Julian, Julian! Sind denn Deine Götter, die strahlenden, erbarmungslosen Olympier, etwa die furchtbaren Kinder des blauen Himmelsgewölbes, die sich an dem Blute der Opfer und an den Qualen der Sterblichen ergötzen? Blut und menschliche Leiden — Nektar und Ambrosia der Götter! Nein, nein, auch Deine Götter sind, verführt durch den Glauben der Fischer aus Kapernaum, demütige, sanfte, kranke, vom Mitleid gegen die Menschen dahinsterbende Schemen — denn, siehst Du wohl, das Mitleid gegen die Menschen bewirkt den Tod der Götter!"

Der Sturm hatte sich gelegt; durch das Fenster sah man in grünlichem Schimmer der Morgenröte, in der der Stern Aphrodites verblich, den durch die zerrissenen Wolken hindurchschimmernden tiefen Himmel.

Der Kaiser fühlte eine schwere Erschöpfung; Totenblässe überzog sein Gesicht. Er machte die größten Anstrengungen, um ruhig zu erscheinen, aber jedes Wort Arsinoes verwundete sein Herz bis in die tiefste Tiefe.

„Ja," fuhr sie unerbittlich fort, „Ihr seid krank, für Eure eigene Weisheit viel zu schwach. Das ist Euer Fluch, Ihr zu spät gekommenen Hellenen! Ihr besitzt keine Willenskraft, weder im Guten noch im Bösen. Ihr seid weder Tag noch Nacht, weder Leben noch Tod. Euer Herz hängt an diesem und jenem; Ihr seid von einem Ufer abgestoßen, aber am andern nicht gelandet. Ob Ihr glaubt oder nicht glaubt, ewig werdet Ihr Euch untreu, schwankt Ihr hin und her — Ihr wollt und könnt nicht, weil Ihr nicht wißt, was wollen heißt. Stark sind nur diejenigen, die eine Wahrheit erkannt haben und für andere blind sind. Sie werden Euch hin und her schwankende Weise und Schwächlinge besiegen."

Julian erhob mit Anstrengung seinen Kopf, als ob er eine große Last überwände, und sagte:

„Du hast unrecht, Arsinoe. Meine Seele kennt keine Furcht ... mein Wille ist unbeugsam! Die Schicksalsmächte führen mich. Wenn mir ein früher Tod bevorstehen sollte, so weiß ich, daß er vor den Augen der Götter ein herrlicher sein wird. Lebe wohl! Du siehst, ich scheide ohne Groll, traurig und ruhig, denn Du bist für mich eine Tote." — — —

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Über dem Tore des Hauptgebäudes vom Krankenhause des Apollo Hekatebolos, das für Bettler und Fremde bestimmt war, befand sich eine griechische Inschrift, der in Stein gemeißelte Vers aus Homer:

Dem Zeus gehören sie alle, Bettler und Fremdlinge.
Zwar klein ist unsere Gabe, doch wir bringen sie gern.

Eine Reihe schlanker Säulen umgab den Hof des Gebäudes, einer ehemaligen Palästra.

Es war ein stiller, prächtiger Abend; die Sonne war noch nicht untergegangen, als Julian die inneren Hallen dieses Krankenhauses, aus denen ein furchtbarer Gestank herausdrang, betrat.

Hier wälzten sich in einem Haufen über- und untereinander Kinder und Greise, Christen und Heiden, Kranke und Gesunde, Krüppel, Mißgeburten, Sieche, Lahme, mit Eiterbeulen Bedeckte, von Wassersucht Aufgedunsene und Schwindsüchtige; Leute, die den Stempel aller Laster, aller Leiden im Gesicht trugen.

Eine halb nackte Frau in Lumpen, deren dunkle Haut der Farbe dürrer Blätter glich, rieb sich den mit Wunden bedeckten Rücken an dem zarten Marmor einer ionischen Säule.

Mitten auf dem Hofe erhob sich die Statue des pythischen Apollo mit dem Bogen in der Hand und dem Köcher auf dem Rücken.

Zu den Füßen des Gottes saß eine runzlige Mißgestalt, weder Kind noch Greis; die Knie mit den Armen umschlingend und das Kinn darauf stützend, schaukelte sich der Kranke von der einen Seite nach der andern hinüber; mit blödem Gesichtsausdruck und kläglichem Tone sang er: „Jesu Christe, Gottes Sohn, erbarme Dich über uns Verdammte!“

Der erste Vorsteher des Krankenhauses, Marcus Ausonius, erschien blaß und zitternd vor dem Kaiser.

„Allerweisester und allergnädigster Augustus, würdest Du nicht geruhen, in mein Haus einzutreten? Hier ist die Luft zu schlecht, auch herrschen hier sehr gefährliche Krankheiten; die Abteilung der Aussätzigen liegt gleich in der Nähe!“

„Es macht nichts; ich fürchte mich nicht. Bist Du der Vorsteher?“

Ausonius wagte aus Furcht vor Ansteckung nicht zu atmen und zu sprechen und verneigte sich nur tief.

„Wird auch täglich Brot und Wein verabreicht?“

„Alles so, wie es der erhabene Augustus angeordnet hat.“

Digitized by Google

„Welch ein Schmutz!"

„Das sind die Galiläer. Sie halten es für eine Sünde, sich zu waschen; man kann sie durch keinerlei Mittel zwingen, in die Badestube zu gehen."

„Laß die Rechnungsbücher herbeibringen", befahl der Kaiser.

Der Vorsteher fiel auf die Knie und konnte lange kein Wort hervorbringen; endlich stammelte er: „Allergnädigster Augustus, alles ist in Ordnung, aber es ist ein Unglück geschehen: die Bücher sind verbrannt."

Julian verzog sein Gesicht. In diesem Augenblick erscholl ein merkwürdiger Ruf aus der Mitte der Kranken:

„Ein Wunder, ein Wunder! Der Sieche steht auf!"

Julian wendete sich um und sah einen Mann von hohem Wuchse mit vor Freude strahlendem Gesicht von seinem verfaulten Strohlager aufstehen; mit dem Ausdruck kindlichen Glaubens in den Augen streckte der Kranke ihm die Arme entgegen

„Ich glaube, ich glaube", rief der Sieche. „Du bist der Gott, der auf die Erde herabgekommen ist! Dein Antlitz ist das eines Gottes. Berühre mich, heile mich Augustus!"

„Ein Wunder, ein Wunder!" frohlockten die Kranken. „Heil dem Kaiser! Heil Apollo, dem Heilenden!"

„Komm auch zu mir, zu mir!" riefen andere. „Sage ein Wort, und ich genese!"

Die untergehende Sonne drang durch die offenstehende Pforte ein und überflutete mit zartem Scheine das marmorne Gesicht des Apollo Hekatebolos. Der Kaiser warf einen Blick auf ihn; plötzlich schien ihm alles, was im Krankenhause vorging, eine Verspottung des Allerheiligsten zu sein; die Augen des Gottes durften solche Greuel nicht mit ansehen. Am liebsten hätte Julian die alte Palästra, in der sich einst die Hellenen an den Körperübungen erfreut hatten, wiederherstellen, von all diesem galiläischen und heidnischen Gesindel, von diesem Gestanke verwesender Menschen säubern lassen. Wenn der alte Gott auferstanden wäre — wie würden seine Augen gesprüht, seine Pfeile, mit denen er diese Krüppel und Siechen beschossen hätte, um die verpestete Luft zu reinigen, gezischt haben!

Eilig und schweigend verließ der Kaiser das Krankenhaus des Apollo; die Rechnungsbücher des Ausonius waren vergessen; er hatte sich überzeugt, daß die Angeberei, der erste Vorsteher sei ein bestechlicher Mensch, begründet sei, aber er war so abgespannt, ein so großer Widerwille erfüllte sein Herz, daß es ihm an Mut gebrach, den Betrug aufzudecken und festzustellen.

Digitized by Google

Es war spät, als Julian ins Schloß zurückkehrte. Er befahl, niemanden vorzulassen, und begab sich nach seinem Lieblingsplatz, einer kleinen, von Säulen umgebenen Terrasse über den Wogen des Bosporus. Der ganze Tag war unter langweiligen Kleinigkeiten, leerem Geschwätz der Beamten und Rechnungsprüfungen dahingegangen. Er hatte eine Menge Unregelmäßigkeiten entdeckt und sich überzeugt, daß seine besten Freunde ihn hintergingen. Alle diese hellenischen Gelehrten, Dichter, Rhetoren, denen er die Verwaltung des Reiches übertragen, beraubten die Staatskasse nicht minder als die christlichen Eunuchen und Bischöfe zu Zeiten des Constantius. Die Herbergen, die klosterähnlichen Zufluchtsstätten der Philosophen, die Krankenhäuser des Apollo und der Aphrodite dienten nur zur Bereicherung schlauer Leute, um so mehr, als sie nicht bloß den Galiläern, sondern auch den Heiden als die sichtbaren Zeichen einer lächerlichen und das Heilige verspottenden Laune des Kaisers erschienen.

Er fühlte, daß sein ganzer Körper der schweren und nutzlosen Abspannung unterlegen sei. Er löschte das Licht aus und legte sich auf das Feldbett nieder.

„Ich muß es mir in Ruhe und Frieden überlegen", sagte er zu sich, indem er seine Blicke auf den nächtlichen Himmel richtete. Aber er verspürte keine Neigung zum Nachdenken.

Ein einsamer Stern flimmerte am dunklen, tiefen Himmel. Julian schloß die Lider, aber der Strahl drang durch die Wimpern hindurch in sein Auge und wie eine kalte Liebkosung in sein Herz hinein.

Er erwachte. Plötzlich hörte er, daß jemand die Terrasse betreten hatte und zuckte zusammen. Der zwischen den Säulen hindurchfallende Mondschein beleuchtete einen hochgewachsenen Greis mit langem, schneeweißen Barte und tief in das Gesicht eingegrabenen Runzeln, die jedoch nicht von Leiden, sondern von Willensstärke und tiefem Nachdenken zeugten.

Julian richtete sich auf und flüsterte: „Bist Du es, Meister?"

„Ja, Julian, ich bin gekommen, um unter vier Augen mit Dir zu reden?"

„Ich höre."

„Mein Sohn, Du gehst zugrunde, weil Du Dir selbst untreu geworden bist."

„Auch Du, auch Du, Maximus, bist mein Gegner geworden?!"

„Wisse, Julian, die goldenen Äpfel der Hesperiden sind stets unreif und herbe. Die Barmherzigkeit gleicht der Weichheit und Süßigkeit überreifer, faulender Früchte. Du fastest, bist keusch, Du grämst Dich und bist barmherzig. Du nennst Dich einen

Digitized by Google

Christenfeind, bist aber selbst Christ. Sage mir, womit willst Du den Gekreuzigten besiegen?

„Durch die Macht der Götter — durch Schönheit und Frohsinn!"

„Hast Du die Kraft dazu?"

„Ja."

„Ist sie so groß, daß Du die volle Wahrheit ertragen kannst?"

„Ja."

„So erfahre denn: Sie existieren nicht!"

Julian sah erschrocken in die ruhigen, klugen Augen des Maximus.

„Von wem sprichst Du: Sie existieren nicht?" fragte er erblassend, mit zitternder Stimme.

„Ich sage, es gibt keine Götter. Du stehst allein da."

Julian entgegnete nichts und ließ den Kopf hängen. Innige Zärtlichkeit leuchtete in den Augen seines Lehrers. Er legte seine Hand auf die Schulter Julians.

„Beruhige Dich! Oder hast Du mich nicht verstanden? Ich wollte Dich nur prüfen. Es gibt Götter! Siehst Du, wie schwach Du bist? Du kannst nicht allein sein. Es gibt Götter, und sie lieben Dich. Nur wisse, daß nicht Du es sein wirst, der die Wahrheit des gefesselten Prometheus mit der Wahrheit des gekreuzigten Galiläers vereinen wird. Willst Du, daß ich Dir sage, wie Er, der noch nicht Erschienene, Unbekannte, der Vermittler zweier Welten, sein wird?"

Immer noch erschrocken und blaß schwieg der Kaiser.

„Er wird herniederkommen", fuhr Maximus fort, „wie der Blitz aus den Wolken, todbringend und alles erleuchtend. Er wird schrecklich, zugleich aber auch nicht schrecklich aussehen. In Ihm wird Gutes und Böses, Demut und Stolz vereint sein, gleichwie Licht und Schatten in der Morgendämmerung ineinander übergehen. Die Menschen werden Ihn nicht bloß seiner Barmherzigkeit, sondern auch seiner Schonungslosigkeit wegen, in der übermenschliche Kraft und Schönheit liegen wird, segnen."

„Meister," rief der Kaiser aus, „ich lese das alles in Deinen Augen. Sage mir, daß Du der Unbekannte bist — ich werde Dich preisen und Dir folgen!"

„Nein, mein Sohn! Ich bin Licht von Seinem Lichte, Geist von Seinem Geiste, aber noch lange nicht Er! Ich bin die Hoffnung, sein Vorbote!"

„Warum verbirgst Du Dich vor den Menschen? Erscheine ihnen, damit sie Dich erkennen, wie ich Dich erkenne."

Digitized by Google

„Meine Zeit ist noch nicht gekommen", entgegnete Maximus. „Ich bin nicht zum erstenmal in der Welt und werde noch mehr als einmal wiederkehren. Die Menschen fürchten mich; sie nennen mich bald den großen Weisen, bald den Verführer, bald einen Zauberer: Pythagoras, Orpheus, Maximus von Ephesus. Ich bin aber der Namenlose. Mit geschlossenen Lippen, mit verhülltem Gesicht gehe ich an der Menge vorüber. Denn was könnte ich der Menge wohl sagen? Sie würden mich nicht verstehen. Das Geheimnis meiner Liebe und Freiheit ist für sie schrecklicher als der Tod. Die Menschen stehen mir so fern, daß sie mich weder kreuzigen noch steinigen, wie ihre Propheten; sie kennen mich nicht. Ich lebe in den Gräbern und unterhalte mich mit den Toten; ich erglimme die höchsten Gipfel der Berge und rede mit den Sternen; ich gehe in die Einöde und lausche dem Wachsen des Grases, dem Brausen des Meeres, dem Herzschlage der Erde und horche, ob die Zeit noch nicht gekommen ist. Aber die Stunde hat noch nicht geschlagen, und ich entferne mich wieder wie ein Schatten, mit stummem Munde und verhülltem Gesicht."

„Geh nicht von mir, Meister, verlaß mich nicht!"

„Fürchte Dich nicht, Julian, ich werde Dich nicht verlassen. Ich liebe Dich, weil Du meinetwegen zugrunde gehen mußt, mein vielgeliebter Sohn, und es keine Rettung mehr für Dich gibt. Ehe ich zur Welt wiederkehren und mich den Menschen offenbaren werde, müssen noch viele große Verstoßene, Empörer gegen Gott, durch meine Weisheit Verführte und Abtrünnige wie Du untergehen. Die Menschen werden Dich verfluchen, werden Dich aber niemals vergessen, weil mein Siegel auf Dir ruht — Du bist meine Schöpfung, ein Kind meiner Weisheit. Die Kinder der kommenden Jahrhunderte werden in Dir — mich erkennen, in Deiner Verzweiflung — meine Hoffnungen, in Deiner Beschimpfung — meine Größe, wie durch den Nebel hindurch die Sonne."

„O Göttlicher!" rief Julian. „Wenn Deine Worte Lügen sind, so laß mich um dieser Lüge willen sterben, denn sie ist herrlicher als die Wahrheit!"

„Einst habe ich Dich zum Leben und zur Herrschaft gesegnet, Augustus Julianus; heute segne ich Dich zum Tode und zur Unsterblichkeit. So geh, stirb für den Unbekannten, den Kommenden, den Heiland!"

Mit feierlichem, leisen Lächeln legte der Greis seine Hände auf das Haupt Julians, wie ein Vater, der seinen Sohn segnet, küßte ihn auf die Stirn und sagte:

Digitized by Google

„Jetzt versinke ich wieder in die unterirdische Finsternis, und niemand wird mich erkennen. Mein Geist ruhe auf Dir!“ — — —

Zehntes Kapitel.

Die Thermen, die warmen Bäder in Antiochia, der Hauptstadt Syriens, die sich in einer Seitengasse befanden, waren, obwohl sehr teuer, viel besucht. Man ging meist dahin, um den neuesten Stadtklatsch zu erfahren.

Zwischen dem Auskleidezimmer — Apodyterium — und dem Abkühlungsraume — Frigidarium — lag ein prächtiger, mit buntem Marmor mosaikartig ausgelegter Saal, das Sudatorium oder Laconicum, das zum Schwitzen bestimmt war. Aus den benachbarten Sälen erscholl das unaufhörliche Rauschen des in die klingenden Wannen und in große Wasserbehälter fließenden Wassers, das Geplätscher und Gelächter der Badenden. Nackte Badediener, dunkelfarbige Sklaven öffneten Gefäße mit wohlriechenden Essenzen. In Antiochia galt das Bad in seinen mannigfaltigen Darbietungen als höchstes Vergnügen. Nicht umsonst war die Hauptstadt Syriens durch die Fülle, den Geschmack und die Reinheit ihres Wassers berühmt; es war so durchsichtig, daß damit gefüllte Gefäße leer erschienen.

Durch den mattweißlichen Dampf, der den marmornen Heizröhren entstieg, sah man in dem zum Schwitzen bestimmten Raume nackte, rote Körper. Einige lagen, andere saßen, einzelne wurden von den Badedienern mit Öl gesalbt — alle unterhielten sich mit würdevoller Miene und schwitzten. Die Schönheit des Antonius und des Adonis, die durch künstlerische Bildwerke in den Nischen der Wände zur Darstellung gebracht war, hob die Mißgestaltungen der lebenden Körper noch stärker hervor.

Dem heißen Bade entstieg ein wohlbeleibter Greis von majestätischem, aber unförmlichem Äußern, der Kaufmann Busiris, der den ganzen Getreidemarkt Antiochias beherrschte. Ein junger, schöngewachsener Mensch unterstützte ihn ehrfurchtsvoll. Obgleich beide nackt waren, konnte man doch sofort den Unterschied in der gesellschaftlichen Stellung beider erkennen: der Jüngere war geschäftlich von Busiris abhängig, ein „Klient“.

„Noch mehr Dampf!“ sagte Busiris mit heiserer Stimme in so herrischem Tone, daß man daraus ersehen konnte, welch eine gewichtige Persönlichkeit er war.

Digitized by Google

Zwei messingene Hähne wurden aufgedreht; der heiße Dampf zischte heraus und umgab den Greis mit einer weißen Wolke, in der er wie ein sagenhafter Gott in der Apotheose erschien. Er stöhnte und krächzte vor Vergnügen und schlug mit seinen fetten Händen auf seinem roten, fleischigen Bauche wie auf einer Trommel herum.

Der frühere Vorsteher der Herbergen und der Krankenhäuser des Apollo, der Quästurbeamte Marcus Ausonius, saß auf seinen untergeschlagenen Beinen daneben; klein und mager, erschien er gegenüber der Riesenmasse des Kaufmanns wie ein gerupftes und gebrühtes Hühnchen.

Der Spötter Junius Mauricus konnte seinen sehnigen, mageren, wie ein Stock dürren und mit Galle durchtränkten Körper durchaus nicht zum Schwitzen bringen.

Gargilianus lag lang ausgestreckt auf dem Mosaikfußboden; wohlbeleibt, welk, weich wie eine Gallerte, sah er einem ausgeschlachteten, vom Fett zerfließenden Schweine ähnlich; ein paphlagonischer Sklave rieb ihm, vor Anstrengung keuchend, den gedunsenen Rücken mit einem feuchten Tuche.

Der reich gewordene Dichter Publius Porphyrius Optatianus sah betrübt und nachdenklich auf seine vom Podagra verunstalteten Füße.

„Kennt Ihr wohl, meine Freunde, das Schreiben der weißen Stiere an den römischen Kaiser?" fragte der Dichter.

„Nein! Erzähle!"

„Es enthält nur eine Zeile! ‚Wenn Du die Perser besiegst, sind wir verloren!'"

„Ist das alles?"

„Ja, was sollte noch mehr sein?"

Gargilianus lachte hell auf: „Bei der Pallas — kurz aber bündig! Wenn er als Sieger aus Persien heimkehrt, dann wird er den Göttern eine so große Menge weißer Stiere zum Opfer bringen, daß diese Tiere so selten werden wie der ägyptische Apis. Sklave, das Kreuz stärker reiben!" Er wendete sich auf die andere Seite, wobei sein Körper wie ein zu Boden geworfenes Bündel nasser Wäsche klatschte.

„Che, che, che!" kicherte Junius verbittert. „Aus Indien, von der Insel Taprobane, soll eine Unmasse seltener, weißer Vögel eingetroffen sein und aus dem eisigen Skythien riesige, wilde Schwäne. Alles für die Götter! Er mästet die Olympier . . . Was soll man machen? Die Ärmsten sind ja seit der Zeit Konstantins so abgemagert!"

Digitized by Google

„Die Götter prassen, wir aber müssen fasten. Schon seit drei Tagen gibt es auf dem Markte keinen kolchischen Fasan, keinen ordentlichen Fisch mehr", rief Gargilianus.

„Ein Milchbart!" bemerkte der Getreidehändler kurz.

Alle wendeten sich ehrfurchtsvoll verstummend um.

„Ein Milchbart!" wiederholte Busiris mit noch wichtigerer Miene und noch heiserer Stimme. „Wenn man Eurem römischen Augustus das Mäulchen oder das Näschen drücken wollte, so würde Milch daraus hervorquellen wie bei einem zwei Wochen alten Säugling. Wollte den Getreidepreis herabsetzen, verbot uns, nach den von uns festgesetzten Preisen zu verkaufen, ließ 400 000 Maß ägyptischen Weizen kommen . . ."

„Nun? Hat er den Preis geworfen?"

„Hört nur weiter! Ich habe die Kaufleute überredet und wir haben die Speicher geschlossen . . . Eher mag der Weizen verfaulen, ehe wir uns unterwerfen. Das ägyptische Getreide ist verbraucht, wir aber rücken mit unserem nicht heraus. Er hat sich die Suppe eingebrockt, mag er sie nun selbst auslöffeln!"

Triumphierend schlug sich Busiris mit den Handflächen auf den Bauch.

„Genug des Dampfes; übergieße mich!" befahl er sodann, und ein junger, hübscher, langlockiger Knabe, der dem Antonius ähnlich sah, goß aus einer Amphora kostbares, arabisches Nardenöl über das Haupt des würdigen Kaufmanns. Das wohlriechende Öl ergoß sich in reichlichen Strömen über den roten, erhitzten Körper, und Busiris rieb sich die dicken Tropfen mit Wohlbehagen in die Haut ein. Dann trocknete er sich mit würdevoller Miene die fettigen Finger an den goldigen Haaren des vor ihm knienden Sklaven ab.

„Deine Gnaden bemerkten sehr richtig," sagte, sich verbeugend, in schmarotzerhafter Unterwürfigkeit der Klient, „der Kaiser Julian ist nichts anderes als ein Milchbart. Vor kurzem veröffentlichte er auf die Bürger von Antiochia unter dem Titel ‚Misopogon' — ‚Der Barthasser' — ein Pasquill, in dem er den Spott des Pöbels mit noch gröberem Hohne beantwortet: ‚Ihr verspottet meine Grobheit, meinen Bart? Spottet, so viel Ihr wollt! Ich werde auch selbst über mich lachen. Ich bedarf weder der Gerichte noch der Angebereien, noch der Gefängnisse, noch der Hinrichtungen.' Nun frage ich Euch, ist das eines römischen Augustus würdig?"

„Der Augustus Constantius seligen Angedenkens", fügte Busiris hinzu, „war gerade das Gegenteil von Julian. Schon an seiner Kleidung, an seinem Auftreten konnte man den Herrscher erkennen.

Digitized by Google

Dieser aber — verzeih mir Gott! — diese Mißgeburt der Götter, dieser kurzbeinige Affe, dieser krummbeinige Bär treibt sich ungewaschen, unrasiert und ungekämmt, mit Tintenflecken an den Fingern, in den Straßen umher. Es ekelt einen, es mit ansehen zu müssen. Bücher, Gelehrsamkeit, Philosophie! Warte nur, wir werden Dir die Freigeisterei schon anstreichen. Damit darf man nicht spaßen. Das Volk muß fest in den Zügeln gehalten werden! Läßt man es locker, so verliert man die Herrschaft über dasselbe."

Marcus Ausonius, der bis jetzt geschwiegen, sagte nachdenklich:

„Alles könnte man ihm noch verzeihen, aber warum raubt er uns noch unsere letzte Lebensfreude — den Zirkus, die Kampfspiele der Gladiatoren. Der Anblick des Blutes, Freunde, verleiht den Menschen die Seligkeit. Es ist eine heilige Freude! Ohne Blut gibt es keine Lust, keine Herrlichkeit auf Erden — der Geruch des Blutes ist der Geruch Roms!"

Das Gesicht des letzten Nachkommen der Ausonier nahm einen sonderbaren Ausdruck an. Er sah wie fragend, mit halb kindlichen, halb greisenhaften Blicken die Anwesenden der Reihe nach an.

Der riesenhafte, auf der Erde liegende Körper des Gargilianus kam in Bewegung; schwerfällig richtete er sich auf, und seine Blicke Ausonius zuwendend, sagte er:

„Sehr gut ausgedrückt: der Geruch des Blutes ist der Geruch Roms. Fahre fort Marcus — Du bist heute im Zuge!"

„Ich sage, Freunde, was ich denke. Das Blut ist den Menschen so angenehm, daß es selbst die Christen nicht entbehren können; mit Blut denken sie die Welt zu säubern. Julian begeht einen großen Fehler; indem er den Menschen den Zirkus vorenthält, raubt er ihnen die Lust am Blute. Alles würde ihm der Pöbel vergeben, nur das nicht."

Die letzten Worte sprach Marcus mit begeisterter, fast prophetischer Stimme. Er fuhr mit der Hand über seinen Körper, und sein Gesicht erstrahlte.

„Schwitzest Du?" fragte ihn Gargilianus teilnahmvoll.

„Es scheint, ich komme in Schweiß", antwortete Ausonius mit leisem, entzückten Lächeln. „Reibe mir den Rücken, ehe er wieder kalt wird . . . reibe!"

Er legte sich hin. Der Badediener begann die armseligen, blutleeren Glieder, die mit einem bläulichen Schimmer wie bei Toten bedeckt waren, zu reiben.

Aus den Porphyrnischen hervor blickten die Verkörperungen der alten hellenischen Schönheit durch den trüben Nebel des Dampfes

Digitized by Google

auf die verunstalteten Körper dieser Vertreter des neuen Geschlechts herab.

Auf der Straße, vor dem Eingange in die Thermen, hatte sich indessen eine größere Volksmenge angesammelt. Nachts erstrahlte Antiochia in einem Lichtmeere, besonders die Hauptstraße Syngon, die die Stadt in gerader Linie in einer Länge von 36 Stadien durchschnitt; eine doppelte Reihe von Säulengängen mit prächtigen Läden faßte sie zu beiden Seiten ein.

Vor der Treppe zum Eingange in die Thermen brannten zwei mächtige Feuerbecken, deren Flammen im Winde flackerten; der Qualm des Peches stieg in dichten Wolken empor.

In der Menge fielen spöttische Bemerkungen über den Kaiser. Die Straßenjungen trieben sich herum und sangen Spottlieder. Eine alte Tagelöhnerin hatte einen derselben ergriffen, ihm das Hemd über den Kopf gezogen, und bearbeitete ihm das bloße Gesäß mit der Sohle ihrer Sandale, indem sie rief:

„Hier, da hast Du was! So ein Teufelskerl! Singt schamlose Lieder!"

Der dunkelfarbige Junge schrie aus allen Kräften. Ein anderer war auf den Rücken seines Kameraden geklettert und zeichnete mit schwarzer Kohle eine Karikatur auf die weiße Wand — einen langbärtigen Ziegenbock im kaiserlichen Ornate. Ein etwas älterer Knabe, vermutlich schon ein Schüler, mit freundlichem, schelmischen Gesicht schrieb in großen Buchstaben unter die Zeichnung: „Das ist der gottlose Julian!" Indem er sich bemühte, seine Stimme recht grob und schrecklich erscheinen zu lassen, sprang er wie ein Tanzbär von einem Bein aufs andere und brüllte:

Der Fleischer kommt,
Der Fleischer kommt,
Mit dem großen Messer.
Mit dem Barte wackelt er,
Mit der schwarzen Wolle,
Mit der langen Wolle,
Mit dem Ziegenbarte —
Drehet einen Strick daraus.

Ein Greis in dunklem Gewande, der vorüberging, wahrscheinlich ein Kirchendiener, blieb stehen, hörte auf die Worte des Knaben, schüttelte den Kopf, erhob seine Augen zum Himmel und wendete sich an einen Sklaven, einen Lastträger, mit den Worten:

„Kinder und Narren sprechen die Wahrheit. Ist es uns unter dem ‚Chi' und ‚Kappa' nicht besser ergangen?"

Digitized by Google

„Was heißt das: ‚Chi' und ‚Kappa'?"

„Im Griechischen ist Chi der Anfangsbuchstabe des Namens Christi, Kappa der des Namens des Constantius. Weder Constantius noch Christus haben den Antiochiern so viel Böses zugefügt wie jetzt die fremden Philosophen."

„Was wahr ist, muß wahr bleiben! Bei Chi und Kappa erging es uns viel besser!"

Ein betrunkener, in Lumpen gekleideter Mann hatte dieses Wortspiel erlauscht und beeilte sich, es in der Stadt weiter zu verbreiten.

„Bei Chi und Kappa ließ es sich leben!" schrie er. „Heil Chi und Kappa!"

Dieser Witz verbreitete sich wie ein Lauffeuer in ganz Antiochia; er gefiel dem Pöbel wegen seines unwiderlegbaren Blödsinns.

Besondere Fröhlichkeit herrschte in der den Thermen gegenüberliegenden Schenke des kappadokischen Armeniers Syrax. Schon seit längerer Zeit hatte er sein Geschäft aus der Umgegend von Cäsarea und Macellum nach Antiochia verlegt.

Aus Bockshautschläuchen und riesengroßen Amphoren wurde hier der Wein in die zinnernen Krüge eingeschenkt. Wie überall wurde auch hier vom Kaiser gesprochen. Ein kleiner, syrischer Soldat namens Strombix, derselbe, der am Feldzuge des Cäsars Julian gegen die nördlichen Barbaren in Gallien teilgenommen hatte, zeichnete sich durch besondere Beredsamkeit aus. Neben ihm saß sein treuer Gefährte und Freund, der riesige Sarmate Aragarius.

Strombix fühlte sich wie der Fisch im Wasser. Verschwörungen und Empörungen liebte er über alles in der Welt. Er bereitete sich vor, eine Rede zu halten, wurde aber durch eine alte Lumpensammlerin, die eine Neuigkeit zu verkünden hatte, vorläufig noch daran verhindert.

„Wir sind alle, alle ohne Ausnahme verloren", jammerte das Weib. „Der Herr züchtigt uns. Vorhin erst erzählte uns die Nachbarin etwas, was wir zuerst gar nicht glauben konnten."

„Was denn? So erzähle doch, Alte!"

„In Gaza, meine Lieben, in der Stadt Gaza hat es sich ereignet. Die Heiden haben ein Frauenkloster überfallen, die Nonnen herausgeschleppt, entkleidet und auf dem Marktplatze an Pfähle gebunden. Sie haben ihre Leiber aufgeschnitten, die noch warmen Eingeweide mit Gerste bestreut und den Schweinen als Futter vorgeworfen."

„Ich habe es selbst gesehen," fügte ein junger Weber mit bleichem, starren Gesicht hinzu, „wie ein Heide in Heliopolis am Libanon die rohe Leber eines ermordeten Diakons verzehrt hat."

Digitized by Google

„Welch eine Abscheulichkeit!“ rief ein Kupferschmied erzürnt. Viele bekreuzten sich.

Mit Hilfe des Aragarius kletterte Strombix auf einen klebrigen Tisch, auf dem Weinpfützen standen; er nahm die Positur eines Redners an und wendete sich an die Menge, während Aragarius zustimmend mit dem Kopf nickte und stolz auf ihn hinwies.

„Bürger!“ begann Strombix. „Warum zögern wir, uns zu empören? Wißt Ihr denn nicht, daß Julian geschworen hat, wenn er als Sieger aus Persien heimkehren würde, alle heiligen Männer den wilden Tieren zum Fraße vorzuwerfen. Die Vorhöfe der Basiliken zu Heuspeichern, die Altarräume zu Stallungen zu machen . . .“

Durch die Tür der Schenke stürzte Hals über Kopf, vor Schrecken ganz blaß, der Mann der Lumpensammlerin, ein Glaser. Er blieb stehen, schlug sich wie in Verzweiflung mit beiden Händen auf die Schenkel, sah sich im Kreise um und lallte:

„Habt Ihr es schon vernommen? Wieder ein neuer Bubenstreich! Zweihundert Leichen in den Brunnen und Wasserröhren!“

„Wann? Wo? Was für Leichen? Wer?“

„Leiser, leiser!“ mahnte der Glaser, mit den Armen herumfuchtelnd, und fuhr geheimnisvoll fort: „Man erzählt sich, der Abtrünnige suche aus den Gedärmen lebender Menschen die Ereignisse des persischen Krieges voraus zu erfahren.“ Vor Schrecken fast den Atem verlierend, fügte er noch hinzu: „In den Kellern des Schlosses zu Antiochia hat man ganze Kästen mit Knochen gefunden . . . mit menschlichen Knochen! In der Stadt Karrai aber, unweit Edessa, fand man in einem unterirdischen Götzentempel die an den Haaren aufgehängte Leiche einer schwangeren Frau, der der Leib aufgeschnitten und das Kind herausgenommen war. Julian erforschte die Zukunft aus der Leber des ungeborenen Kindes, über den Krieg mit den Persern, den Sieg über die Christen.“

„He, Gluturinus! Ist es wahr, daß in den Kloaken menschliche Knochen gefunden werden? Du mußt es doch wissen“, fragte ein Schuster, ein großer Skeptiker.

Gluturinus, ein Kloakenreiniger, stand an der Tür und wagte nicht einzutreten, weil er einen übeln Geruch verbreitete. Als ihm die Frage vorgelegt wurde, fing er seiner Gewohnheit nach an, schüchtern zu lächeln und mit seinen entzündeten Lidern zu zwinkern.

„Nein, meine Verehrten,“ antwortete er bescheiden, „Kinderleichen haben wir gefunden, auch Esels- und Kamelgerippe; aber Menschenknochen habe ich noch nicht angetroffen.“

Digitized by Google

Als Strombix wieder zu sprechen anfing, sah ihn der Kloakenreiniger andächtig an; seine nackten Beine am Türpfosten reibend, hörte er mit unaussprechlichem Vergnügen zu:

„Männer, Brüder, rächen wir uns!“ rief begeistert der Redner. „Sterben wir für die Freiheit wie die alten Römer!“

„Was schreist Du so?“ erzürnte sich plötzlich der Schuster. „Wenn's zum Treffen kommt, reißt Du sicher zuerst aus; aber andere hetzest Du in den Tod.“

„Ihr seid alle Feiglinge, nur Feiglinge!“ mischte sich ein geschminktes und gepudertes Weib in einem bunten, ärmlichen Gewande ein, eine Straßendirne, die von ihren Verehrern Wölfin genannt wurde. „Wißt Ihr wohl,“ fuhr sie mißtönig fort, „was die heiligen Märtyrer Macedonius, Theodulus und Tatianus ihrem Henker geantwortet haben?“

„Nein, berichte es uns, Wölfin!“

„Ich habe es selbst gehört. Zu Myrrha in Phrygien waren drei christliche Jünglinge, Macedonius, Theodulus und Tatianus, in den hellenischen Tempel geschlichen und hatten zum Ruhme Gottes die Götzenbilder zerschlagen. Der Prokonsul Amachius ließ die Übeltäter ergreifen und auf einen eisernen Rost legen, unter dem Feuer angemacht wurde. Sie riefen ihm aber zu: ‚Wenn Du Lust hast, Amachius, gebratenes Fleisch zu essen, so wende uns auch auf die andere Seite, damit wir beim Kosten Dir nicht bloß halb geröstet erscheinen!‘ Alle drei fingen an zu lachen und spien ihm ins Gesicht. Viele haben es gesehen, wie ein Engel mit drei Kronen herniedergefahren ist. Ihr hättet sicher nicht so geantwortet! Ihr zittert nur für Eure eigene Haut. Es erregt Ekel, es mit ansehen zu müssen!“ Verachtungsvoll wendete sich die Wölfin ab.

Von der Straße her erscholl Geschrei.

„Sollten sie schon die Götzen zertrümmern?“ rief der Schuster erfreut.

„Mir nach, Bürger, mir nach!“ rief Strombix, mit den Armen herumfuchtelnd; er wollte vom Tisch hinunterspringen, glitt aber aus und wäre zu Boden gestürzt, wenn ihn nicht sein treuer Aragarius aufgefangen hätte.

Alle stürzten zur Tür. Durch die Hauptstraße Syngon bewegte sich eine ungeheure Menschenmenge; sie staute sich in der Seitenstraße vor den Thermen.

„Der alte Pamva! Der alte Pamva!“ riefen die Menschen einander freudig zu. „Er kommt aus der Wüste, das Volk zu unterweisen, die Großen zu stürzen, die Geringen zu retten!“

Digitized by Google

Elftes Kapitel.

Der Greis hatte grobe Gesichtszüge und hervorstehende Backenknochen; er war ganz behaart. An Stelle einer Tunika trug er einen geflickten Leinwandsack, an Stelle der Chlamys ein Schaffell mit einer Kapuze für den Kopf; beim Gehen klapperte er mit einem langen, eisenbeschlagenen Stocke. Zwanzig Jahre lang hatte sich Pamva nicht gewaschen, weil er die körperliche Reinlichkeit für eine Sünde hielt und an einen besonderen Teufel der Reinlichkeit glaubte. In der schrecklichen Wüste von Chalybon-Berôa, im Westen von Antiochia, bewohnte er einen der auf syrisch „Koubba" genannten, versiegten Brunnen, auf deren ausgebrannter Sohle Schlangen und Skorpionen zu nisten pflegten. Seine tägliche Nahrung bestand aus fünf mehligen und süßen Stengeln einer besonderen Rohrgattung, und er wäre fast vor Abzehrung gestorben, wenn seine Schüler sich nicht entschlossen hätten, ihm Speise hinabzulassen. Er gestattete sich aber nur täglich ein halbes Sextarius in Wasser erweichter Linsen. Seine Sehkraft nahm ab, seine Haut wurde grindig; er fügte deshalb seiner Nahrung etwas Butter hinzu, beschuldigte sich aber der Bauchdienerei.

Pamva hatte von seinen Schülern erfahren, daß ein Antichrist, der Kaiser Julian, wie ein reißender Wolf die Lämmer Christi verfolge; er verließ die Wüste und war nach Antiochia gekommen, um die Glaubensschwachen zu stärken.

„Hört, hört, der Greis redet!"

Dieser stieg die Treppe zu den Thermen hinauf und blieb auf dem marmornen Absatze am Fuße der Feuerbecken stehen. Mit der Hand das Volk auf die heidnischen Tempel, die Thermen, Läden, Schlösser und Gerichtsgebäude hinweisend, sprach er:

„Es wird kein Stein auf dem andern bleiben. Alles wird vergehen, vernichtet werden. Das Feuer wird aufzüngeln und die Welt verzehren. Die Himmel werden zusammenschrumpfen wie eine verkohlte Papyrusrolle. Sehet das furchtbare Gericht Christi — das unfaßbare Schauspiel! Wohin soll ich meine Blicke richten, woran zuerst mich erfreuen! Soll ich mich nicht freuen, wie Aphrodite, die Göttin der Liebe, mit dem kleinen Eros auf dem Arme, in ihrer Blöße vor dem Gekreuzigten erzittert? Wie Zeus mit seinen erloschenen Blitzen und alle olympischen Götter vor dem Donner des Allerhöchsten die Flucht ergreifen? Triumphiert, Ihr Märtyrer! Frohlockt, Ihr Verfolgten! Wo sind Eure Richter, die römischen Präfekten und Prokonsuln? Sie sind von einem heftigeren Feuer

Digitized by Google

ergriffen als das, an dem die Christen verbrannt worden sind. Die Philosophen, die sich mit ihrer eitlen Wissenschaft brüsten, werden, im Höllenpfuhl brennend, vor ihren Schülern erröten; weder die Syllogismen des Aristoteles noch die Beweise Platos werden ihnen helfen! Die tragischen Schauspieler werden ein Klagegeschrei erheben, wie sie es noch nie in einer Tragödie des Sophokles oder des Äschylus erhoben haben! Die Seiltänzer werden über dem Feuer mit noch nie gesehener Gewandtheit springen! Dann werden wir groben und ungebildeten Leute vor Freude erzittern und werden den Starken, Weisen und Stolzen zurufen: ‚Seht, seht, hier ist der Verspottete, der Gekreuzigte, der Sohn des Zimmermanns und der Tagelöhnersfrau, der König der Juden, der mit einem Purpurmantel bekleidet und mit Dornen gekrönt ist! Hier ist der Schänder des Sabbats, der Samariter, der vom Teufel Besessene. Hier ist derjenige, den Ihr vor dem Prätor gebunden, dem Ihr ins Gesicht gespien, den Ihr mit Galle und Essig getränkt habt!' Und sie werden nur antworten mit Heulen und Zähneklappern; wir aber werden lachen, und unser Herz wird Frohsinn erfüllen . . . Komm, komm, Herr Jesu Christ!"

Gluturinus, der Kloakenreiniger, fiel auf die Knie, blinzelte mit den entzündeten Augen, als ob er den herniedersteigenden Christus sähe, und streckte ihm seine Arme entgegen. Der Kupferschmied preßte seine Fäuste zusammen, wie ein Stier vor einem furchtbaren Sprunge erstarrend. Der bleiche, langgewachsene Weber zitterte an allen Gliedern, lachte wie irrsinnig und murmelte: „Herr, Herr sei mir gnädig!"

Auf den groben Gesichtszügen der Landstreicher und der Tagelöhner spiegelte sich das boshafte Siegesbewußtsein der Schwachen über die Starken, der Sklaven über ihre Herren aus. Die Straßendirne, die Wölfin, biß die Zähne zusammmen und lachte leise; unbezähmbarer Rachedurst sprühte aus ihren finsteren Augen, denen man ihre Trunkenheit ansehen konnte.

Plötzlich ertönte Waffengeklirr; man hörte gleichmäßig auftretende, schwere Schritte. Um die Straßenecke bogen römische Soldaten, die nächtliche Streifwache. Ihr voraus schritt der Präfekt des Ostens, Sallustius Secundus. Er hatte einen echt römischen Beamtenkopf mit gewölbter Adlernase, hoher Stirn und ruhigem, klugem und gutmütigen Blick. Eine schmucklose Senatoren-Laticlavia umkleidete ihn; seine ganze Haltung war einfach und verriet den vornehmen alten Patrizier.

Hinter der fernen, runden Kuppel des Pantheons, das von Antiochus Seleucus erbaut worden war, kam langsam der im

Digitized by Google

nächtlichen Nebel dunkelrot erglühende Mond hervor; unglückverheißend spiegelten sich seine Strahlen auf den erzenen Schilden, Helmen und Panzern der Soldaten ab.

„Geht auseinander, Bürger!" wendete sich Sallustius an die Menge. „Nach dem Gesetze des erhabenen Augustus sind nächtliche Versammlungen auf den Straßen verboten."

Der Pöbel wurde unruhig und murrte; die Straßenjungen pfiffen; eine kreischende, freche Stimme fing an zu singen:

Kikerikiki!
Wehe den armen Hähnchen,
Wehe den weißen Stieren!
Der Kaiser wird sie schlachten
Und opfern den garstigen Göttern.

Eisengeklirr erscholl; die römischen Legionäre hatten ihre Schwerter gezogen und schickten sich an, gegen die Menge vorzugehen.

Der Greis Pamva stieß seinen eisenbeschlagenen Stock auf die Erde und rief:

„Heil dem tapferen Heere des Satans! Heil Dir, kluger römischer Feldherr! Ihr erinnert Euch wohl wieder der Zeiten, da Ihr uns verbranntet, uns die alte Philosophie lehrtet, während wir für Euch zu Gott beteten. Nun, seid uns willkommen!"

Die Legionäre zückten ihre Schwerter, der Präfekt aber hielt sie durch eine Handbewegung zurück. Er sah, daß die Menge unter dem Einflusse des Einsiedlers stand.

„Warum droht Ihr uns, Ihr Dummen?" fuhr Pamva fort, indem er sich an Sallustius wendete. „Was könnt Ihr ausrichten? Eine dunkle Nacht, zwei bis drei Fackeln genügen uns, um uns zu rächen. Ihr fürchtet die Alemannen und Perser; wir sind furchtbarer als die Alemannen und Perser! Wir sind überall, mitten in Euren Reihen, Unzählige und nicht Einzufangende! Wir kennen keine Grenzen, kein Vaterland; wir erkennen nur ein Reich an — das Reich Gottes! Wir sind erst von gestern und doch erfüllen wir schon die ganze Welt — Eure Städte, Festungen, Inseln, Eure städtischen Verwaltungen, Lager, Tribus, Decurien, Schlösser, Euren Senat, Euer Forum — nur Eure Tempel lassen wir Euch noch. Oh, wie hätten wir Euch vertilgt, wenn wir nicht so demütig, so barmherzig wären, wenn wir nicht lieber die Ermordeten als die Mörder sein wollten! Wir brauchen weder das Schwert noch das Feuer, wir sind unserer so viele, daß es genügte, wenn wir zusammen alle auf einmal weggehen würden,

Digitized by Google

um Euch dem Untergange zu weihen. Eure Städte würden menschenleer werden; Ihr würdet Euch vor Eurer Einsamkeit, vor dem Schweigen des Weltalls entsetzen; jedes Leben, zu Tode getroffen, würde stillstehen. Denkt daran, das römische Reich wird nur durch unsere christliche Geduld erhalten!"

Aller Augen waren auf Pamva gerichtet; niemand gewahrte, wie ein Mann in der groben, alten Chlamys eines wandernden Philosophen, mit gelblichem, abgezehrten Gesicht, lockigem Haare und langem, schwarzen Barte, in Begleitung einiger Genossen durch die Reihen der römischen Soldaten, die ihm ehrfurchtsvoll Platz machten, hindurchschritt. Er trat an den Präfekten Sallustius heran und flüsterte ihm ins Ohr.

„Warum zögerst Du?"

„Wenn ich noch eine Zeitlang warte," erwiderte Sallustius, „so gehen sie von selbst auseinander. Auch haben die Galiläer ohnedies viel zu viel Märtyrer, als daß wir neue hinzu fügen sollten; sie fliegen dem Tode entgegen wie die Bienen auf den Honig."

Der Mann in der Kleidung des Philosophen trat vor und rief mit fester, lauter Stimme, wie ein Feldherr, der das Befehlen gewöhnt ist:

„Treibt die Volksmenge auseinander! Ergreift die Rädelsführer!"

Alle wendeten sich nach der Richtung, aus der der Befehl gekommen war, und ein allgemeiner Schreckensruf erscholl: „Der Augustus, der Augustus Julianus!"

Die Soldaten stürzten sich mit gezückten Schwertern auf die Menge; die alte Lumpensammlerin wurde zu Boden geworfen; unter den Füßen der Soldaten krümmte sie sich und winselte. Einzelne Schreier flohen, allen voran der mutige Strombix. Ein wütender Zusammenstoß erfolgte; Steine wurden geworfen; der Kupferschmied, der Pamva verteidigte, warf nach einem Legionär, traf aber die nebenan stehende Wölfin, die mit einem leisen Aufschrei blutüberströmt zu Boden sank und sich einbildete, als Märtyrerin zu sterben.

Ein Soldat ergriff den Gluturinus. Aber der Kloakenreiniger ergab sich so widerstandslos — die von allen geehrte Rolle eines Dulders schien ihm im Vergleich zu seiner täglichen Beschäftigung paradiesische Freuden zu enthalten — und seinen Lumpen entströmte ein so böser Geruch, daß der Legionär den Gefangenen sofort wieder freiließ.

Digitized by Google

Mitten unter den Haufen geriet aus Versehen ein Eseltreiber, dessen Tier mit Kohlköpfen beladen war; die ganze Zeit über hatte er mit offenem Munde dem Greise zugehört. Als er die Gefahr ahnte, wollte er forteilen, sein Esel aber erwies sich als halsstarrig. Vergeblich schlug und stach der Treiber mit einem Stocke auf ihn ein; der Esel stemmte sich mit den Vorderbeinen, ließ die Ohren hängen, hob den Schwanz und schrie fürchterlich.

Lange Zeit erscholl dieses Eselsgeschrei über der sinnlos tobenden Menge; es übertönte das Röcheln der Sterbenden, das Schimpfen der Soldaten, die Gebete der Christen.

Der Arzt Oribasius, der sich im Gefolge Julians befand, trat an diesen heran und raunte ihm zu:

„Julian, was tust Du? Ist das Deiner Weisheit würdig?"

Der Kaiser sah ihn finster an, wurde verlegen und schwieg.

Julian hatte sich in letzter Zeit sehr verändert und war stark gealtert; sein abgemagertes Gesicht trug den fast kläglichen, furchtbaren Ausdruck jener Menschen, die an einer unheilbaren Krankheit leiden oder sich in ihren an Wahnsinn grenzenden Gedanken langsam verzehren. Mit seinen starken Fingern zerriß er, ohne es selbst zu bemerken, eine ihm zufällig in die Hand gekommene Papyrusrolle — seinen eigenen Befehl!

Endlich sah er dem Oribasius gerade in die Augen und flüsterte ihm zu:

„Entferne Dich! Entfernt Euch alle mit Euren Ratschlägen, Ihr Einfältigen! Ich weiß, was ich tue. Mit den Taugenichtsen, die nicht an die Götter glauben, kann man nicht wie mit Menschen reden. Man muß sie wie wilde Tiere ausrotten. Und ist es nicht schließlich belanglos, ob zehn oder hundert Christen durch die Hand der Hellenen fallen?"

Oribasius fuhr der Gedanke durch den Kopf: „Wie gleicht er jetzt in seinem Zorne seinem Vetter Constantius!"

Julian rief zur Volksmenge mit einer ihm selbst fremd und eigentümlich klingenden Stimme:

„Bis jetzt bin ich durch die Gnade der Götter noch Kaiser; vernehmt mich, Galiläer! Ihr könnt meinen Bart und mein Gewand verhöhnen, aber nicht das römische Gesetz! Denkt daran, ich strafe Euch nicht des Glaubens, sondern der Empörung wegen. In Ketten mit dem Taugenichts!"

Mit zitternder Hand wies er auf Pamva hin. Zwei blonde, blauäugige Bataver mit gutmütigen Gesichtern ergriffen den Greis.

„Du lügst, Gotteslästerer!" schrie Pamva triumphierend. „Des christlichen Glaubens wegen läßt Du uns hinrichten! Warum

Digitized by Google

begnadigst Du mich nicht auch wie einst Maris, den Blinden aus Chalkedon. Warum verdeckst Du Deiner Gewohnheit nach die Gewalt nicht durch Wohlwollen, die Angel nicht mit dem Köder? Wo ist Deine Philosophie geblieben? Oder haben sich die Zeiten geändert? Bist Du zu weit vorgegangen? Brüder, fürchten wir uns vor dem Gott im Himmel und nicht vor dem römischen Augustus!"

Jetzt dachte niemand mehr an Flucht; alle fühlten sich von dem Fieber des Märtyrertums angesteckt. Die Bataver und Kelten erschraken vor dieser Bereitwilligkeit, zu sterben, vor diesen gottergebenen, lachenden und irrsinnigen Gesichtern. Selbst Kinder stürzten sich gegen die Schwerter und Speere. Julian wollte der Metzelei Einhalt gebieten, aber es war schon zu spät: „Die Bienen flogen auf den Honig". Er konnte nur mit Verzweiflung und Verachtung ausrufen:

„Unglückliche! Wenn Ihr lebensüberdrüssig seid, warum greift Ihr nicht lieber nach dem Strick oder stürzt Euch in Abgründe?"

Pamva, der gebunden hinweggetragen wurde, rief um so freudiger:

„Mordet uns, mordet uns, Römer, wir vermehren uns dennoch! Die Ketten sind unsere Freiheit, die Schwäche ist unsere Kraft, der Tod ist unser Sieg!"

Zwölftes Kapitel.

Vierzig Stadien von Antiochia, am unteren Laufe des Orontes, lag der berühmte Hain der Daphne, der dem Apollo geweiht war.

Einst, so erzählten die Dichter, war eine jungfräuliche Nymphe vom Flusse Peneios vor den Verfolgungen des Apollo geflohen und erschöpft am Ufer des Orontes vom Gotte eingeholt worden. Sie wendete sich betend an ihre Mutter Gaia, und diese verwandelte sie, um die Tochter den Umarmungen des Sonnengottes zu entziehen, in einen Lorbeerbaum — Daphne. Von der Zeit an liebte Apollo von allen Bäumen den Lorbeer am meisten und umwand mit den stolzen Blättern desselben, die für die Sonne undurchdringlich sind, aber immer von ihr geliebkost werden, seine Schläfen und seine Leier. Phöbus besuchte oft den Ort, wo Daphne verwandelt ist, den dichten Lorbeerhain am Ufer des Orontes, grämte sich und atmete den Wohlgeruch des dunkeln Laubes ein, das von der Sonne wohl erwärmt, aber nicht durchdrungen wird und

Digitized by Google

geheimnisvoll und traurig selbst am hellsten Mittage ist. Die Menschen hatten ihm hier einen Tempel errichtet und veranstalteten jährlich eine Panegyris zu Ehren des Sonnengottes.

Julian hatte Antiochia zeitig am Morgen verlassen und absichtlich niemand davon benachrichtigt; er wollte sich davon überzeugen, ob die Antiochier noch an das heilige Fest des Apollo dächten. Unterwegs beschäftigte er sich in Gedanken immer mit der Feier und erwartete viele Gottesfürchtige, Chöre zu Ehren des Sonnengottes, Trankopfer, Weihrauchdunst, Kinder und Jungfrauen, die in weißen Gewändern, dem Symbol einer vorwurfsfreien Jugend, die Stufen zum Tempel hinaufstiegen, anzutreffen.

Der Weg war beschwerlich; von den steinigen Tälern der chalyboniſchen Beröa wehte ein heißer Wind; die Luft war mit dem scharfen Brandgeruche eines brennenden Waldes geschwängert und mit dem bläulichen Nebel, der aus den Klüften des Berges Casius emporstieg, erfüllt. Der Staub entzündete die Augen sowie den Hals und knirschte unter den Zähnen. Durch den rauchigen, heißen Nebel hindurch erschien die Sonne mattrot und kränklich, wie das Gesicht eines Leidenden. Als aber der Kaiser in den geheimnisvollen Hain der Daphne eintrat, umgab ihn wohltuende Frische. Es war kaum zu glauben, daß ein solches Paradies sich so dicht an der schattenlosen Landstraße befände. Der Hain hatte den Umfang von achtzig Stadien. Unter den undurchdringlichen Gewölben der riesigen Lorbeerbäume, deren Alter nach Jahrhunderten zählte, herrschte ewige Dämmerung.

Der Kaiser erstaunte über die Einsamkeit im Haine; er sah weder Wallfahrer noch Opfer; es roch nicht nach Weihrauch, keine Vorbereitungen zum Feste waren getroffen. Er glaubte die Andächtigen am Tempel zu finden und ging weiter. Aber mit jedem Schritte wurde die Einsamkeit noch größer, wie auf einem verlassenen Kirchhofe durchbrach kein Laut die Stille. Selbst Vogelgesang ließ sich nicht hören, denn die Vögel verflogen sich nur selten hierher, weil der Schatten der Lorbeerbäume zu tief war. Nur eine einsame Zikade zirpte im Grase, aber auch sie verstummte sogleich, als wäre sie vor ihrer eigenen Stimme erschreckt. Nur in einem schmalen Sonnenstreifen summten die Insekten leise und schläfrig; in den Schatten wagten sie sich nicht hinein.

Bisweilen kam Julian in weitere Alleen, die von Riesenwänden uralter Zypressen eingefaßt waren; der tiefe, fast nächtlich dunkle Schatten dieser Bäume war von ihrem süßlichen, atembeklemmenden Duft geschwängert. Hier und da benetzten unterirdische Gewässer das weiche Moos, das den Boden bedeckte. Überall sprangen

Digitized by Google

Quellen hervor, eisigkalt wie von eben geschmolzenem Schnee; aber ihre Wasser rieselten lautlos, waren stumm wie alles in diesem verzauberten Haine.

Aus einer Felsenspalte kamen langsam, einer nach dem anderen, klare Tropfen herab. Aber das Moos dämpfte ihren Klang, und sie fielen lautlos wie die Tränen einer stummen Liebe.

Es gab ganze Wiesen wild wachsender Narzissen, Gänseblümchen und Lilien in dem Haine; Scharen von Schmetterlingen flatterten hier umher, sie waren aber nicht bunt, sondern schwarz. Die Strahlen der Mittagssonne drangen nur schwer durch das Lorbeer- und Zypressendickicht, sie erblaßten und glichen den traurigen, zarten Strahlen des Mondes, als ob sie durch ein schwarzes Gespinst oder den Rauch von Begräbnisfackeln schienen. Es schien, als ob Phöbus durch den unstillbaren Gram um Daphne, die unter den glutvollen Liebkosungen des Gottes so finster und unnahbar blieb und nach wie vor unter den Zweigen des Lorbeerbaumes ihre Kälte bewahrte, auf ewig verblaßt wäre. Überall im Haine herrschte Einsamkeit, Stille, der schmerzlich süße Gram des verliebten Gottes.

Schon schimmerten die marmornen Stufen und die Säulen des Daphneschen Tempels, der zur Zeit der Diadochen erbaut worden war, blendend weiß zwischen den Zypressen hervor und immer noch hatte Julian keinen Wallfahrer angetroffen. Endlich erblickte er einen zehnjährigen Knaben, der auf einem dicht mit Hyazinthen bewachsenen Fußpfade einherging. Es war ein schwächliches, anscheinend krankes Kind; eigentümlich stachen die von bläulichen Ringen umgebenen schwarzen Augen von dem bleichen Gesicht, das an die klassische Schönheit der Hellenen erinnerte, ab; goldige Locken fielen auf die feinen Schultern; an den Schläfen traten bläuliche Adern hervor, wie an den zu durchsichtigen Blättern in der Dunkelheit emporgewachsener Blumen.

„Weißt Du nicht, mein Kind, wo die Priester und die Volksmenge sich befinden?“ fragte Julian.

Der Knabe erwiderte nichts, als ob er die Frage nicht gehört hätte.

„Höre, Knabe, könntest Du mich nicht zum Oberpriester des Apollo führen?“

Das Kind schüttelte leise den Kopf und lächelte.

„Was fehlt Dir? Warum antwortest Du nicht?“

Der Knabe wies auf seine Lippen, dann auf seine Ohren und schüttelte, immer lächelnd, nochmals den hübschen Kopf.

Digitized by Google

Julian erriet, daß das Kind, das ihn, noch immer den Finger an die Lippen haltend, verständnislos anblickte, taubstumm sei.

„Eine böse Vorbedeutung!“ flüsterte der Kaiser. Die dämmerige und stille Einsamkeit im Haine des Apollo mit diesem taubstummen, ihn unverwandt anstaunenden Knaben, der schön wie ein junger Gott war, deuchte ihm unheimlich. Endlich wies ihm der Knabe einen hinter den Bäumen hervortretenden Greis in geflicktem und beschmutztem Gewande, in dem Julian den Priester vermutete. Der zusammengekrümmte, gebrechliche Alte, der wie ein Betrunkener hin und her schwankte, lachte kindisch und brummte beim Gehen etwas in den Bart. Er hatte eine rote Nase und eine sich über den ganzen Kopf erstreckende Glatze, die nur an den Rändern von spärlichen, grauen Haaren, die den Locken eines Lammfelles ähnlich sahen, umsäumt war; aus den halb erblindeten, tränenden Augen des betrunkenen Greises leuchteten kindliche Gutmütigkeit und Schelmerei heraus. Er trug einen ziemlich großen Bastkorb.

„Bist Du ein Priester des Apollo?“ fragte Julian.

„Ja, das bin ich. Mein Name ist Gorgius. Was suchst Du hier, guter Freund?“

„Kannst Du mir nicht sagen, wo der Oberpriester dieses Tempels und die Wallfahrer sind?“

Gorgius antwortete zunächst nichts, sondern stellte nur seinen Korb zur Erde; dann rieb er sich mit der Handfläche den kahlen Scheitel; endlich stemmte er seine beiden Arme in die Hüften, beugte seinen Kopf seitwärts, kniff sein linkes Auge schelmisch zusammen und sagte, kurze Pausen bei seiner Rede machend:

„Warum könnte ich nicht selbst der Oberpriester sein? — Von was für Wallfahrern redest Du, mein Sohn? Mögen die Olympier Dir gnädig sein!“

Er roch stark nach Wein. Julian, dem dieser Oberpriester nicht seiner Würde entsprechend erschien, konnte sich nicht enthalten, ihm einen Verweis zu erteilen:

„Du bist betrunken, Alter.“

Gorgius geriet nicht in Verlegenheit, er rieb sich nur noch eifriger seine Glatze und kniff seine Augen noch schelmischer zusammen.

„Betrunken bin ich nun gerade nicht. Aber so fünf Becher habe ich mir zum Feste genehmigt. Ich trinke auch sozusagen nicht zum Vergnügen, sondern aus Kummer! So ist es, mein Freund; die Olympier seien Dir gnädig! Wer bist Du aber? Deiner Kleidung nach zu schließen ein wandernder Philosoph oder ein Schullehrer aus Antiochia?“

Digitized by Google

Der Kaiser lächelte und nickte mit dem Kopfe. Er wollte den Priester ausfragen.

„Du hast es erraten; ich bin Lehrer."

„Christ?"

„Nein, Hellene."

„So, so — es schleichen hier viele Gottlose herum."

„Du hast mir, Alter, noch immer nicht gesagt, wo das Volk ist! Sind viele Opfertiere aus Antiochia geschickt worden? Sind die Chöre bereit?"

„Opfertiere? Sieh mal an, was Du Dir einbildest!" lachte der Alte. „Nein, Brüderchen, so etwas haben wir schon lange nicht mehr zu sehen bekommen, schon seit den Zeiten Konstantins nicht." Gorgius winkte hoffnungslos mit der Hand und stöhnte:

„Es ist vorbei! Die Menschen haben die Götter vergessen. Nicht allein Opfertiere fehlen uns, oft haben wir nicht einmal eine Handvoll Mehl, um dem Gotte einen Opferfladen zu backen; kein Weihrauchkorn, keinen Tropfen Öl für die Lampen. Man möchte sich hinlegen und sterben! So ist es, mein Sohn; mögen die Olympier Dir gnädig sein! Alles haben die Mönche weggenommen. Und dann streiten sie sich noch; das Glück hat sie übermütig gemacht. Aber mit uns ist es zu Ende! Es sind schlechte Zeiten, und Du wirfst mir das Trinken vor! Ohne das Trinken geht es nicht mehr, mein Verehrter! Wenn ich nicht tränke, hätte ich mich längst erhängt!"

„Ist denn wirklich kein Hellene zu diesem großen Festtage aus Antiochia gekommen?" fragte Julian.

„Niemand außer Dir, mein Sohn. Ich bin der Priester, Du das Volk. So bringen wir zusammen das Opfer dar."

„Du sagtest aber doch eben, Du hättest kein Opfertier?"

Vergnügt streichelte sich Gorgius die Glatze.

„Kein fremdes; ich habe aber mein eigenes. Wir haben uns selbst darum bekümmert. Drei Tage habe ich mit Euphorion gehungert, um das Geld zu einem Opfer für Apollo zusammenzuscharren. Sieh her!"

Er hob den Deckel des Bastkorbes in die Höhe; eine gefesselte Gans streckte schnatternd den Kopf heraus und suchte sich zu befreien.

„Che, che, che! Warum soll es kein Opfertier sein?" sagte der Greis stolz. „Die Gans, wenn auch nicht jung und fett, ist immerhin ein guter, heiliger Vogel. Der Bratengeruch wird fein werden, der Gott muß bei den jetzigen Zeiten auch damit zufrieden sein. — Die Götter sind lecker auf die Gänse!" fügte er mit schelmischer Miene hinzu, indem er die Augen zusammenkniff.

Digitized by Google

„Bist Du seit langem hier Priester?“ fragte Julian.

„Seit langem! Vierzig Jahre, es können auch mehr sein.“

„Ist dies Dein Sohn?“ fragte der Kaiser, auf Euphorion hinweisend, der die beiden die ganze Zeit über aufmerksam und nachdenklich angesehen hatte, als ob er ihr Gespräch erraten wollte.

„Nein, er ist nicht mein Sohn. Ich bin allein, habe weder Kinder noch Verwandte. Euphorion hilft mir beim Gottesdienste.“

„Wer sind denn seine Eltern?“

„Den Vater kenne ich nicht, und es wird ihn wohl kaum jemand wissen. Seine Mutter war die große Sibylle Diotime, die viele Jahre an diesem Tempel gewirkt hat. Sie sprach mit niemand ein Wort, enthüllte vor Männern ihr Gesicht nicht und war keusch wie eine Vestalin. Als sie das Kind gebar, erstaunten wir alle und wußten nicht, was wir denken sollten. Ein weiser, hundertjähriger Hierophant sagte uns aber . . .“

Gorgius hielt hier mit geheimnisvoller Miene die Hand vor den Mund und flüsterte Julian ins Ohr, als ob er fürchtete, der Knabe könnte ihn verstehen:

„Der Hierophant sagte uns, das Kind sei nicht der Sohn eines Menschen, sondern eines Gottes, der nachts heimlich niedergestiegen sei, um die im Tempel schlafende Sibylle zu umarmen. Hast Du bemerkt, wie schön er ist?“

„Ein Taubstummer der Sohn eines Gottes?“ sagte der Kaiser erstaunt.

„Was ist denn dabei?“ entgegnete Gorgius. „Wenn in den Zeiten, wie wir sie jetzt haben, der Sohn eines Gottes und einer Sibylle nicht taubstumm wäre, müßte er vor Gram vergehen. Sieh, wie er ohnehin schon bleich und elend aussieht.“

„Wer weiß?“ flüsterte Julian mit trauriger Miene. „Vielleicht hast Du recht, Alter; in unsern Tagen wäre es für einen Propheten besser, taubstumm zu sein.“

Plötzlich trat der Knabe an den Kaiser heran, sah ihn mit einem eigentümlichen Blicke an, ergriff seine Hand und küßte sie. Julian zuckte zusammen.

„Mein Sohn!“ sagte der Greis mit feierlichem, freudigen Lächeln. „Die Olympier seien Dir gnädig! — Du scheinst ein guter Mensch zu sein. Mein Knabe ist zu Bösen und Ungerechten niemals zärtlich. Mönche flieht er wie die Pest. Es scheint, er sieht und hört mehr als wir beide, nur kann er es nicht aussprechen. Es ist vorgekommen, daß ich ihn allein im Tempel getroffen habe; stundenlang sitzt er vor der Statue des Apollo und sieht sie an, als ob er sich mit dem Gotte unterhielte.“

Digitized by Google

Das Gesicht Euphorions verfinsterte sich; leise zog er sich zurück. Gorgius schlug sich ärgerlich auf die Glatze, schüttelte sich und sagte:

„Wie habe ich mich mit Dir verplaudert! Die Sonne steht schon hoch am Himmel; es ist Zeit, das Opfer darzubringen. Gehen wir!"

„Warte noch, Alter," sagte der Kaiser, „ich möchte Dich noch nach einem fragen: Hast Du wohl davon gehört, daß der Augustus Julianus die alte Götterverehrung wiederherstellen will?"

„Wie sollte ich nicht davon gehört haben?" Der Priester schüttelte mit dem Kopfe und winkte mit der Hand ab. „Wie will der arme Mann es anfangen? Es wird nichts dabei herauskommen. Leeres Stroh! Ich sage Dir: Es ist alles zu Ende!"

„Du glaubst an die Götter", entgegnete Julian; „wäre es denn möglich, daß die Olympier auf ewig die Menschen verließen?"

Der Greis seufzte schwer auf und ließ den Kopf sinken.

„Mein Sohn," sagte er endlich, „Du bist noch jung, obgleich frühzeitiges Grau in Deinen Locken schimmert und Runzeln Deine Stirn durchfurchen; doch schon aus den Tagen, in denen meine weißen Haare auch noch schwarz waren, und die jungen Mädchen sich nach mir umsahen, erinnere ich mich noch des Folgenden. Einst fuhr ich auf einem Schiffe in der Nähe von Thessalonich; vom Meere aus erblickte ich den Olymp; der Fuß und die Mitte des Berges lagen im Nebel, aber seine Schneegipfel ragten gen Himmel und erstrahlten in unerreichbarer Ferne im goldigen Licht der Sonne. Ich dachte mir, da wohnen die Götter und empfand tiefe Rührung in meinem Herzen. Auf demselben Schiffe befand sich auch ein alter Mann, ein arger Spötter, der sich als Epikureer bezeichnete. Er wies auf den Berg hin und sprach: ‚Freunde, es sind lange Jahre darüber hingegangen, daß Reisende den Gipfel des Olympos bestiegen haben. Sie sahen, daß es ein ganz gewöhnlicher Berg war, wie alle andern; es war nichts da außer Schnee, Eis und Felsen.' So sprach er, und seine Worte fielen mir so schwer auf die Seele, daß ich zeit meines Lebens daran denken muß."

Der Kaiser lächelte.

„Alter," sagte er, „Dein Glaube ist kindlich. Wenn es auch auf dem Olymp keine Götter gibt — warum sollten sie nicht höher, im Reiche der Ideen, im Reiche des ewigen Lichtes sein?"

Gorgius ließ den Kopf noch tiefer hängen; hoffnungslos kratzte er sich hinter dem Ohre und sprach:

„Das mag nun sein, wie es will, aber alles ist zu Ende! Der Olymp ist vereinsamt."

Digitized by Google

Julian sah ihn in schweigendem Erstaunen an.

„Sieh," fuhr Gorgius fort, „heutzutage werden auf Erden nur schwache und grausame Menschen geboren — selbst wenn die Götter sich über sie erzürnen müßten, könnten sie sie bloß verlachen. Es verlohnt sich nicht, sie zu vernichten; sie gehen durch Krankheit, Laster und Kummer von selbst zugrunde. Die Menschen wurden den Göttern überdrüssig, und die Götter haben sich abgewendet."

„Du glaubst also, Gorgius, daß das Menschengeschlecht untergehen muß?"

Der Priester schüttelte den Kopf:

„Ach, mein Sohn — mögen die Olympier Dich retten! — Alles verfällt, alles ist im Niedergang begriffen. Die Erde wird alt; die Flüsse fließen langsamer; die Frühlingsblumen duften nicht mehr wie einst. Neulich erzählte mir ein Schiffer, der nach Sizilien fährt, daß man vom Meere aus den Ätna nicht mehr in derselben Entfernung wie früher sehen kann; die Luft ist dichter, dunkler, die Sonne trüber geworden; das Ende der Welt kommt heran."

„Sage mir, Gorgius, hat es Deiner Erinnerung nach bessere Zeiten gegeben?"

Das Gesicht des Greises belebte sich, und seine Augen funkelten im Feuer der Erinnerung.

„Als ich hierherkam, in den ersten Regierungsjahren des Kaisers Konstantin," sprach er freudig, „wurde die Panegyris zu Ehren Apollos noch alljährlich gefeiert. Wieviel verliebte Jünglinge und Mädchen versammelten sich in diesem Haine! Wie herrlich schien der Mond, wie dufteten die Zypressen, wie schlugen die Nachtigallen! Wenn der Sang verstummte, dann zitterte die Luft von den nächtlichen Küssen und den Seufzern der Liebe, vom Rauschen unsichtbarer Flügel. Das waren noch Zeiten!"

In trauriges Grübeln versunken hielt Gorgius inne. In diesem Augenblick erscholl hinter den Bäumen hervor ein trauriger Kirchengesang.

„Was ist das?" fragte Julian.

„Mönche! Sie beten jeden Tag über dem Grabe eines Galiläers."

„Wie, ein toter Galiläer im heiligen Haine des Apollo?"

„Ja; sie nennen ihn den Märtyrer Babylas. Vor zehn Jahren führte der Bruder des Kaisers Julian, der Cäsar Gallus, die Gebeine des Babylas aus Antiochia in den Daphneschen Hain über und errichtete ein prächtiges Grabmal. Von diesem Augenblick an

Digitized by Google

verstummte das Orakel; der Tempel ist entweiht, der Gott ist geflohen."

„Welche Verspottung des Heiligtums!" rief der Kaiser.

„In demselben Jahre", fuhr der Greis fort, „gebar die Sibylle Diotime den taubstummen Sohn — eine böse Vorbedeutung. Die Gewässer des Kastalischen Quells, der mit Steinen verschüttet wurde, versiegten und büßten ihre prophetische Kraft ein. Nur eine heilige Quelle ist nicht versiegt, sie heißt die ‚Sonnenträne' — sieh dort, wo mein Knabe sitzt. Tropfen auf Tropfen quillt aus dem bemoosten Felsen. Man sagt, es seien die Tränen des Apollo, der über die in den Lorbeerbaum verwandelte Nymphe weint. Euphorion sitzt hier tagelang."

Julian sah sich nach dem Knaben um; regungslos saß dieser an dem tropfenweise rinnenden Gewässer und fing mit der Hand die langsam herabfallenden Wasserperlen auf. Die Strahlen der Sonne brachen durch die Lorbeeren, und in ihrem Scheine funkelten die Tränen des Sonnengottes.

Plötzlich schien es Julian, als sähe er zwei durchsichtige Flügel an dem Rücken des Knaben, der schön wie ein Gott und so blaß und traurig war, daß der Kaiser auf den Gedanken kam, es sei Eros selbst, der kindliche Gott der Liebe, der in dem Zeitalter der galiläischen Niedergeschlagenheit kranke und dahinsieche. „Er sammelt die letzten Tränen der Liebe, die Tränen des Gottes um Daphne, um die versunkene Schönheit."

Unbeweglich saß der Taubstumme da; ein großer, schwarzer Schmetterling hatte sich auf seinem Kopfe niedergelassen, er aber fühlte es nicht und bewegte sich nicht. Einen unheilverkündenden Schatten werfend flatterte der Falter über dem niedergebeugten Kopfe des Knaben. Die goldigen Sonnentränen fielen langsam, eine nach der andern, in die rosige Hand Euphorions; über ihm schwebten die Töne des Kirchengesangs — traurig und hoffnungslos, wie ein Grabgesang für die toten Götter.

Plötzlich ließen sich in der Nähe, hinter den Zypressen auch noch andere Stimmen vernehmen.

„Der Augustus ist hier!"

„Warum sollte er allein zu Daphne herausgekommen sein?"

„Wie? Heute ist doch die große Panegyris des Apollo. Seht, da steht er! — Julian, wir suchen Dich von früh an."

Es waren griechische Sophisten, Gelehrte, Rhetoren, die täglichen Begleiter Julians, unter ihnen der Neopythagoreer Priscus aus Epirus, der gallige Skeptiker Junius Mauricus, der weise

Digitized by Google

Sallustius Secundus und der ehrgeizigste unter allen Menschen, der berühmte antiochische Rhetor Libanios.

Der Kaiser beachtete sie nicht und begrüßte sie nicht einmal.

„Was mag ihm fehlen?“ flüsterte Junius dem Priscus ins Ohr.

„Er ärgert sich sicher, daß keine Vorbereitungen zum Feste getroffen worden sind. Wir haben es vergessen. Nicht ein einziges Opfertier . . .“

Julian wendete sich an den früheren christlichen Rhetor, den jetzigen Oberpriester der Astarte, Hekebolius:

„Gehe in die benachbarte Kapelle und sage den über den Gebeinen des Babylas betenden Galiläern, daß sie herkommen sollen.“

Hekebolius eilte nach der hinter den Bäumen liegenden Kapelle, aus der der Kirchengesang ertönte.

Gorgius stand unbeweglich, mit offenem Munde und mit stieren Augen da; in der Hand hielt er den Korb mit der Gans. Zuweilen rieb er sich verzweiflungsvoll die Glatze. Es schien ihm, er habe zu viel Wein getrunken und sähe nur alles im Traume. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, als ihm einfiel, wie er zu diesem „Lehrer“ über den Augustus Julianus und die Götter geredet habe; seine Knie wankten vor Schreck; er fiel vor Julian nieder.

„Gnade, Augustus! Vergiß meine dreisten Worte, ich wußte nicht . . .“

Einer von den diensteifrigen Philosophen wollte den Greis zurückstoßen.

„Mach, daß Du fortkommst, Narr! Was drängst Du dich heran?“

„Beleidige nicht den Priester“, verwies ihn Julian. „Stehe auf, Gorgius. Hier, meine Hand, fürchte Dich nicht! Solange ich lebe, wird Dir und Deinem Knaben niemand Böses zufügen. Wir beide sind zur Panegyris hergekommen, wir beide lieben die alten Götter — seien wir daher Freunde, und begehen wir das Sonnenfest mit freudigem Herzen.“

Der Kirchengesang verstummte. In der Zypressenallee wurden die bleichen, erschrockenen Mönche und Diakonen sichtbar, an ihrer Spitze der oberste Geistliche, der sich nicht einmal Zeit genommen hatte, seinen Ornat abzulegen. Hekebolius führte sie. Der Presbyter, ein dicker Mann mit einem glänzenden, kupferroten Gesicht, schwankte hin und her, keuchte und wischte sich den Angstschweiß von der Stirn. Er blieb vor dem Kaiser stehen, verneigte sich tief, berührte mit der Hand den Boden und sagte in singendem Tone mit tiefer, wohlklingender Baßstimme, wegen der er bei seinen Pfarrkindern sehr beliebt war:

Digitized by Google

„Der menschenfreundliche Augustus erbarme sich über Seinen unwürdigen Knechten!"

Er verbeugte sich noch tiefer. Als er sich keuchend wieder aufrichtete, halfen ihm zwei junge Novizen, die einander sehr ähnlich sahen, zwei hochgewachsene Gestalten mit wachsgelben, langen Gesichtern. Der eine hatte vergessen, das Räucherbecken beiseite zu tun; eine feine Rauchwolke stieg daraus empor. Als Euphorion die Mönche erblickte, lief er davon. Julian sprach:

„Galiläer! Wir befehlen Euch, bis morgen nacht die Gebeine des Toten aus dem heiligen Haine zu entfernen. Wir wollen keine Gewalt anwenden; wenn aber Unser Wille nicht ausreichen sollte, so werden Wir selbst Sorge dafür tragen, daß Helios von der das Heiligtum verhöhnenden Nähe des galiläischen Leichnams befreit werde. Wir werden Unsere Legionäre herschicken, sie werden die Knochen ausgraben, verbrennen und die Asche dem Winde preisgeben. So ist es Unser Wille, Bürger!"

Der Presbyter hüstelte leicht in die vorgehaltene Hand und entgegnete singend im demütigsten Tone:

„Allergnädigster Augustus, dies betrübt uns tief, da die heiligen Gebeine schon seit langem auf Befehl des Cäsars Gallus hier ruhen. Aber Dein Wille soll geschehen; ich werde es dem Bischof melden."

In der Menge erhob sich ein Gemurmel; ein Junge verkroch sich ins Lorbeerdickicht und stimmte den Spottgesang an:

Der Fleischer kommt,
Der Fleischer kommt,
Mit dem großen Messer . . .

Aber der Mutwillige erhielt einen solchen Nackenstreich, daß er laut heulend davonlief.

Der Presbyter, der es für angebracht hielt, für die Gebeine des Märtyrers nochmals einzutreten, hüstelte wieder demütig in die Hand und begann:

„Wenn es Deine Weisheit geruhen sollte, dies zu bestätigen, in Anbetracht des Götzenbildes . . ." er verbesserte sich sofort: „des hellenischen Gottes, sage ich, des Helios . . ."

Die Augen des Kaisers funkelten vor Zorn.

„Ein Götzenbild! Das ist Eure ganze Weisheit! Für was für Toren haltet Ihr uns, wenn Ihr behauptet, daß wir den Stoff der Götzen, Erz, Stein und Holz, verehren? Alle Eure Prediger wünschen sowohl andere als auch uns und sich selbst davon zu überzeugen. Aber das ist eine Lüge! Wir verehren nicht den

Digitized by Google

toten Stein, das Erz oder das Holz, sondern den Geist, den lebendigen Geist der Schönheit in diesen Vorbildern der reinsten menschlichen Schönheit. Nicht wir sind Götzendiener, sondern Ihr, die Ihr Euch wie Raubtiere wegen der Worte ὁμοούσιος und ὁμοιούσιος, wegen eines Jotas zerfleischt — Ihr, die Ihr die verfaulten Knochen der wegen Übertretung der römischen Gesetze hingerichteten Verbrecher küßt — Ihr, die Ihr den Brudermörder Constantius ‚Ewigkeit', ‚Heiligkeit' nennt! Ist die Verehrung der herrlichen Schöpfung eines Phidias nicht vernünftiger, als sich vor zwei kreuzweise übereinandergelegten, hölzernen Latten, einem elenden Marterwerkzeuge, zu verbeugen? Soll man über Euch erröten, Euch bemitleiden oder hassen? Es ist das äußerste Maß von Verrücktheit und Entehrung für unser Vaterland, daß die Nachkommen der Hellenen, die einen Plato und Homer gelesen haben, sich — o Schmach! — zu dem verworfenen, von Vespasianus und Titus fast vernichteten Volke Abrahams drängen, um einen toten Juden anzubeten. Und Ihr wagt es noch, uns des Götzendienstes zu beschuldigen?!"

Ruhig, bald seinen weichen, schwarzen Bart mit den fünf Fingern kämmend, bald sich die dicken Schweißtropfen von der breiten, hohen Stirn wischend, schielte der Presbyter ermüdet und gelangweilt auf Julian.

Da wendete sich der Kaiser an den Philosophen Priscus und sagte zu ihm:

„Freund, Du kennst die alten Zeremonien der Hellenen; vollführe die delischen Mysterien, um den Tempel von der alles Heilige verspottenden Nähe der Totengebeine zu säubern; laß auch den Stein vom Kastalischen Quell entfernen, damit der Gott seine Wohnung wieder beziehe und die alten Wahrsagungen sich wieder erneuern."

Der Presbyter beendigte die Unterredung mit einer tiefen Verbeugung und mit der gleichen Demütigkeit, in der doch ein unbezwingbarer Eigensinn lag:

„Dein Wille geschehe, mächtigster Augustus! Wir sind die Kinder, Du der Vater. In der Heiligen Schrift heißt es: ‚Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott.'"

„Heuchler!" rief der Kaiser. „Ich kenne Eure Demut und Euren Gehorsam. So empört Euch doch wider mich und laßt uns kämpfen, wie es sich Männern geziemt! Eure Demut ist Euer Schlangenzahn. Ihr vergiftet mit ihm denjenigen, vor dem Ihr Euch verbeugt. Trefflich hat Euer eigener Meister, der Galiläer, über Euch geredet: ‚Wehe Euch, Schriftgelehrte und Pharisäer,

Digitized by Google

Ihr Heuchler, die Ihr gleich seid wie die übertünchten Gräber, welche auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Totenbeine und alles Unflats!' Tatsächlich erfüllt Ihr die Welt mit übertünchten Gräbern und Unflat. Ihr kniet vor Totengebeinen und erwartet von ihnen Rettung; wie Grabwürmer lebt Ihr von der Verwesung. Hat Euch Jesus das gelehrt? Hat er Euch befohlen, die Brüder zu hassen, die Ihr Ketzer nennt, weil sie einen andern Glauben haben als Ihr? So kehre sich das Wort des Gekreuzigten aus meinem Munde gegen Euch: ‚Wehe Euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, Ihr Heuchler, Ihr Schlangen, Ihr Otterngezüchte! Wie wollt Ihr der höllischen Verdammnis entrinnen?'"

Er wendete sich ab, um sich zu entfernen, als plötzlich ein Greis und eine Greisin an ihn herantraten und ihm zu Füßen fielen. Sie hatten beide ärmliche, doch reinliche Kleider an, waren wohlgestaltet, hatten hübsche, einander auffallend ähnliche Gesichter mit kindlichem Ausdruck, Runzeln um ihre halb erblindeten Augen und erinnerten so an Philemon und Baucis.

„Schütze uns, gerechter Augustus!" sprach der Alte aufgeregt und eilig. „Wir besitzen ein Häuschen in der Vorstadt, dicht an der Stadtmauer. Wir haben zwanzig Jahre darin gewohnt und sind niemand zu nahe getreten, haben Gott geehrt. Jetzt kamen kürzlich die Decurionen . . ." Der Greis schlug in seiner Verzweiflung die Hände zusammen, auch die Alte tat es, sie ahmte ihm unwillkürlich jede Bewegung nach. „Die Decurionen kommen und sagen: ‚Euch gehört das Haus nicht.' — ‚Wie, nicht unser? Der Herr sei mit Euch! Wir wohnen schon zwanzig Jahre in demselben.' — ‚Ihr wohnt darin, aber ungesetzlicherweise; das Land gehört dem Gott Aesculapius, und die Grundmauern des Hauses sind aus den Steinen seines Tempels erbaut. Euer Land wird Euch weggenommen und dem Gotte wiedergegeben werden.' — Was soll das heißen? Erbarme Dich unser, gnädigster Augustus!"

„Seid Ihr Christen?" fragte Julian mürrisch.

„Ja."

„Ich möchte Euch gern die Bitte erfüllen. Aber da ist nichts zu machen. Das Land gehört dem Gotte. Ich werde Euch indessen den Wert des Grundstücks auszahlen lassen."

„Das wollen wir nicht!" riefen die Alten wie aus einem Munde. „Wir bitten nicht um Geld; wir haben uns an diese Stelle gewöhnt — da ist alles unser; wir kennen jeden Grashalm."

„Da ist alles unser," wiederholte die Alte wie ein Echo, „unser Weinberg und die Ölbäume, unsere Hühner, unsere Kuh und das Schweinchen — alles ist unser. Da steht auch die Bank, auf

Digitized by Google

der wir seit zwanzig Jahren abends sitzen, um unsere alten Knochen an der Sonne zu wärmen."

Der Kaiser hörte nicht auf sie, er wendete sich an das in einiger Entfernung stehende erschrockene Volk:

„In letzter Zeit belästigen Uns die Galiläer mit Bittgesuchen um Zurückgabe der kirchlichen Güter. So beklagen sich die Valentinianer aus dem osroënischen Edessa über die Arianer, sie hätten ihnen Kirchengrundstücke geraubt. Um den Streit zu schlichten, haben Wir einen Teil des strittigen Grund und Bodens Unseren Veteranen aus Gallien, den andern dem Fiskus überwiesen. Wir gedenken auch in Zukunft so zu verfahren. Ihr fragt nach welchem Recht? Aber sagt Ihr nicht selber: ‚Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme?' Seht, Wir haben Uns entschlossen, Euch zur Erfüllung eines so schweren und weisen Gebotes behilflich zu sein. Wie es der ganzen Welt bekannt ist, rühmt Ihr die Armut, Galiläer! Warum murrt Ihr dann wider Uns? Indem Wir Euch das Vermögen nehmen, das Ihr selbst Euren eigenen Brüdern, den Häretikern, oder hellenischen Heiligtümern geraubt habt, führen wir Euch nur auf den Pfad der christlichen Tugend, der errettenden Armut, der gerade zum Himmel führt, zurück."

Ein höhnisches Lächeln verzerrte seine Lippen.

„Wir werden unrechtmäßigerweise verfolgt!" stöhnten die alten Leute.

„Nun, so erleidet die Verfolgungen", antwortete Julian. „Ihr müßt Euch über Kränkungen und Verfolgungen doch freuen, wie es Jesus Euch gelehrt hat. Was bedeuten zeitweilige Leiden in Ansehung der ewigen Seligkeit?"

Der Alte war auf eine solche Schlußfolgerung nicht vorbereitet, verwirrte sich und stammelte, indem er sich der letzten Hoffnung hingab:

„Wir sind Deine treuen Knechte, Augustus! Mein Sohn dient als Gehilfe des Strategen in einer entfernten Festung an der römischen Grenze; seine Vorgesetzten sind mit ihm zufrieden . . ."

„Auch ein Galiläer?" unterbrach ihn Julian

„Ja."

„Nun, es ist gut, daß Du Uns aufmerksam gemacht hast; von nun an sollen keine Galiläer mehr, Unsere offenbaren Feinde, höhere Stellen im Reiche bekleiden, besonders im Heere. Auch hierin, wie in vielem andern, stimmen Wir mit Eurem Meister mehr überein als Ihr selbst. Geziemt es sich wohl, daß das Recht nach den römischen Gesetzen von den Schülern desjenigen gehandhabt werde,

Digitized by Google

der da gesagt hat: ‚Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet?‘ oder daß die Christen von Uns das Schwert zur Verteidigung des Reiches empfangen, wenn ihr Meister sie warnt: ‚Denn wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen‘? Und an einer andern Stelle heißt es ebenso deutlich: ‚Widersetze Dich dem Bösen nicht mit Gewalt.‘ Deshalb, aus lauter Fürsorge für das Seelenheil der Galiläer, entziehen Wir ihnen das römische Gericht und das römische Schwert; so mögen sie denn unbeschützt und unbewaffnet, von allem Irdischen befreit, um so leichter in das himmlische Reich gelangen.“

Still vor sich hinlachend, womit er jetzt allein seinen Haß befriedigte, entfernte er sich und eilte mit raschen Schritten in den Tempel des Apollo.

Die Alten schluchzten und streckten ihm die Arme nach.

„Gnade, Augustus! Wir haben es nicht gewußt. Nimm unser Haus, unser Land, alles was unser ist, aber sei gnädig gegen unsern Sohn!“

Die Philosophen wollten dem Kaiser in den Tempel folgen, aber mit einer Handbewegung wies er sie an der Schwelle zurück.

„Ich bin allein zum Feste herausgekommen, allein werde ich auch dem Gotte das Opfer darbringen. Treten wir ein!“ wendete er sich an den Priester. „Schließe die Tür, daß niemand eintritt. Procul este, profani — die Ungeweihten mögen ferne bleiben!“

Dicht vor der Nase der philosophischen Freunde wurde die Tür zugeschlagen.

„Ungeweihte! Wie gefällt Euch das?“ sagte Gargilianus verdutzt.

Libanios zuckte schweigend mit den Achseln. Junius Mauricus aber führte seine Gefährten mit geheimnisvoller Miene in einen Winkel der Säulenhalle und flüsterte ihnen etwas zu, indem er sich mit dem Zeigefinger an die Stirn tippte.

„Versteht Ihr mich?“ flüsterte er.

Alle erstaunten: „Sollte es wirklich der Fall sein?“

Er fing an, an den Fingern herzuzählen: „Blasse Gesichtsfarbe, brennende Augen, zerzauste Haare, ungleichmäßiger Gang, zusammenhangloſe Reden. Ferner eine grenzenlose Gereiztheit, Hartherzigkeit. Endlich dieser unsinnige Krieg mit Persien. Ich schwöre bei der Pallas — das ist offenbare Verrücktheit!“

Die Freunde traten noch dichter zusammen, flüsterten und klatschten miteinander; nur Sallustius hielt sich beiseite und sah sie mit einem bitteren, verächtlichen Lächeln an.

Digitized by Google

Im Innern des Tempels stieß Julian auf Euphorion; der Knabe war sichtlich erfreut, ihn zu sehen, und lächelte ihn während des Gottesdienstes, wenn er zu ihm aufblickte, vertrauensvoll an, als ob sie ein gemeinsames Geheimnis hätten.

Die von der Sonne bestrahlte Statue des Daphneschen Apollo stand mitten im Tempel; der Körper war von Elfenbein, das Gewand von Gold, wie bei dem Zeus des Phidias in Olympia. Der leicht vornübergeneigte Gott goß aus einer Schale ein Trankopfer für die Mutter Erde, damit sie ihm Daphne zurückgäbe.

Eine leichte Wolke kam heraufgezogen, Schatten erzitterten auf dem vom Alter gelb gewordenen Elfenbein. Es schien Julian, als ob der Gott mit einem freundlichen Lächeln sich zu ihm herabneige, als ob er wohlwollend das Opfer seiner letzten Anhänger, des gebrechlichen Priesters, des dem Christentum abtrünnigen Kaisers und des taubstummen Sohnes der Sibylle, annehme.

„Das ist meine Belohnung," betete Julian mit kindlicher Freude, „ich begehre keine andere, Apollo! Ich preise Dich dafür, daß ich so verflucht und verworfen bin wie Du, daß ich einsam lebe und sterbe wie Du! Da, wo der Pöbel betet, gibt es keinen Gott! Du, Du bist hier einsam im beschimpften Tempel. Gott, der Du von den Menschen verhöhnt wirst, Du bist jetzt herrlicher als zu den Zeiten, in denen die Menschen sich vor Dir beugten! Laß mich an dem mir von der Parze beschiedenen Tage mit Dir, Du Gott der Freude, vereinen! Laß mich, Sonne, in Dir dahinsterben — wie das Feuer des letzten Opfers auf dem Altare in Deinem Scheine verlischt."

So betete der Kaiser; dicke Tränen perlten über seine Wangen; lautlos fielen die Blutstropfen des Opfers wie Tränen auf die verglimmenden Kohlen des Altars.

Dreizehntes Kapitel.

Im Haine der Daphne war es dunkel. Ein heißer Wind jagte die Wolken. Nicht ein Regentropfen fiel auf die von der Dürre verbrannte Erde herab. Die schwarzen, zum Himmel emporragenden Äste der Lorbeerbäume erzitterten wie in krampfhaften Zuckungen. Die titanenhaften Zypressenwände rauschten, ihr Rauschen glich der Unterhaltung erzürnter Greise.

Zwei Männer schlichen behutsam in der Dunkelheit um den Apollotempel herum. Der Kleinere, der mit seinen grünlichen Katzenaugen auch hier im Finstern sah, führte den Großen an der Hand.

Digitized by Google

„Ach, ach Neffe! Wir brechen uns noch in den Abgründen den Hals."

„Unsinn, hier gibt es keine Abgründe. Warum fürchtest Du Dich? Du bist ein altes Weib geworden, seitdem Du Dich hast taufen lassen."

„Ein altes Weib! Mein Herz klopfte ebenso stark, als ich in den Hyrkanischen Wäldern mit dem Spieße den Bären jagte. Hier ist es etwas ganz anderes! Wir werden noch beide am Galgen nebeneinander hängen!"

„Schweig, Du Esel!"

Der Kleine zog den Großen, der ein mächtiges Bund Stroh auf dem Rücken und ein Grabscheit in der Hand trug, weiter mit sich fort. Sie schlichen sich an die hintere Seite des Tempels heran.

„Hier! Zuerst mit dem Grabscheit; die innere hölzerne Verkleidung haue dann mit der Axt durch!" flüsterte der Kleine, als er, im Gebüsche mit den Händen tastend, ein mit Ziegelsteinen nachlässig zugesetztes Mauerloch gefunden hatte.

Der Lärm, den das Grabscheit verursachte, wurde durch das Rauschen der Bäume übertönt. Plötzlich erscholl ein Schrei, der dem Weinen eines Kindes glich.

Der Große zuckte zusammen und hielt inne.

„Was ist das?"

„Der böse Geist!" rief der Kleinere; seine grünlichen Augen traten aus ihren Höhlen, und er klammerte sich an das Gewand seines Genossen. „Ach, ach, verlaß mich nicht, Onkel!"

„Es war ein Uhu. Hat der uns erschreckt!"

Der große Nachtvogel flog, von den beiden Männern aufgescheucht, mit lautem Flügelschlage auf und zog schreiend fort.

„Lassen wir es sein," sagte der Große, „es wird doch nicht brennen."

„Wie, nicht brennen?! Das Holz ist faul, durch die Sonne ausgedörrt und mit Wurmlöchern durchsetzt; man braucht es nur zu berühren, und es zerfällt. Ein einziger Funke, und es lodert auf. Rasch, rasch, mein Lieber, haue nur zu und säume nicht."

Ungeduldig stieß der Kleinere den Großen an.

„Jetzt das Stroh ins Loch! So, noch mehr . . . noch mehr. Zum Ruhme des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!"

„Was drehst und windest Du Dich wie ein Aal herum? Warum klapperst Du so mit den Zähnen?" fragte der Große bissig.

„Ehe, ehe, ehe! Warum soll ich nicht lachen, Onkelchen? Jetzt frohlocken auch die Engel im Himmel! Nur denke daran: wenn wir ergriffen werden, darfst Du nicht leugnen. Ich habe nichts

Digitized by Google

damit zu tun. Wir zünden ein lustiges Feuerchen an. Hier ist der Feuerstahl — schlag an!"

„Scher Dich zum Teufel", sagte der Große und suchte den Kleinen von sich abzuwenden. „Du verführst mich nicht, Du verfluchte Schlange. Stecke es selbst in Brand!"

„Hier gibt es kein Zurückweichen! Du scherzest wohl, Onkel!" Der Kleine zitterte vor Wut und ergriff den Großen bei seinem roten Barte. „Ich werde der Erste sein, der die Anzeige macht. Mir wird man glauben."

„Nun, nun, laß mich los, Du Teufel! Gib den Feuerstahl her. Wenn's denn schon sein muß, dann wollen wir es rasch zum Ende bringen."

Funken sprühten. Der Kleine legte sich der größeren Bequemlichkeit halber auf den Bauch und glich so noch mehr einer Schlange. Feurige Ströme liefen an dem mit Teer übergossenen Stroh entlang; Rauch stieg auf, die Flammen knisterten, bald hoch auflodernd und mit ihrem rötlichen Scheine das erschrockene Gesicht des Riesen Aragarius und die schlaue Affenfratze des kleinen Syriers Strombix übergießend. Letzterer glich einem mißgestalteten Teufel; er schlug die Hände zusammen, sprang und lachte wie ein Betrunkener oder wie ein Verrückter.

„Alles, alles zerstören wir zum Ruhme des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Che, che, che! Wie die Flammen züngeln! Ein lustiges Feuerchen, nicht wahr, Onkel?"

In seinem freudetrunkenen, fast wollüstigen Lächeln lag die ewige Wildheit der Bestie im Menschen — die Lust am Zerstören.

Aragarius wies in die Dunkelheit und flüsterte: „Hörst Du?"

Der Hain war nach wie vor menschenleer; aber im Geheul des Windes und im Rauschen der Blätter glaubten sie menschliche Stimmen zu vernehmen. Aragarius sprang plötzlich auf und lief davon. Strombix erfaßte den Saum der Tunika des Fliehenden und jammerte erbärmlich:

„Onkelchen, Onkelchen! Nimm mich auf Deine Schultern. Du hast lange Beine! Sonst, wenn sie mich greifen, zeige ich Dich an."

Aragarius blieb auf einen Augenblick stehen; Strombix sprang wie ein Eichhörnchen auf die Schultern des Sarmaten, und sie eilten davon. Der kleine Syrier preßte seine zitternden Knie fest an die Hüften des Sarmaten und umschlang seinen Hals mit beiden Armen, damit er nicht herunterfalle. Trotz der Angst, die ihn erfüllte, lachte er wie unsinnig, und sein Winseln war gemischt mit mutwilliger Ausgelassenheit.

Digitized by Google

Die Brandstifter hatten den Hain verlassen und liefen ins Feld, auf dem staubige und hagere Halme sich zur ausgedörrten Erde neigten. Zwischen den Wolken hindurch leuchtete die Sichel des untergehenden Mondes. Es wehte ein heftiger, durchdringender Wind. Strombix kauerte sich auf den Schultern des Riesen zusammen und glich so mit seinen grünlichen Katzenaugen dem bösen Geiste oder einem Werwolf auf seinem Opfer. Ein abergläubischer Schrecken erfaßte Aragarius; es schien ihm plötzlich, als ob nicht Strombix, sondern der Teufel selbst in Gestalt einer großen Katze auf seinem Rücken säße, ihm sein Gesicht zerkratze, lache und winsele und ihn dem Abgrunde zutriebe. Der Riese machte verzweifelte Sprünge, um sich von seiner Last zu befreien; die Haare standen ihm zu Berge; er stöhnte vor Angst. Die Doppelgestalt der beiden Männer hob sich einem riesigen Schattenbild gleich am blassen Horizont ab. Sie liefen über das Feld, auf dem die staubigen Halme sich zum dürren, felsigen Boden neigten.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Zur selben Zeit hatte Julian im Schlafgemache des Schlosses zu Antiochia eine geheime Unterredung mit Sallustius Secundus, dem Präfekten des Ostens.

„Woher nehmen wir denn, gnädigster Augustus, das Brot für ein so großes Heer?"

„Ich habe Triremen nach Sizilien, Ägypten und Apulien gesandt, überallhin, wo eine gute Ernte ist," antwortete der Kaiser. „Ich sage Dir, das Brot wird vorhanden sein."

„Und das Geld?" fuhr Sallustius fort. „Wäre es nicht vernünftiger, den Feldzug auf nächstes Jahr zu verschieben, noch zu warten?"

Julian ging die ganze Zeit über mit großen Schritten im Zimmer auf und ab; plötzlich blieb er vor dem Greise stehen.

„Warten!" sagte er unwillig. „Es ist, als ob Ihr Euch alle verabredet hättet. Warten! Als ob ich jetzt warten, alles abwägen und schwanken könnte! Warten denn die Galiläer? So begreife doch, Alter, ich muß etwas unmöglich Scheinendes vollbringen; ich muß furchtbar und groß oder gar nicht aus Persien zurückkehren. Eine Aussöhnung, einen Ausweg gibt es nicht mehr. Was redet Ihr mir über Vernunft! Oder glaubst Du etwa, Alexander von Makedonien habe die Welt durch Vernunft unterworfen? Erscheint solchen bedächtigen Leuten, wie Du einer bist, jener bartlose Jüngling, der mit der Handvoll Makedoniern dem

Digitized by Google

Herrscher Asiens gegenübertrat, nicht auch als wahnsinnig? Wer hat ihm wohl den Sieg verliehen?"

„Ich weiß es nicht", sagte der Präfekt ausweichend, mit leichtem Spott. „Meiner Meinung nach der Held selbst . . ."

„Nicht er selbst, sondern die Götter!" rief Julian. „Höre Sallustius, auch mir können die Götter den Sieg verleihen, ja, wenn sie wollen, einen noch viel größeren als den Alexanders. Ich habe in Gallien angefangen, ich beende es in Indien. Ich durchschreite die Welt von Westen nach Osten wie der große Makedonier, wie der Gott Dionysos. Wir wollen dann sehen, was die Galiläer dazu sagen werden; ob diejenigen, die heute das einfache Gewand des Weisen verhöhnen, sich auch über das Schwert des siegreich aus Asien heimkehrenden römischen Kaisers lustig machen werden."

Seine Augen funkelten wie im Fieberglanze. Sallustius wollte etwas sagen, besann sich jedoch und schwieg. Als Julian aber wieder mit großen Schritten im Zimmer hin und her ging, schüttelte der Präfekt den Kopf, und Mitleid spiegelte sich in den klugen Augen des alten Römers.

„Das Heer soll zum Abmarsch bereit sein", fuhr Julian fort. „Ich will es so, hörst Du es wohl? Keinerlei Widerrede, keinerlei Verzögerungen. Dreißigtausend Mann. Der armenische König Arsakes hat uns ein Bündnis zugesagt. Brot ist vorhanden! Was wollen wir denn mehr? Ich muß wissen, daß ich jeden Augenblick den Feldzug gegen die Perser beginnen kann. Davon hängt nicht allein mein Ruhm, die Rettung des römischen Reiches, sondern auch der Sieg der ewigen Götter über die Galiläer ab."

Das breite Fenster stand offen. Ein staubiger, heißer Wind drang ins Zimmer; die Flammen im dreiarmigen Leuchter flackerten hin und her. Den dunkeln Himmel durchschneidend, fiel eine Sternschnuppe hernieder und versank in der Finsternis. Julian zuckte zusammen — es war ein böses Vorzeichen.

Es wurde an die Tür geklopft, Stimmen erschollen davor.

„Wer ist da? Tretet ein!" rief der Kaiser.

Es waren die Philosophen, an ihrer Spitze Libanios, der mehr als je eingebildet und aufgeblasen schien.

„Was wollt Ihr?" fragte Julian kühl.

Libanios fiel vor ihm auf die Knie, ohne aber seine hochmütige Miene abzulegen.

„Entlasse mich, Augustus. Ich kann nicht länger am Hofe leben. Ich muß täglich Kränkungen erleiden."

Er sprach lange Zeit, erwähnte allerlei Geschenke, Belohnungen, mit denen man ihn übergangen, die Undankbarkeit gegenüber seinen

Digitized by Google

Verdiensten, den vielen Lobeserhebungen, durch die er den Ruhm des Augustus erhöht habe.

Julian hörte ihn gelangweilt an, sah mit Ekel auf den berühmten Rhetor herab und dachte: „Ist das wirklich der Libanios, dessen Reden mich in meiner Jugend so entzückt haben? Wie kleinlich! Wie ehrgeizig!"

Dann redeten sie alle durcheinander, zankten sich, schrien, beschuldigten sich gegenseitig der Gottlosigkeit, der Heuchelei, der Sittenverderbnis und brachten den unsinnigsten Klatsch vor; es war kein häuslicher Krieg von Weisen mehr, sondern ein gehässiges Streiten von Schmarotzern, die das Glück übermütig gemacht hatte und die aus Ehrgeiz, Neid und Langweile sich gegenseitig zu vernichten suchten.

Endlich sprach der Kaiser mit leiser Stimme ein Wort, das sie zur Besinnung brachte: „Lehrer!"

Sie verstummten mit einemmal erschrocken, wie eine Schar Elstern vor dem Schuß des Jägers.

„Lehrer," wiederholte er mit bitterem Hohne, „ich habe Euch jetzt lange genug angehört; gestattet mir nun, eine Fabel zu erzählen. Ein ägyptischer König hatte gezähmte Affen, die es vortrefflich verstanden, den pyrrhischen Kriegstanz auszuführen. Man setzte ihnen Helme auf, band ihnen Masken vor und versteckte ihren Schwanz unter dem kaiserlichen Purpurgewande. Wenn sie tanzten, so fiel es einem schwer, sie nicht für Menschen zu halten. Das Schauspiel gefiel lange Zeit. Eines Tages aber warf ein Zuschauer eine Handvoll Nüsse auf die Bühne und was geschah? Die Schauspieler rissen sich Masken und Purpur ab, befreiten ihre Schwänze, fielen auf ihre vier Beine, kreischten auf und fingen an, der Nüsse wegen sich fürchterlich zu beißen. So vollführen mit wichtiger Miene manche Menschen den pyrrhischen Weisheitstanz bis zur Erschlaffung. Aber es bedarf nur einer Handvoll Nüsse, und die Weisen verwandeln sich in Affen, enthüllen ihre Schwänze, kreischen und beißen einander. Wie gefällt Euch meine Fabel, Lehrer?"

Alle schwiegen.

Plötzlich nahm Sallustius den Kaiser bei der Hand und wies aufs offene Fenster. Auf den dunkeln Wolken verbreitete sich, vom starken Winde hin und her getrieben, ein purpurroter Schein, der immer höher stieg.

„Eine Feuersbrunst! Eine Feuersbrunst!" schrien alle auf.

„Jenseit des Flusses", mutmaßten etliche.

Digitized by Google

„Nicht jenseit des Flusses, sondern in der Vorstadt Garandama!“ verbesserten andere.

„Nein, nein, in Gesir bei den Juden!“

„Weder in Gesir noch in Garandama,“ rief jemand mit jener Erregung, die beim Anblick einer Feuersbrunst viele Menschen ein mit Schauern gemischtes, gewisses Lustgefühl empfinden läßt, „sondern im Haine der Daphne!“

„Der Tempel des Apollo!“ flüsterte der Kaiser; er fühlte, wie ihm das Blut in den Adern stockte.

„Die Galiläer!“ schrie er mit furchtbarer Stimme, wie wahnsinnig und stürzte nach der Türe auf die Treppe hinaus.

„Sklaven! Beeilt Euch! Mein Pferd und fünfzig Legionäre!“

In wenigen Augenblicken war alles bereit. Ein schwarzer Vollbluthengst, der am ganzen Körper zitterte und dessen Augen bösartig funkelten, wurde ihm im Hofe vorgeführt. Julian sprengte, von den Legionären begleitet, durch die Straßen von Antiochia. Erschrocken machte ihm die Menge Platz. Jemand wurde umgeritten, ein anderer erdrückt. Die Schreie wurden übertönt durch das Dröhnen der Hufe, durch das Geklirr der Waffen.

Bald ließ der Trupp die Stadt hinter sich. Länger als eine Stunde dauerte die wilde Jagd; drei Legionäre blieben zurück, weil ihre Pferde gefallen waren.

Der Feuerschein wurde immer heller; der brandige Geruch kam immer näher. Die Felder mit den staubigen Halmen erglänzten in purpurnem Scheine. Neugierige, Bewohner der umliegenden Dörfer und der Vorstädte von Antiochia, strömten wie Nachtschmetterlinge zum Lichte von allen Seiten herbei. Julian erkannte an den Stimmen und den Gesichtern die freudige Stimmung der Menge; es war, als ob alle die Scharen zu einem Fest, zu einem lustigen Schauspiel eilten.

Die Flammen züngelten durch die dichten Rauchwolken hoch über die Wipfel der Lorbeerbäume des heiligen Haines empor.

Der Kaiser ritt in die geheiligte Umzäunung ein. Hier wogte Kopf an Kopf die Menschenmenge. Viele warfen einander Scherzworte zu und lachten. In den stillen, jahrelang einsamen Alleen drängte sich das Volk. Der Pöbel entweihte den Hain, brach Zweige von den alten Lorbeerbäumen ab, trübte die Quellen, zertrat die zarten Blumen; die Narzissen und Lilien kämpften vergeblich mit ihrer letzten Frische gegen die erstickende Glut des Feuers, gegen den Hauch des Pöbels an.

„Ein Gotteswunder! Ein Gotteswunder!“ erscholl es freudig aus der Menge heraus.

Digitized by Google

„Ich habe es selbst gesehen, wie der Blitz vom Himmel gefahren ist und das Dach entzündet hat."

„Keinerlei Blitz — Du lügst! Die Erde hat sich gespalten, und Feuer ist aus ihr emporgestiegen, mitten im Tempel unter dem Bilde des Götzen."

„Wie sollte es auch nicht geschehen! So eine Abscheulichkeit! Sie haben die heiligen Gebeine beunruhigt! Sie dachten, es würde ungestraft dahingehen! Warum nicht gar?! Da hast Du den Tempel des Apollo und die Wahrsagungen des Kastalischen Quells! Es ist recht, es ist ganz recht so!"

Julian erblickte unter der Menge eine nur halb bekleidete Frau mit ungekämmtem Haar, die augenscheinlich eben erst dem Bette entstiegen war. Sie ergötzte sich mit freudigem, unsinnigen Lachen ebenfalls am Feuer, während sie zugleich ein kleines, schreiendes und weinendes Kind zu beruhigen suchte, indem sie ihm die gebräunte, volle Brust reichte. Das Kind wurde still und aufmerksam, stemmte die eine Hand gegen die Brust und streckte die andere dem Feuer entgegen, als ob es das glänzende, lustige Spielzeug erhaschen wollte.

Der Kaiser hielt sein Pferd an, da er keinen Schritt weiter konnte; die Hitze schlug ihm wie aus einem Backofen ins Gesicht. Die Legionäre warteten auf seine Befehle. Aber es gab nichts mehr anzuordnen, Julian sah ein, daß der Tempel verloren sei.

Es war ein großartiges Schauspiel, das Gebäude brannte von oben bis unten; die innere Ausschmückung, die faulen Wände, die ausgedörrten Balken, Pfosten, Dachsparren — alles war ein glühender Feuerbrand; prasselnd stürzte alles zusammen, und feurige Funkengarben stiegen bis zum Himmel empor, der immer tiefer herabzusteigen schien; unheilverkündend züngelte das rote Feuer bis zu den Wolken hinan, wurde vom Winde hin und her getrieben und rauschte wie ein schwerer Vorhang.

Die Lorbeerblätter krümmten sich in der Hitze wie vor Schmerz und rollten sich zusammen. Die harzigen Wipfel der Zypressen brannten wie schwarze Riesenfackeln; ihr weißer Qualm glich dem Rauch von Opferaltären; das Harz tropfte von ihnen herab, als ob die alten Bäume, die Altersgenossen des Tempels, goldene Tränen um den Gott weinten.

Julian wendete keinen Blick vom Feuer. Er wollte seinen Legionären einen Befehl erteilen, aber er zog nur sein Schwert aus der Scheide, riß das Pferd am Zügel, daß es sich aufbäumte, und murmelte, indem er seine Zähne in ohnmächtiger Wut zusammenbiß:

„Bestien von Menschen!"

Digitized by Google

In der Ferne erscholl das Geheul des Pöbels. Es fiel ihm ein, daß an der Rückseite des Tempels sich die Schatzkammer mit dem zum Gottesdienste gehörenden Geräte befinde; der Gedanke, daß die Galiläer das Heiligtum plünderten, blitzte in ihm auf. Er gab ein Zeichen und eilte mit den Legionären zu der Stelle, wo sich die Schatzkammer befand.

Ein Trauerzug begegnete ihnen. Einzelne römische Wachtmannschaften, die vermutlich eben erst aus dem nahegelegenen Orte Daphne herbeigeeilt waren, trugen eine Bahre.

„Was ist das?" fragte Julian.

„Die Galiläer haben den Priester Gorgius gesteinigt", antworteten die Römer.

„Und die Schatzkammer?"

„Ist unversehrt. Der Priester verteidigte den Eingang; indem er sich vor die Tür stellte, verhinderte er die Entweihung des Heiligtums. Er wich nicht von der Schwelle, bis er von einem Stein am Kopfe getroffen zu Boden sank. Dann erschlugen sie den Knaben. Der galiläische Pöbel hätte sie zertreten und wäre in das Heiligtum eingedrungen, aber wir kamen hinzu und jagten die Leute auseinander."

„Lebt er?" fragte Julian.

„Er atmet kaum noch."

Die Bahre wurde auf einen Wink des Kaisers vorsichtig auf die Erde niedergesetzt. Julian sprang vom Pferde und trat heran, neigte sich über das Schmerzenslager des Priesters und deckte vorsichtig die eine Ecke der ihm bekannten, beschmutzten Chlamys des Priesters auf, die beide Körper bedeckte.

Auf einer Unterlage von frischen Lorbeerblättern lag der Greis; seine Augen waren geschlossen, die Brust hob sich nur schwach. Mitleid durchdrang Julians Herz, als er die rote Nase des Trunkenboldes erblickte, die ihm noch vor kurzem so unanständig erschienen war; als er der mageren Gans im Korbe, des letzten Opfers Apollos, gedachte. An den lockigen, weißen Haaren, die den Kopf umsäumten, quoll Blut hervor, die spitzen Blätter des Lorbeers hatten sich wie ein Kranz daran festgeklebt.

Auf ebenderselben Bahre ruhte der kleine Körper des Euphorion. Sein totenblasses Gesicht war noch schöner wie im Leben; die zerzausten, goldigen Locken waren von Blut durchtränkt. Die rechte Wange ruhte auf der Hand, sodaß es schien, als schlummere der Knabe. Kaum hörbar flüsterte Julian:

„So muß Eros, der Sohn der Göttin der Liebe, aussehen, wenn die Galiläer ihn erschlagen!"

Digitized by Google

Andächtig kniete der Kaiser vor den Märtyrern der olympischen Götter. Ungeachtet des Tempelunterganges, der unsinnigen Freude des Pöbels, empfand Julian an diesem Sterbelager die Gegenwart des Gottes; sein Sinn wurde milder, der Haß schwand; mit Tränen in den Augen beugte er sich herab und küßte die Hand des Greises.

Der Sterbende schlug die Augen auf. „Wo ist der Knabe?" fragte er leise.

Julian legte die Hand des Gorgius behutsam auf die goldigen Locken Euphorions und erwiderte: „Hier an Deiner Seite."

„Lebt er?" fragte Gorgius, indem er zärtlich die Locken des Knaben berührte. Er war so schwach, daß er seinen Kopf nicht mehr nach ihm wenden konnte. Julian fand nicht den Mut, dem Sterbenden die Wahrheit zu offenbaren. Der Priester warf einen flehenden Blick auf den Kaiser.

„Augustus, Dir vermache ich ihn. Verlaß ihn nicht."

„Sei ruhig, ich werde für Deinen Knaben alles tun, was ich vermag."

So nahm Julian den in seine Obhut, dem selbst der römische Kaiser weder Gutes noch Böses mehr antun konnte.

Gorgius nahm seine erstarrende Hand nicht von dem Kopfe Euphorions. Plötzlich belebten sich seine Züge, er wollte etwas sagen, stammelte aber nur zusammenhanglos:

„Da sind sie! . . . Da sind sie! . . . Ich wußte es . . . Freuet Euch!"

Mit weit aufgerissenen Augen stierte er vor sich hin, holte tief Atem und verschied.

Julian bedeckte das Gesicht des Toten.

Plötzlich erschallten die feierlichen Klänge eines Kirchengesanges. Der Kaiser sah sich um. Die Hauptzypressenallee entlang bewegte sich langsam, in feierlichem Zuge, eine unzählbare Menge: alte Erzpriester in goldbrokatnen, mit Edelsteinen übersäten Gewändern, vornehme Diakonen, die die Räuchergefäße schwangen, schwarze Mönche mit Wachslichtern in der Hand, Jungfrauen und Jünglinge in Festkleidern, Kinder mit Palmzweigen; voran auf hohem, prächtigen Wagen der im Scheine der Feuersbrunst funkelnde, silberne Sarg, in dem die Gebeine des heiligen Babylas ruhten, die auf Befehl des Kaisers von Daphne nach Antiochia übergeführt wurden. Die Ausweisung hatte sich zu einem Triumphzuge gestaltet. Die Volksmenge sang einen Psalm Davids zum Ruhme des Gottes Israels.

Digitized by Google

„Wolken und Dunkel ist um Ihn her", stieg der Gesang der Galiläer, das Brausen des Windes und das Getöse der in der Feuersbrunst zusammenstürzenden Tempeltrümmer übertönend, zum geröteten Himmel. „Wolken und Dunkel ist um Ihn her!" . . .

„Feuer gehet vor Ihm her und zündet an umher Seine Feinde" . . .

„Berge zerschmelzen wie Wachs vor dem Herrn, vor dem Herrscher des ganzen Erdbodens."

Julian erblaßte, als er hörte, mit welcher Frechheit und welchem Frohlocken sie den letzten Vers anstimmten:

„Schämen müssen sich alle, die den Bildern dienen und sich der Götzen rühmen. Betet Ihn an, alle Götter!" . . .

Der Kaiser sprang aufs Pferd, zog sein Schwert und rief: „Legionäre, mir nach!"

Er wollte sich mitten in die Menge stürzen, diesen gemeinen, frohlockenden Pöbel auseinanderjagen, den Sarg mit den Gebeinen umwerfen und letztere in alle vier Winde zerstreuen lassen. Aber eine Hand griff in die Zügel seines Pferdes.

„Aus dem Wege!" schrie er wütend und erhob schon sein Schwert zum Hiebe. Aber im selben Augenblick ließ er seine Hand wieder sinken. Vor ihm stand Sallustius Secundus, der weise Präfekt des Ostens, der gerade zur rechten Zeit aus Antiochia angelangt war, mit ernster, ruhiger Miene.

„Augustus, schone die Waffenlosen. Besinne Dich!"

Julian steckte das Schwert in die Scheide. Der erzene Helm drückte und brannte ihm auf dem Kopfe, als ob er glühte; er riß ihn herunter, warf ihn zu Boden und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dann ritt er allein, ohne von den Legionären begleitet zu sein, mit entblößtem Haupte an die Menge heran und brachte durch einen Wink seiner Hand die Prozession zum Stehen.

Alle erkannten ihn; der Gesang verstummte.

„Antiochier!" sagte Julian fast ruhig, indem er sich mit eiserner Willensstärke bezwang. „Wißt: Die Empörer und Brandstifter, die den Tempel Apollos zerstörten, werden ohne Nachsicht bestraft werden. Ihr verlacht Unsere Gutherzigkeit. — Wir wollen sehen, wie lange Ihr noch Unserer Gnade spotten werdet. Der römische Augustus kann Eure Stadt vom Erdboden vertilgen, so daß die Menschen Antiochia vergessen werden. Wir aber, Wir ziehen Uns nur von Euch zurück. Wir treten den Feldzug gegen die Perser an. Wenn die Götter Uns als Sieger heimführen, dann wehe Euch, Empörer! Wehe Dir, Du Zimmermanns Sohn aus Nazareth!"

Digitized by Google

Er schwang das Schwert über den Köpfen der Menge. Plötzlich schien es ihm, als ob eine fremde, nicht menschliche Stimme hinter ihm deutlich die Worte spräche: „Des Zimmermanns Sohn zimmert Dir einen Sarg!"

Er zuckte zusammen, wendete sich um, sah aber niemand. Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht.

„Was war das? Oder habe ich mich nur getäuscht?" sagte er leise und zerstreut.

In diesem Augenblick erscholl aus dem Innern des Tempels ein furchtbares Krachen; ein Teil des hölzernen Daches stürzte gerade auf die Riesenstatue des Apollo. Der Gott sank von seinem Piedestal herab; die goldene Schale, aus der er der Göttin Erde das ewige Traukopfer spendete, erklirrte traurig. Die Funken stoben in einer Feuergarbe zum Himmel. Eine schlanke Säule im Portikus schwankte, und ihr korinthisches Kapitäl, auch in seiner Zerstörung noch herrlich, einer weißen Lilie auf einem zerbrochenen Stiele gleichend, neigte sich und fiel zur Erde. Julian schien es, als ob dieser ganze brennende Tempel ihn unter seinen Trümmern begraben würde.

Wie ein Triumphgesang zum Ruhme des Erlösers der Christenheit aber stieg zum nächtlichen Himmel jetzt wieder der Psalm Davids empor und übertönte das Geheul der Feuersbrunst und den Fall des Götzen:

„Schämen müssen sich alle, die den Bildern dienen und sich der Götzen rühmen. Betet Ihn an, alle Götter!"

Vierzehntes Kapitel.

Julian verbrachte den Winter in eiligen Rüstungen zum Kriege. Am 5. März 363 verließ er mit einem Heere von 65 000 Mann Antiochia.

Der Schnee schmolz auf den Bergen. In den Gärten bedeckten sich die jungen, noch blattlosen Mandelbäume mit den in der Sonne glänzenden weißen und rosa Blüten. Freudig wie zu einem Feste zogen die Soldaten in den Krieg.

Auf den Werften von Samosata war aus mächtigen Zedern, Tannen und Eichen, die in den Klüften des Taurus gefällt worden waren, eine Flotte von 1200 Schiffen erbaut worden. Die Flotte fuhr auf dem Euphrat bis nach Callinicum.

In Eilmärschen bewegte sich das Heer über Hierapolis nach Karrai und am Ufer des Euphrats weiter nach Süden der persischen

Digitized by Google

Grenze zu. Gen Norden entsandte Julian ein anderes, 30 000 Mann starkes Heer unter den Comites Procopius und Sebastianus. Nach der Vereinigung mit dem Könige Arsakes sollten sie Adiabene und Chiliocnum verwüsten, durch Corduene hindurchziehen und sich mit dem Hauptheere am Tigris unter den Mauern von Ctesiphon vereinen.

Alles bis auf die größte Kleinigkeit war vom Kaiser sorgfältig erwogen und bedacht; diejenigen, die seinen Feldzugsplan verstanden, bewunderten die Klugheit, Größe und Einfachheit desselben.

In den ersten Tagen des April gelangte er nach Circesium, der letzten römischen, von Diokletian erbauten Festung an der Grenze von Mesopotamien, am Zusammenflusse des Chaboras mit dem Euphrat. Hier wurde eine Schiffsbrücke geschlagen. Am andern Morgen sollte Julians Befehl zufolge die Grenze überschritten werden.

Spät abends, als alle Vorbereitungen schon getroffen waren, kehrte er heiter, aber ermüdet in sein Zelt zurück, zündete Licht an und ging daran, sich seiner Lieblingsbeschäftigung zu widmen, seiner Streitschrift: „Wider die Christen", der er allnächtlich einige Stunden Schlaf opferte. Er schrieb bruchstückweise unter den Klängen der Kriegshörner, der Lagergesänge und dem Anruf der Wachtposten daran. Julian erfreute sich an dem Gedanken, daß er mit allen Mitteln, die nur möglich waren, die Galiläer bekämpfte: auf dem Schlachtfelde, in Büchern, mit dem römischen Schwerte und der hellenischen Weisheit. Niemals trennte er sich von den Schriften der heiligen Kirchenväter, von den kirchlichen Kanons und den auf den Kirchenversammlungen aufgestellten Glaubenssätzen; an den Rändern der alten, ganz auseinandergefaserten Blätter des Neuen Testaments, das der Kaiser mit größerem Eifer als den Plato und Homer las, standen Bemerkungen von seiner Hand, oft voll beißenden Spottes.

Der Kaiser legte seine staubige Rüstung ab, wusch sich, setzte sich an den Feldtisch, tauchte das angespitzte Rohr in die Tinte und begann zu schreiben. Aber seine Einsamkeit wurde gestört — zwei Eilboten waren im Lager eingetroffen, der eine aus Italien, der andere aus Jerusalem. Julian ließ beide vor.

Ihre Nachrichten waren nicht erfreulich: ein Erdbeben hatte die Stadt Nikomedia in Kleinasien zerstört; unterirdische Stöße hatten die Einwohner Konstantinopels erschreckt; die Sibyllinischen Bücher verboten ihm, vor einem Jahre die römische Grenze zu überschreiten.

Digitized by Google

Der Eilbote aus Jerusalem brachte ihm ein Schreiben von Alypius von Antiochien, dem Julian die Sorge für den Wiederaufbau des Tempels Salomonis übertragen hatte. Im Widerspruch zu sich selbst hatte der Anhänger des götterreichen Olymps sich entschlossen, den von den Römern zerstörten Tempel des einigen Gottes Israels wieder aufzubauen, um vor allen Völkern und allen Zeiten die Prophezeiung der Evangelisten: „Es wird auch hier nicht ein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde" Lügen zu strafen. Die Juden nahmen den Aufruf Julians freudig auf; von allen Seiten liefen die Gaben reichlich ein; der Plan zum Wiederaufbau war großartig; eilig wurde die Arbeit begonnen. Die Oberaufsicht hatte Julian seinem Freunde, dem Comes Alypius von Antiochien, dem früheren Statthalter von Britannien, übertragen.

„Was ist geschehen?" fragte der Kaiser erregt und blickte finster in das traurige Gesicht des Boten, ohne den Brief zu öffnen.

„Ein großes Unglück, erhabener Augustus!"

„Rede! Fürchte Dich nicht!"

„Solange die Bauarbeiter den Schutt aufräumten und die alten Ruinen der Mauern des Salomonischen Tempels niederlegten, ging alles gut, als sie aber an den Aufbau des neuen Gebäudes gingen, schugen Flammen, wie Leuchtkugeln, aus den Kellergewölben, warfen die Steine auseinander und versengten die Arbeiter. Am nächsten Tage wurde die Arbeit auf Befehl des edlen Alypius wieder aufgenommen. Das Wunder wiederholte sich. Auch noch ein drittes Mal! Die Christen triumphieren, die Hellenen befinden sich in größter Angst, kein Arbeiter will ins Gewölbe hinabsteigen; von dem Neubau ist kein Stein auf dem andern geblieben — alles ist zerstört."

„Du lügst, Taugenichts! Du bist wohl selbst ein Galiläer?" rief der Kaiser zornig, indem er seine Hand zum Schlage gegen den vor ihm knienden Boten erhob. „Dummes Weibergeschwätz! Hat der Comes Alypius wirklich keinen geeigneteren Boten finden können?"

Eilig riß er das Schreiben auf, faltete es auseinander und las es durch: der Bote hatte die Wahrheit berichtet, Alypius bestätigte seine Worte. Julian traute seinen Augen nicht. Aufmerksam las er den Brief zum zweitenmal, er hielt ihn dicht vor das Licht, und sein Gesicht wurde plötzlich rot; er biß die Zähne zusammen und warf das zusammengeballte Schreiben dem neben ihm stehenden Arzte Oribasius zu.

Digitized by Google

„Lies den Brief durch. Du glaubst ja doch an keine Wunder. Entweder ist der Comes Alypius verrückt oder . . . nein, nein, das ist nicht möglich!“

Der junge, alexandrinische Gelehrte hob den Brief auf und las ihn mit derselben Ruhe und Gleichgültigkeit, mit der er alles tat.

„Ich sehe kein Wunder dabei“, sagte er und richtete seinen ruhigen, klaren Blick auf Julian. „Schon längst haben Gelehrte diesen Fall erklärt; in den Kellern alter Gebäude, die geschlossen sind und in die im Laufe von Jahrhunderten keine frische Luft hinzutreten kann, bilden sich oft dicke, leicht entzündliche Gase; es genügt, mit einer brennenden Fackel in einen solchen Keller zu steigen, um eine Explosion herbeizuführen; die plötzliche Entzündung tötet die Unvorsichtigen. Unwissenden Menschen erscheint es als ein Wunder; aber hier wie überall zerstreut das Licht der Wissenschaft die Finsternis des Aberglaubens und befreit den menschlichen Geist. — Alles ist schön, denn alles ist natürlich und entspricht dem Willen der Natur.“

Ruhig legte er das Schreiben auf den Tisch; um seine feinen Lippen spielte ein selbstzufriedenes Lächeln.

„Ja, ja, selbstverständlich,“ sagte Julian mit spöttischem Lächeln, „man muß sich zu beruhigen wissen! Alles ist verständlich, alles geht mit natürlichen Dingen zu: das Erdbeben in Nikomedeia, das Erdbeben in Konstantinopel, die Prophezeiungen der Sibyllinischen Bücher, die Dürre in Antiochien, die Feuersbrünste in Rom, die Überschwemmungen in Ägypten. Alles ist natürlich . . . aber, sonderbar, alles richtet sich gegen mich: die Erde, der Himmel, das Wasser und das Feuer, und mir scheint, auch die Götter!“

Sallustius Secundus betrat das Zelt.

„Erhabener Augustus, die etruskischen Wahrsager, die Du über den Willen der Götter zu befragen befohlen hast, flehen Dich an, noch zu zögern, die Grenze morgen nicht zu überschreiten. Die heiligen Hühner der Haruspices wenden sich trotz aller Gebete vom Futter ab, sitzen mit aufgeplusterten Federn da und picken die Weizenkörner nicht auf — ein unheilverkündendes Vorzeichen.“

Unwillig zog Julian seine Brauen zusammen; plötzlich funkelten seine Augen vor Fröhlichkeit auf, und er brach in ein so unerwartetes Lachen aus, daß alle schweigend und erstaunt nach ihm hinsahen.

„Also sie picken nicht? Wie? Was machen wir dann mit diesen dummen Tieren? Sollen wir ihnen nicht lieber gehorchen und zur Freude, zum Hohne der Galiläer nach Antiochia zurückkehren? Lieber Freund, gehe zu den etruskischen Wahrsagern und verkünde ihnen meinen Willen: sie sollen die heiligen Hühner in

Digitized by Google

den Fluß werfen; mögen sie sich zuerst satt trinken, vielleicht werden sie dann auch fressen wollen."

„Erhabener Augustus, habe ich Dich richtig verstanden? Ist es Dein unabänderlicher Entschluß, morgen früh die Grenze zu überschreiten?"

„Ja, ich schwöre bei unsern zukünftigen Siegen, ich schwöre bei der Majestät Unseres Reiches — keinerlei wahrsagende Vögel werden mich erschrecken, weder Wasser, weder Feuer, weder Erde, weder Himmel noch die Götter! Es ist zu spät . . . der Würfel ist gefallen! Freunde, gibt es in der ganzen Schöpfung etwas Göttlicheres als den Menschenwillen? Gibt es in den ganzen Sibyllinischen Büchern etwas Mächtigeres als die vier Worte: Ich will es so? Mehr als jemals empfinde ich das Geheimnis meines Schicksals. Früher beeinflußten und knechteten mich die Vorzeichen; jetzt habe ich weiter nichts zu verlieren. Wenn mich die Götter verlassen, so verlasse ich sie auch . . ."

Er endete plötzlich mit spöttischem Lächeln. Als alle sich entfernt hatten, trat er an eine kleine Bildsäule des Mercurius, vor der ein kleiner Feldaltar stand, in der Absicht, sein gewohntes Abendgebet zu verrichten und einige Weihrauchkörner auf die glimmenden Kohlen zu werfen. Plötzlich wendete er sich aber mit demselben spöttischen Lächeln ab und legte sich auf das Löwenfell, das ihm als Lager diente, löschte die Lampe aus und verfiel in einen so ruhigen, tiefen Schlaf, wie ihn Menschen oft vor großen Ereignissen haben.

Der Morgen dämmerte kaum, als er ganz heiter erwachte. Im Lager erscholl der Weckruf; die Hörner erklangen.

Julian bestieg sein Pferd und eilte zum Ufer des Chaboras. Der frühe Aprilmorgen war kühl und fast windstill. Nächtliche Frische wehte ihm von dem großen, asiatischen Strom entgegen; auf dem von den Frühjahrsgewässern angeschwollenen Euphrat zogen sich in seiner ganzen Breite, von den Mauern Circesiums an bis zum römischen Lager, zehn Stadien weit die Reihen der Kriegsschiffe hin. Es war die größte Flotte, die seit den Zeiten des Xerxes hier gesehen worden war.

Die Sonne warf ihre ersten Strahlen hinter der Grabpyramide des Kaisers Gordianus III., des Besiegers der Perser, der hier an diesem selben Ufer von Philippus Arabs von Bostra ermordet worden war, hervor. Purpurrot, wie ein riesiger Feuerball, stieg das Gestirn des Tages am Horizont herauf; die vergoldeten Spitzen der Schiffsmasten warfen in seinem Scheine leuchtende Blitze über die weite Wüste.

Digitized by Google

Der Kaiser gab ein Zeichen, und sechzigtausend Mann setzten sich mit gemessenen Tritten, von denen die Erde erdröhnte, in Bewegung. Kohorte auf Kohorte, Legion auf Legion überschritt die Brücke über den Chaboras, die Grenze Persiens.

Julians Pferd schwamm durch den Fluß und brachte den Kaiser ans jenseitige Ufer auf einen Sandhügel, in das feindliche Land.

An der Spitze der Palatinischen Kohorte ritt Anatolius, der Centurio der Gardeschildträger, der Verehrer Arsinoes.

Anatolius warf einen Blick auf den Kaiser, dessen Äußeres sich sehr zu seinem Vorteil verändert hatte. Der in der frischen Luft, unter den Anstrengungen des Lagerlebens verbrachte Monat hatte sich ihm wohltätig erwiesen. In dem männlichen Krieger mit den von der Sonne gebräunten Wangen, dem in jugendlichem Feuer erstrahlenden Blicke war der Schulphilosoph mit dem gelben Gesicht, mit den wirren Haaren, der zerstreut-hastigen Beweglichkeit, den Tintenflecken an den Fingern und der kynischen Toga, der Rhetor Julian, über den sich die Straßenjungen Antiochias lustig gemacht hatten, schwer wiederzuerkennen.

„Hört, hört! Der Augustus will reden!"

Alles wurde still, man hörte nur ein leises Klirren der Waffen, das Geplätscher des Wassers beim Anprall an die Schiffe und das Rauschen der seidenen Fahnen.

„Tapferste Soldaten!" fing Julian mit lauter und starker Stimme an. „Ich sehe, daß Ihr von der größten Kraft und dem höchsten Mute belebt seid, so daß ich es mir nicht versagen kann, Euch zu begrüßen. Denket, Kameraden, daran, daß das Schicksal der Welt in unsern Händen liegt: wir stellen die Größe des römischen Reiches wieder her. So stählt denn Eure Herzen, seid auf alles gefaßt — für uns gibt es kein Zurück mehr! Ich werde an Eurer Spitze oder in Euren Reihen zu Fuß oder zu Pferde an allen Euren Gefahren und Mühsalen wie der Geringste unter Euch teilnehmen, denn vom heutigen Tage an seid Ihr nicht mehr meine Soldaten, meine Untertanen, sondern meine Freunde, meine Kinder. Wenn aber das Schicksal will, daß ich in der Schlacht falle — so werde ich glücklich sein, für das große Rom zu sterben wie die alten, großen Männer: Scaevola, die Curiatier und die edlen Sprossen der Decier. Darum richtet Euren Mut auf, Kameraden und denket daran, daß der Sieg immer bei den Starken ist."

Er zog das Schwert aus der Scheide und wies mit der Spitze desselben dem Heere den fernen Wüstenrand.

Digitized by Google

Die Soldaten erhoben ihre Schilde und riefen:

„Heil Augustus, dem Sieger!“

Die Kriegsschiffe durchschnitten die Wogen des Flusses, die römischen Adler erglänzten über den Kohorten, und das weiße Roß trug den Kaiser der aufgehenden Sonne entgegen.

Aber der kalte, bläuliche Schatten der Pyramide des Gordianus fiel auf den goldigen, glatten Sand; Julian mußte bald aus dem leuchtenden Scheine der Morgensonne in den langen, unheilverkündenden Schatten dieses Grabes hineinreiten

Fünfzehntes Kapitel.

Das Heer schritt am linken Ufer des Euphrat dahin. Die breite, wie ein Meeresspiegel ebene Fläche war mit silberblätterigem Wermut bewachsen; Bäume waren nicht zu sehen; Sträucher und Kräuter strömten einen aromatischen Wohlgeruch aus. Nur zuweilen sah man eine den Staub aufwirbelnde Herde wilder Esel am fernen Horizont. Strauße flohen vorüber. Das fette, leckere Fleisch des Steppenwildes wurde an den Wachtfeuern von den Soldaten zum Abendessen gebraten. Scherz und Gesang ertönten bis in die tiefe Nacht hinein. Der Feldzug glich einem Spaziergange. Leicht wie der Wind, die Erde kaum berührend, eilten die schlanken Gazellen vorüber, ihre schwärmerischen, zärtlich blickenden Augen glichen denen schöner Mädchen. Die Wüste bewillkommnete die nach Ruhm, Beute und Blut lechzenden Krieger mit stillem Wohlwollen, mit sternklaren Nächten und duftspendenden Morgendämmerungen.

Das Heer zog weiter und weiter, ohne auf den Feind zu stoßen. Sobald es aber vorbeigezogen war, trat die frühere tiefe Ruhe in der Ebene ein, und das von den Soldaten niedergetretene Gras richtete sich langsam wieder auf, gleichwie das Wasser sich über einem versunkenen Schiffe wieder glättet.

Plötzlich aber wurde die Wüste furchtbar; Wolken bedeckten den Himmel; der Regen goß in Strömen herab. Ein Soldat, der seine Pferde zur Tränke geführt hatte, wurde vom Blitze erschlagen. Ende April brachen die heißen Tage an. Die Soldaten beneideten ihre Gefährten, die im Schatten eines Kamels oder eines mit einer leinenen Plane überdeckten Wagens gehen durften. Die Mannschaften aus dem hohen Norden, die Gallier und Kelten starben am Sonnenstich. Die Ebene wurde traurig und kahl, nur hier und da war sie noch mit Büscheln dürren Grases bedeckt. Die Füße versanken im Sande.

Digitized by Google

Es erhoben sich so heftige Wirbelwinde, daß die Fahnen und Zeltplanen zerrissen, die Pferde umgeworfen wurden; dann trat wieder Totenstille ein, die den erschrockenen Soldaten noch schrecklicher dünkte als jeder Sturm. Scherz und Gesang waren verstummt. Aber immer weiter und weiter zog das Heer, ohne auf den Feind zu stoßen.

Anfang Mai betraten sie die Palmenhaine von Assyrien. Bei Macepractum, wo sich die Ruinen einer großen, von den altassyrischen Königen errichteten Mauer befanden, erblickte das römische Heer zum erstenmal den Feind, der sich jedoch in unerwarteter Eile zurückzog.

Unter einem Hagel von Pfeilen überschritten die Römer einen tiefen, mit babylonischen Ziegelsteinen ausgelegten Kanal, den „Nahar-Malcha", den König der Flüsse, der den Tigris mit dem Euphrat verband und ganz Mesopotamien gerade durchquerte.

Plötzlich verschwanden die Perser. Der Wasserspiegel des Nahamalcha stieg; das Wasser trat aus den Ufern und überflutete die benachbarten Felder; die Perser hatten eine Überschwemmung herbeigeführt, indem sie alle Dämme und Schleusen der die assyrischen Felder netzartig berieselnden Kanäle geöffnet hatten. Das Fußvolk watete bis zu den Knien im Wasser, die Füße versanken im klebrigen Lehme, ganze Abteilungen stürzten in unsichtbare Gräben und Gruben, selbst Reiter und beladene Kamele verschwanden; mit langen Stangen mußte man erst die richtigen Wege ergründen.

Die Felder verwandelten sich in Seen, die Palmenhaine in Inseln.

„Wohin führt man uns?" murrten die Kleingläubigen und Zaghaften im Heere. „Was wird noch alles kommen? Was steht uns noch bevor? Wäre es nicht besser, zum Flusse zurückzukehren und die Schiffe zu besteigen? Wir sind keine Frösche, die in den Tümpeln herumschwimmen können!"

Julian ging selbst an den schwierigsten Stellen zu Fuß; er legte mit Hand an, wo es galt, die schwer beladenen Wagen, die im tiefen Lehme steckenblieben, herauszuziehen; er scherzte und zeigte den Soldaten seinen nassen, mit Schlamm bedeckten Purpurmantel.

Aus Schläuchen, ledernen Booten und Balken aus Palmenbäumen ließ Julian Brücken schlagen. Endlich, bei Anbruch der Nacht, erreichten die Soldaten trockenes Land. Die ermatteten Krieger gaben sich einem unruhigen Schlummer hin. Morgens kam die Festung Perisaborum in Sicht.

Die Perser verhöhnten die Feinde von ihren für uneinnehmbar gehaltenen Türmen und Mauern herab, die mit dicken, zottigen

Digitized by Google

Decken aus Ziegenfellen gegen die Angriffe der Belagerungsmaschinen behangen waren. Den ganzen Tag über schwirrten Wurfgeschosse und Schimpfreden herüber und hinüber.

In der Finsternis der folgenden mondscheinlosen Nacht luden die Römer in der größten Stille die Katapulte aus den Schiffen und rückten sie vor die Mauern. Die Gräben wurden mit Steinen ausgefüllt.

Mit einem „Malleolus", einem großen, spindelförmigen Brandpfeile, der mit einer Zündmasse aus Teer, Schwefel, Öl und Erdpech gefüllt war, gelang es, einen der haarigen Schilde an der Festungsmauer in Brand zu setzen. Die Perser eilten, das Feuer zu löschen. Diesen Augenblick benutzte der Kaiser und befahl, eine Belagerungsmaschine, einen „Tarant", heranzurollen. Es war dies ein langer Baumstamm, der an eisernen Ketten an einem Balkengerüst hing, an der Spitze mit einem ehernen Widderkopf versehen.

Hunderte von Kriegern zogen unter gleichmäßigem Rufe: „Eins . . . zwei . . . drei!" und unter Anspannung aller ihrer Muskeln an dicken herabhängenden Stricken aus Rindssehnen und versetzten den Stamm langsam in Schwingungen.

Der erste, donnerähnliche Schlag erfolgte; die Erde erdröhnte, die Mauer erbebte. Die Schläge folgten nun einer dem andern in immer kürzeren Zwischenräumen: der Tarant schien in Wut geraten zu sein und hämmerte immer heftiger mit seiner ehernen Stirn gegen die Mauer. Plötzlich erscholl ein Krachen, ein Gepolter; ein Stück Mauer stürzte ein. Die Perser flohen mit Geschrei.

Julian, dessen Helm aus der Staubwolke hell hervorleuchtete, zog mit seinen Scharen in die eroberte Stadt ein; den zurückgebliebenen Bewohnern erschien er furchtbar, wie der Gott des Krieges.

Das Heer zog weiter. Zwei Tage rastete es in den schattigen, kühlen Hainen. Es erfrischte sich an einem säuerlichen Getränk, einer Art Wein, der aus Palmensaft bereitet wurde und an gelblichen, wie Bernstein durchscheinenden, babylonischen Datteln.

Weiterhin folgte wieder unabsehbare Wüste, diesmal aber nicht sandige, sondern steinige; die Hitze wurde noch unerträglicher; Tiere und Menschen starben wie die Fliegen, die Luft zitterte um Mittag und lagerte sich in wellenförmigen, glühenden Schichten über den Felsen; wie eine Schlange, die ihre silberigen Schuppen an der Sonne erwärmt, wand sich der Tigris durch die graue, aschfarbene Ebene dahin. Endlich erblickten die Römer einen gewaltigen, zackigen Felsen, der jäh zum Ufer des Tigris herabfiel. Auf ihm war die zweite Festung zur Verteidigung Ctesiphons, der südlichen Hauptstadt Persiens, Maogamalcha, erbaut, noch stärker als Perisabora.

Digitized by Google

Die sechzehn Türme und die Doppelmauer Maogamalchas waren wie alle alten assyrischen Bauwerke, die sich vor der zerstörenden Macht der Jahrhunderte nicht fürchteten, aus babylonischen, an der Sonne getrockneten und mit Erdpech verbundenen Ziegelsteinen erbaut.

Die Belagerung begann; wieder knarrten die plumpen, hölzernen Ballisten und kreischten die Räder und Hebel der Skorpione, pfiffen die feuerspeienden Malleoli.

Es war zur Stunde, in der die Eidechsen in den Felsenritzen schlafen; die Sonnenstrahlen fielen wie eine unheimliche Last auf die Köpfe und Rücken der Soldaten; die Hitze war unerträglich. In ihrer Verzweiflung rissen die Soldaten trotz der Ermahnungen ihrer Anführer und trotz der drohenden Gefahr die Helme und Panzer herab; sie zogen die Wunden der sengenden Glut vor.

Über den schwarzbraunen Türmen und Schießscharten von Maogamalcha, aus denen vergiftete Pfeile, Spieße, Steine, bleierne und irdene Kugeln, brennende persische Falaricas, die die Luft mit dem Gestank von Schwefel und Naphtha verpesteten, herabgeschleudert wurden, hing der staubig, graublaue Himmel, glühte die Sonne durch einen Dunstschleier erbarmungslos, schrecklicher als der Tod herab. Schließlich besiegte auch hier die Sonne die Feindschaft der Menschen; Belagerer und Belagerte unterbrachen um Mittag in völliger Erschöpfung den Kampf, und es trat eine Ruhe ein, die zu dieser Tageszeit einen befremdlichen Eindruck machte, eine Totenstille, tiefer als die der Nacht.

Die Römer aber ließen den Mut nicht sinken; seit der Eroberung von Perisabora glaubten sie an die Unbesiegbarkeit des Kaisers Julian; sie verglichen ihn mit Alexander dem Großen und erwarteten Wunder von ihm.

Während einiger Tage gruben die Soldaten einen unterirdischen Gang an der Ostseite von Maogamalcha, wo die Felsen nicht so steil abfielen, der unter den Festungsmauern hindurch bis mitten in die Stadt führte und vier Fuß breit war, so daß zwei Mann nebeneinander durchgehen konnten; dicke Querhölzer, die in gewissen Abständen angebracht waren, stützten die Decke. Die Erdarbeiter arbeiteten mit freudigem Eifer; hier in der finsteren Tiefe der Erde, die erfrischende Feuchtigkeit ausströmte, vermochte ihnen die Sonnenglut nichts anzuhaben. „Vor kurzem waren wir Frösche, jetzt sind wir Maulwürfe", scherzten sie.

Drei Kohorten, die Mattiarii, Laccinarii und Victorii, fünfzehnhundert der tapfersten Soldaten, betraten in größter Stille den unterirdischen Gang und erwarteten sehnsüchtig den Befehl ihrer Anführer, in die Stadt einzudringen.

Digitized by Google

Beim Tagesanbruch wurde an zwei entgegengesetzten Stellen zum Sturm geschritten, um die Aufmerksamkeit der Perser abzulenken. Julian führte die Soldaten auf einem schmalen Pfade am Abhange unter einem Regen von Pfeilen und Steinen vor. „Sehen wir," sagte er zu sich selbst, die Gefahr verachtend, „ob die Götter mich erhalten und ein Wunder verrichten werden, ob ich auch diesmal dem Tode entgehe."

Eine unbezähmbare Neugier, die Sucht nach Übernatürlichem, drängte ihn, sein Leben aufs Spiel zu setzen; mit herausforderndem Hohne versuchte er das Schicksal. Er fürchtete den Tod nicht, sondern nur die etwaige Niederlage in diesem Spiele mit dem Schicksal oder einer göttlichen Vorsehung. Die Soldaten folgten ihm begeistert, von seiner an Wahnsinn grenzenden Todesverachtung angesteckt.

Die Perser verspotteten die Anstrengungen der Belagerer, sangen laut den Ruhm des Sohnes der Sonne, ihres Königs Schapur, und riefen den Römern von der Höhe ihrer fast in die Wolken ragenden Mauern herunter zu:

„Eher wird Julian in den Palast des Ormuzd eindringen als in unsere Festung!"

Als der Sturm begann, gab Julian den Anführern ein Zeichen. Die Soldaten, die sich im unterirdischen Gange versteckt gehalten hatten, drangen in die Stadt ein und brachen durch den Keller eines Hauses, wo eine alte Frau eben Teig knetete. Als sie die römischen Legionäre erblickte, stieß sie einen durchdringenden Schrei aus; sie wurde erschlagen.

Nachdem die Römer sich auf diese Weise in die Festung eingeschlichen hatten, fielen sie den Persern in den Rücken; diese warfen vor unheimlichem Schrecken die Waffen weg und zerstreuten sich in den Straßen von Maogamalcha. Die Römer öffneten die Tore, und die Stadt wurde von zwei Seiten eingenommen.

Jetzt zweifelte keiner der Soldaten mehr, daß Julian, wie einst Alexander der Makedonier, das persische Reich bis zum Indus erobern würde. Man näherte sich Ctesiphon, der südlichen Hauptstadt Persiens. Die Schiffe waren bis dahin auf dem Euphrat verblieben. Mit derselben fieberhaften, ja zauberischen Schnelligkeit, die den Feinden keine Zeit ließ, sich zu besinnen, stellte Julian das alte römische Werk, den die Flüße Euphrat und Tigris verbindenden Kanal, der von Trajanus und Septimius Severus erbaut und von den Persern zugeschüttet worden war, wieder her. Durch diesen Kanal konnte die Flotte in den Tigris, etwas oberhalb von

Digitized by Google

Ctesiphon, eingeführt werden. Somit war der Sieger bis in das Herz des asiatischen Reiches vorgedrungen.

Am Tage nach der Ankunft der Flotte teilte Julian abends dem versammelten Kriegsrate mit, daß er während der Nacht mit dem Heere den Strom überschreiten und sich an die Mauern von Ctesiphon begeben werde. Dagalaiphus, Hormisdas, Secundinus, Victor und Sallustius, alles erfahrene Feldherren, erschraken und widersprachen dem Kaiser; sie flehten ihn an, von dem allzu kühnen Unternehmen Abstand zu nehmen, wiesen ihn auf die Ermüdung des Heeres, die Breite des Stromes und die starke Strömung, auf die Steilheit des gegenseitigen Ufers hin und erinnerten an die Nähe Ctesiphons und des großen Heeres des Königs Schapur, sowie an die Wahrscheinlichkeit eines Angriffes der Perser während des Übergangs. Julian schenkte ihnen kein Gehör.

„Wenn wir auch noch so lange warten wollten," rief er schließlich ungeduldig, „so wird doch der Fluß nicht weniger breit, die Ufer werden nicht minder steil werden; das Heer der Perser aber wird täglich durch neue Zuzüge wachsen. Wenn ich Eure Ratschläge befolgt hätte, so säßen wir heute noch in Antiochia."

Bestürzt verließen ihn die Feldherren.

„Er hält es nicht aus," sagte seufzend der erfahrene und verschlagene Dagalaiphus, ein Barbar, der im römischen Dienste ergraut war, „denkt an mich — er hält es nicht aus. So heiter und siegesmutig er zu sein scheint, seine Gesichtszüge weisen doch darauf hin, daß nicht alles in Ordnung ist. Diesen Gesichtsausdruck habe ich schon gesehen an Leuten, die der Verzweiflung nahe, zu Tode erschöpft waren."

Die warme, nebelige Dämmerung senkte sich auf den Wasserspiegel des breiten Stromes. Das Zeichen wurde gegeben; fünf Kriegsgaleeren mit 400 Mann stießen vom Lande ab; lange noch hörte man das Aufschlagen der Ruder. Dann wurde es still. Die Dunkelheit wurde undurchdringlich.

Julian spähte ungeduldig vom Ufer aus, unter einem Lächeln seine Erregung verbergend. Die Feldherren flüsterten miteinander. Plötzlich blitzte in der Dunkelheit ein Feuer auf. Alle hielten den Atem an und blickten auf den Kaiser. Er hatte es begriffen, was dies Feuer zu bedeuten habe — den Persern war es gelungen, vom hohen Ufer aus durch Brandpfeile die römischen Schiffe in Brand zu stecken.

Julian erblaßte, gewann aber sofort seine Geistesgegenwart wieder; ohne seinen Soldaten Zeit zu lassen, sich zu besinnen,

Digitized by Google

stürzte er sich auf das zunächst dem Ufer gelegene Schiff und wendete sich von hier aus mit siegesbewußter Miene an das Heer:

„Sieg! Sieg! Seht Ihr den Feuerschein? Sie sind gelandet und haben sich des Ufers bemächtigt. Ich habe der abgesandten Kohorte den Befehl erteilt, zum Zeichen des Sieges ein Feuer anzuzünden. Mir nach, Kameraden!"

„Was tust Du?" flüsterte ihm der vorsichtige Sallustius ins Ohr. „Wir sind verloren; es ist ja eine Feuersbrunst!"

„Der Kaiser hat den Verstand verloren!" sagte Hormisdas leise zu Dagalaiphus. Der schlaue Barbar zuckte verständnislos mit den Achseln.

Das Heer drängte unaufhaltsam dem Strome zu. Mit dem Triumphgeschrei: „Sieg! Sieg!" eilten die Soldaten nach den Schiffen, stießen sich dabei, fielen ins Wasser und kletterten vergnügt wieder heraus. Einzelne kleinere Barken wären beinahe versunken; die Galeeren konnten so viele auf einmal nicht fassen.

Viele Reiter durchschwammen den Fluß, die starke Strömung mit ihren Pferden überwindend. Die Kelten und Bataver bestiegen im Wasser ihre großen Lederschilde, die wie kleine Kähne ausgebuchtet waren, und schwammen so, furchtlos und ohne die Gefahr der kreisenden Strudel zu beachten, unter dem Ruf „Sieg! Sieg!" auf dem Strome dahin.

Die Strömung wurde von den zahlreichen Schiffen, die den Fluß versperrten, gemindert. Die Feuersbrunst auf den ersten fünf Galeeren wurde leicht gelöscht.

Jetzt erst erkannten alle die Schwere des Wagnisses, die fast wahnwitzige List des Kaisers. Aber die Soldaten wurden dadurch nur noch freudiger erregt; jetzt, nach so spielender Überwindung einer derartigen Gefahr, schien ihnen alles möglich.

Kurz vor Sonnenaufgang waren die Römer im Besitze des gegenüberliegenden Ufers. Sie hatten nur kurze Zeit mit der Waffe in der Hand ruhen können, als sie im Morgengrauen ein starkes Heer aus Ctesiphon heraus in die Ebene vor die Stadtmauern rücken sahen.

Die erste wirkliche Schlacht begann, sie dauerte zwölf Stunden. Julians Heer erblickte hier zum erstenmal die Kriegselefanten, die eine ganze Kohorte wie ein Getreidefeld niedertreten konnten.

Die Perser kämpften mit dem Mute der Verzweiflung, vermochten aber den kriegsgeübten Scharen Roms keinen dauernden Widerstand entgegenzusetzen.

Der Sieg war ein so vollständiger, wie die Römer ihn seit den Zeiten der großen Kaiser Trajanus, Vespasianus und Titus nicht errungen hatten.

Digitized by Google

Bei Sonnenaufgang brachte Julian dem Schlachtengotte Ares ein Opfer dar, bestehend aus zehn weißen Stieren von außergewöhnlicher Schönheit, die an die Abbildungen der heiligen Rinder auf den altgriechischen Marmorkunstwerken erinnerten. Alles war in feierlicher Stimmung. Nur die etruskischen Auguren, die mit dem Heere zogen, bewahrten wie immer ihre eigensinnige, unheilverkündende, finstere Stimmung; mit jedem neuen Siege Julians wurden sie verdrießlicher und schweigsamer. Man führte den ersten, mit Lorbeer bekränzten Stier zum flammenden Altar. Der Stier ging träge und willig; plötzlich stolperte er und sank in die Knie; mit einem kläglichen, eigentümlichen Gebrüll, das dem einer menschlichen Stimme zu ähneln schien und alle Anwesenden mit Grauen erfüllte, wühlte er sein Maul in den Staub und verschied, ehe das zweischneidige Beil seine breite Stirn getroffen hatte. Ein anderer wurde herbeigeführt, auch er stürzte hin, ebenso ein dritter, ein vierter. Alle traten schlapp und schwach, kaum sich auf den Beinen haltend, als ob sie von einer tödlichen Krankheit befallen wären, an den Altar heran und fielen dann um. Ein Schreckensgemurmel erhob sich im Heere. Dieser unheimliche Vorgang erschien fast allen als ein furchtbares Vorzeichen.

Einzelne nur, die weniger abergläubisch waren, beschuldigten die etruskischen Priester, sie hätten die Opferstiere vergiftet, um sich an dem Kaiser wegen der Mißachtung ihrer Prophezeiungen zu rächen. Neun Stiere waren gefallen. Der zehnte riß sich los, zerriß die Fesseln, lief mit lautem Gebrüll, Schrecken im Lager verbreitend, zum Tore hinaus und konnte nicht wieder eingefangen werden.

Das Opfer wurde unterbrochen. Schadenfreude erfüllte die Auguren.

Als man die toten Stiere ausweidete, erblickte Julian mit dem erfahrenen Auge eines Sehers in den Eingeweiden unzweifelhafte, schreckliche Vorzeichen. Er wendete sich ab, indem Leichenblässe sein Gesicht überzog, wollte lächeln, konnte es aber nicht. Plötzlich trat er an den flammenden Altar und stieß mit aller Kraft mit dem Fuße dagegen. Der Altar schwankte, aber fiel nicht um. Ein schwerer Seufzer, wie aus einer einzigen Kehle, entstieg der Menge. Sallustius eilte an den Kaiser heran und flüsterte ihm ins Ohr:

„Die Soldaten sehen auf Dich. Beende den Gottesdienst!"

Julian drängte ihn zur Seite und stieß noch heftiger mit dem Fuße gegen den Altar; der Opfertisch fiel um, die Flamme erlosch, und die Kohlen wurden umhergestreut; der wohlriechende Rauch aber stieg von ihnen dichter als zuvor in die Höhe.

Digitized by Google

„Wehe, wehe! Der Altar ist entweiht!“ erscholl eine Stimme in der Menge.

„Ich sage Dir, er hat seinen Verstand verloren“, flüsterte erschrocken Hormisdas, indem er Dagalaiphus bei der Hand ergriff. „Sieh die Augen an!“

Die etruskischen Auguren standen nach wie vor ruhig und würdevoll da, ihre wie aus Stein gemeißelten Gesichter wiesen kein Zeichen der Erregung auf.

Julian hob die Hände zum Himmel; seine Augen brannten, indem er mit lauter Stimme rief:

„Bei der ewigen Freudigkeit, die hier in meinem Herzen ruht, sage ich mich von Euch los, wie Ihr Euch von mir losgesagt habt, Ihr machtlosen Götter! Ich stehe Euch allein gegenüber, Ihr olympischen Schattenwesen!“

Ein fast hundertjähriger, niedergebeugter Augur mit langem, weißen Barte und einem gekrümmten Priesterstabe trat an den Kaiser heran und legte ihm seine feste, knochige Hand auf die Schulter.

„Ruhig, mein Sohn, ruhig! Wenn Du das Geheimnis ergründet hast, so freue Dich im stillen. Verführe die Menge nicht. Es hören Dich diejenigen, die es nicht hören dürfen.“

Das unzufriedene Gemurmel wuchs.

„Er ist krank“, flüsterte Hormisdas dem Dagalaiphus zu. „Wir müssen ihn ins Zelt führen, sonst geschieht ein Unglück.“

Der Arzt Oribasius trat mit seiner gewohnten, besorgten Miene an Julian heran, erfaßte vorsichtig seine Hand und begann, ihm zuzureden:

„Gnädiger Augustus, Du bedarfst der Ruhe. Zwei Nächte hast Du nicht geschlafen. In diesen Gegenden herrschen gefährliche Fieber. Komm ins Zelt, die Sonne schadet Dir.“

Die Aufregung im Heere wurde gefährlich. Das Gemurmel und die Rufe verschmolzen in ein unwilliges, undeutliches Getöse. Niemand wußte klar, was vorging, alle aber empfanden, daß es nichts Gutes sei. In abergläubischer Furcht riefen einige:

„Es ist eine Verspottung des Heiligtums! Richtet den Altar wieder auf! Was stehen die Priester so müßig da?“

Andere schrien: „Die Priester haben den Kaiser vergiftet, weil er ihre Ratschläge nicht befolgt hat. Schlagt die Priester tot! Sie bringen uns nur Unheil!“

Die Galiläer benutzten die Gelegenheit; mit demutsvoller Miene liefen sie umher, lachten und flüsterten untereinander. Wie Schlangen, die eben erst durch die Sonnenwärme aus ihrem Winterschlaf erweckt waren, zischelten sie:

Digitized by Google

„Seht Ihr es denn nicht? Gott straft ihn! Es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Die Teufel haben sich seiner bemächtigt und seinen Verstand verwirrt; jetzt hat er sich gegen dieselben Götter empört, um die er von dem Einigen abgefallen ist."

Wie aus tiefem Schlafe erwachend, ließ der Kaiser seine Blicke umherschweifen und fragte endlich zerstreut Oribasius:

„Was gibt's? Worüber schreien sie? Ach ja, der umgeworfene Opferaltar!" Hohnlächelnd blickte er auf die im Staube verglimmenden Weihrauchkörner. „Weißt Du wohl, lieber Freund, man kann die Leute nicht schärfer verletzen, als wenn man ihnen die Wahrheit sagt. Die armen, einfältigen Kinder! Nun, mögen sie schreien, weinen — sie werden sich wieder zu trösten wissen. Komm Oribasius, gehen wir rasch in den Schatten. Du hast recht, die Sonne ist mir schädlich. Die Augen schmerzen mich. Ich bin müde."

Er entfernte sich langsam, auf den Arm des Arztes gestützt. Als er das Zelt betrat, hieß er mit einer trägen Handbewegung allen, sich zu entfernen. Der Eingang wurde geschlossen, im Zelte wurde es dunkel.

Er trat an sein ärmliches, hartes Feldlager: sein Löwenfell und sank erschöpft darauf hin. Lange lag er da, seinen Kopf mit den Händen zusammenpressend, wie er es in seiner Kindheit nach schwerer Kränkung oder Kummer getan hatte.

„Leiser, leiser, der Augustus ist krank", suchten die Feldherren die erregten Soldaten zu besänftigen, was ihnen mit diesen Worten auch gelang. Bald trat auch im Lager wie im Zelt des Kaisers äußerlich tiefe, erwartungsvolle Stille ein.

Nur die Galiläer ruhten nicht — sie liefen umher, schlichen sich unhörbar überall ein, verbreiteten allerhand schreckliche Gerüchte und zischelten wie die Schlangen, die eben erst durch die Sonnenwärme aus ihrem Winterschlaf erweckt waren:

„Seht Ihr es denn nicht? Gott straft ihn! Es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!" — — —

Sechzehntes Kapitel.

Einige Male betrat Oribasius vorsichtig das Zelt und bot dem Kranken ein erfrischendes Getränk an; Julian schlug es jedoch ab und bat, ihn allein zu lassen; er fürchtete sich vor menschlichen Gesichtern, menschlichen Stimmen und dem Lichte.

Digitized by Google

Wie in früheren Zeiten schloß er seine Augen, preßte seinen Kopf mit den Händen und bemühte sich, an nichts zu denken, zu vergessen, wo er wäre und was mit ihm geschehen sei.

Seine fast übernatürliche Willenskraft, die ihm während der drei letzten Monate innegewohnt, hatte einer plötzlichen tiefen Mutlosigkeit, einem Gefühl grenzenloser Schwäche und Ohnmacht, völliger geistiger und körperlicher Erschöpfung Platz gemacht.

Er wußte nicht, ob er schliefe oder wache. Erscheinungen, die sich immer wiederholten und eine ununterbrochene Kette bildeten, tauchten in unaufhaltsamer Schnelligkeit und qualvoller Deutlichkeit vor seinen Augen auf.

Bald war es ihm, als läge er im weiten, kalten Schlafgemache Macellums; die gebrechliche Labda hatte den Nachtsegen über ihn gesprochen, das Wiehern der in der Nähe des Zeltes angebundenen Pferde erschien ihm als das lächerliche Schnarchen des alten Pädagogen Mardonius; mit Freuden fühlte er sich wieder als den ganz kleinen Knaben, der, niemand bekannt, fern von den Menschen in den kappadokischen Bergen verlassen war, aber auch von dem namenlosen Elend des Erdendaseins noch nichts wußte.

Bald stieg ihm der vertraute, feine und frische Duft der von der Märzsonne angewärmten Hyazinthen auf, die im Vorhofe des gemütlichen Hauses des Priesters Olympiodores wuchsen, und er hörte das liebliche Gelächter der Amaryllis, das Geplätscher des Springbrunnens, den Klang der messingnen Schälchen beim Kottabos wie den Mittagsruf der Diophana aus der Küche: „Meine Kinder, die Ingwerkuchen sind fertig!“

Die freundlichen Bilder aus der Kindheit entschwanden, und solche aus den Jünglingsjahren tauchten vor seinem Geiste auf. Er hörte das Frühlingsgesumme der ersten Januarfliegen, die sich bereits über die Mittagshitze freuten, in einem windfreien Winkel an der von der Sonne beleuchteten weißen Mauer am Meere; zu seinen Füßen verliefen die schaumlosen, hellgrünen Wogen; lächelnd betrachtete er die Segel, die in der unendlichen Ferne des Meeres und im Scheine der winterlichen Sonne verschwanden. Er wußte, daß er in dieser glückseligen Einsamkeit allein sei, daß niemand kommen würde, daß er wie diese schwarzen, lustigen Fliegen an der weißen Wand nur die unschuldige Freude am Dasein, die Sonne und die Stille in der Natur empfände.

Plötzlich wieder zum Bewußtsein erwachend, erinnerte sich Julian, daß er sich tief im Innern von Persien befände, daß er römischer Kaiser sei, daß in seinen Händen das Schicksal von über sechzigtausend Soldaten ruhe, daß es keine Götter gäbe, daß er,

Digitized by Google

das Heiligtum verspottend, den Opferaltar umgeworfen habe. Er fuhr zusammen, ein Fieberschauer durchschüttelte ihn, und es schien ihm, er wäre ausgeglitten, stürze in einen Abgrund, und es wäre nichts da, woran er sich halten könnte.

Er konnte sich keine Rechenschaft darüber geben, wie lange er so dagelegen habe. Aber nicht mehr im Traume, sondern in Wirklichkeit erscholl jetzt eine leise Stimme, die seines alten, treuen Dieners, der den Kopf vorsichtig durch den Vorhang gesteckt hatte und ins Zimmer sah.

„Gnädigster Augustus, ich fürchte mich, Dich zu stören, aber ich wage es auch nicht, ungehorsam zu sein. Im Lager ist soeben der Feldherr Arinthäus eingetroffen. Du hast befohlen, ihn sofort zu melden."

„Arinthäus!" rief Julian und sprang vom Lager, wie von einem Blitzschlage getroffen, auf. „Arinthäus! Eile, ihn hierher zu rufen."

Arinthäus war einer seiner kühnsten Heerführer, den er mit einer kleinen Abteilung Kundschafter nach Norden entsandt hatte, um zu erforschen, ob sich nicht das dreißigtausend Mann starke Heer der Comites Procopius und Sebastianus nähere, denen der Kaiser befohlen hatte, sich mit den Truppen des römischen Bundesgenossen, des armenischen Königs Arsakes, zu vereinigen und dem Hauptheere unter den Mauern von Ctesiphon anzuschließen. Julian wartete bereits seit langem auf diesen Zuzug, von dem das Schicksal des ganzen Heeres abhing.

„Führe ihn her!" rief der Kaiser. „Führe ihn her . . . oder nein . . . Ich selbst . . ."

Aber seine Schwäche war trotz der augenblicklichen Erregung nicht von ihm gewichen; es wurde ihm schwindlig; er mußte die Augen schließen und sich am Zelttuch festhalten.

„Reich mir starken Wein . . . mit kaltem Wasser."

Der alte Diener beeilte sich, den Befehl auszuführen, und brachte dem Kaiser einen Becher. Dieser trank in langsamen Zügen den Becher bis zum letzten Tropfen aus, atmete erleichtert auf und ging dann aus dem Zelte.

Es war spät am Abend. Am Horizont jenseit des Euphrats war ein Gewitter vorübergezogen; ein heftiger Wind brachte feuchte, frische Luft, den Geruch des Regens herbei.

Durch die dunkeln Wolken flimmerten einzelne Sterne, wie Lichter, die im Winde flackern. Aus der Wüste erscholl das Gebell der Schakale. Julian entblößte die Brust, setzte sich so dem Winde aus und freute sich darüber, wie der Sturm in seinen

Digitized by Google

Haaren wühlte. Er lächelte über seinen früheren Kleinmut; die Schwachheit war von ihm gewichen; die geistige Spannkraft, die einem Rausche glich, kehrte wieder zurück; seine Nerven waren wie zarte Saiten angespannt; er wollte befehlen, handeln, nicht die ganze Nacht über schlafen, sich in die Schlacht, in Gefahr und Tod stürzen. Die ihn zuweilen noch überfliegenden Fieberschauer kämpfte er mit eiserner Willenskraft nieder.

Arinthäus brachte traurige Botschaft: auf die Hilfe des Procopius und Sebastianus war nicht mehr zu rechnen. Der Kaiser war mitten in Asien von seinen Bundesgenossen verlassen worden. Es gingen Gerüchte von einem Verrate, einem Treubruche des schlauen Arsakes.

In diesem Augenblicke wurde dem Kaiser ein persischer Überläufer aus dem Lager Schapurs gemeldet. Man führte ihn vor. Der Perser warf sich Julian zu Füßen und küßte die Erde; es war ein Krüppel, dessen abrasierter, von der asiatischen Tortur verunstalteter Kopf — die Ohren waren ihm abgeschnitten und die Nasenlöcher aufgerissen — an einen Totenkopf erinnerte; aus den Augen aber sprühten Geist und Entschlossenheit. Er trug ein kostbares Gewand aus feuerroter, sogdianischer Seide und sprach gebrochen Griechisch. Zwei Sklaven begleiteten ihn.

Der Perser, der sich Artabanes nannte, erzählte, daß er ein Satrap sei, der bei Schapur verleumdet worden wäre. Durch die Folter hätte man ihn zum Krüppel gemacht, und er sei jetzt zu den Römern übergelaufen, um sich an seinem Könige zu rächen.

„O Beherrscher des gesamten Erdkreises," sagte Artabanes hochtrabend und schmeichlerisch, „ich liefere Dir Schapur, an Händen und Füßen gefesselt wie ein Opferlamm, aus. Ich werde Dich nachts ans Lager heranführen, und Du wirst leise Deine Hand auf den König legen und ihn gefangen nehmen, wie die kleinen Kinder die Nestlinge in die Hand nehmen. Höre auf Artabanes; Artabanes kann alles; Artabanes kennt alle Geheimnisse des Königs!"

„Was willst Du von mir?" fragte Julian.

„Meine Rache. Folge mir nur!"

„Wohin!"

„Nach dem Norden, durch die Wüste — dreihundertfünfundzwanzig Parasangen —, dann durch die Berge gen Osten, gerade auf Susa und Ekbatana." Der Perser wies auf den Horizont hin und wiederholte: „Dorthin, dorthin!" ohne seinen Blick von Julian abzuwenden.

„Augustus," flüsterte Hormisdas dem Kaiser ins Ohr, „sieh Dich vor! Dieser Mann hat einen bösen Blick. Er ist ein Zauberer,

Digitized by Google

ein Spitzbube und — etwas viel Schlechteres noch. In diesen Gegenden geschieht nachts nichts Gutes. Jage ihn fort, höre nicht auf ihn."

Der Kaiser beachtete Hormisdas' Worte nicht; die ununterbrochen auf ihn gerichteten, flehenden Blicke des Persers faszinierten ihn.

„Kennst Du denn genau den Weg nach Ekbatana?"

„O ja! ja!" beteuerte Artabanes, feierlich die Hand aufs Herz legend. Ich kenne ihn . . . wie sollte ich ihn auch nicht wissen! Artabanes kennt jeden Grashalm auf der Steppe, jeden Brunnen . . . Artabanes weiß, was die Vögel zwitschern, hört das Steppengras wachsen, die unterirdischen Quellen fließen. Artabanes beherrscht die alte Weisheit Zoroasters. Er wird Deinem Heere voranlaufen, die Pfade ausspürend und den Weg weisend. Glaube mir, in zwanzig Tagen ist ganz Persien in Deinen Händen, — ganz Persien bis zum Indus, bis zum weiten Ozean!"

Das Herz des Kaisers schlug in stolzer Erwartung. „Sollte das etwa das Wunder sein, auf das ich gewartet habe? In zwanzig Tagen ganz Persien in meiner Hand!" Vor Freude konnte er kaum Atem holen.

„Jage mich nicht fort," flüsterte der Krüppel, „ich werde wie ein Hund zu Deinen Füßen liegen. Sobald ich nur Dein Antlitz gesehen habe, habe ich Dich, Weltbeherrscher, liebgewonnen; ich liebe Dich mehr als meine eigene Seele, weil Du so schön bist! Ich möchte, Du gingest über meinen Körper und zerträtest mich mit Deinen Füßen; ich aber würde den Staub von Deinen Sohlen lecken und singen: Ehre, Ehre, Ehre sei dem Sohne der Sonne, dem Beherrscher des Orients und des Okzidents — dem Julian!"

Er küßte die Füße des Kaisers; auch die beiden Sklaven fielen mit dem Gesicht auf die Erde und wiederholten: „Ehre, Ehre, Ehre!"

„Was soll ich denn aber mit den Schiffen anfangen?" sagte Julian nachdenklich, wie vor sich hin. „Soll ich sie ohne Mannschaften den Feinden preisgeben, oder soll ich bei ihnen bleiben?"

„Verbrenne sie!" flüsterte ihm Artabanes zu.

Julian zuckte zusammen und sah ihm forschend ins Gesicht: „Verbrennen? Was sagst Du?"

Artabanes erhob den Kopf und sah dem Kaiser starr in die Augen.

„Du fürchtest Dich . . . Du? . . . Nein, nein, die Menschen fürchten sich, aber nicht die Götter! Verbrenne sie, und Du wirst frei sein, frei wie der Wind. Die Schiffe fallen nicht in die Hände der Feinde, und Du vermehrst durch die Bemannung derselben

Digitized by Google

Dein Heer. Sei groß und unerschrocken bis ans Ende. Verbrenne sie — in zehn Tagen bist Du vor den Mauern von Ekbatana, in zwanzig Tagen ist ganz Persien in Deiner Hand! Du wirst größer sein als der Sohn Philipps, der Besieger des Darius. Verbrenne nur die Schiffe und folge mir. — Oder wagst Du es nicht?"

„Wenn Du aber lügst? Wenn ich in Deinen Augen die Lüge erblicke?" schrie der Kaiser —, faßte mit der einen Hand den Perser an der Kehle und zückte mit der andern das kurze Schwert über ihm.

Hormisdas atmete schon erleichtert auf.

Einige Augenblicke sahen sich der Kaiser und der Perser schweigend in die Augen. Artabanes hielt den Blick Julians aus, und dieser fühlte wieder, wie er dem faszinierenden Einfluß dieser in seltsamem Glanze leuchtenden Augen seines Gegners unterlag.

„Laß mich sterben, laß mich von Deiner Hand sterben, wenn Du mir nicht glaubst", beteuerte der Perser.

Julian steckte das Schwert in die Scheide.

„Es ist ein eigener Reiz, in Deine Augen zu sehen", fuhr Artabanes fort. „Dein Antlitz gleicht dem eines Gottes. Niemand hat es noch erkannt. Ich, ich allein weiß, wer Du bist. Verwirf nicht Deinen Sklaven, Herr!"

„Wir wollen sehen", erwiderte Julian nachdenklich. „Ich wollte ja schon längst den Zug durch die Wüste antreten, den König zur Schlacht zwingen. Aber die Schiffe . . ."

„Ach so, die Schiffe!" rief Artabanes erschrocken. „Du mußt so bald als möglich aufbrechen, noch heute nacht, vor Aufgang der Sonne, solange es dunkel ist, damit die Feinde in Ctesiphon es nicht merken. Wirst Du sie verbrennen?"

Julian erwiderte nichts.

„Führt ihn fort und laßt ihn nicht aus den Augen", befahl der Kaiser den Soldaten, auf den Überläufer hinweisend. Als er in sein Zelt zurückkehrte, blieb er am Eingange stehen und erhob seine Augen.

„Sollte es wirklich möglich sein? So einfach und so rasch? Ich fühle, daß mein Wille wie der Wille der Götter ist. Kaum habe ich etwas gedacht, so geht es schon in Erfüllung."

Die Freude in seinem Herzen wuchs an wie ein Sturm; lächelnd drückte er die Hand aufs Herz, um das heftige Pochen zu dämpfen. Frostschauer überliefen noch immer seinen Rücken; auch sein Kopf schmerzte ihn, als ob er den ganzen Tag der Sonne ausgesetzt gewesen wäre. Er ließ den Feldherrn Victor, einen alten,

Digitized by Google

ihm blind und grenzenlos ergebenen Soldaten, zu sich ins Zelt kommen und übergab ihm den goldenen Ring mit dem kaiserlichen Siegel.

„An die Befehlshaber der Flotte, die Comites Konstantin und Lucillianus", befahl Julian. „Bis Tagesanbruch ist die Flotte zu verbrennen, außer den fünf großen Galeeren mit Getreide und zwölf kleinen Schiffen zu Brücken. Die kleinen sind ins Schlepptau zu nehmen. Alle übrigen sind zu verbrennen. Wer sich widersetzt, hat es mit seinem Leben zu verantworten. Das strengste Geheimnis ist zu wahren. Geh!"

Er händigte ihm ein Stück Papyrus ein, auf das er in Eile den gemessenen Befehl an die Flottenführer geschrieben hatte.

Victor wunderte sich, seiner Gewohnheit nach, darüber nicht. Ohne ein Wort zu erwidern, schweigend, mit der Miene des tiefsten Gehorsams küßte er den Saum des kaiserlichen Gewandes und entfernte sich, um den Befehl auszuführen.

Julian berief trotz der späten Stunde einen Kriegsrat. Finster, innerlich erregt und mißtrauisch versammelten sich die Feldherren im kaiserlichen Zelte. In kurzen Worten setzte Julian ihnen seine Absicht, nach Norden, ins Innere von Persien, in der Richtung auf Ekbatana und Susa vorzugehen, um den König zu überraschen, auseinander.

Alle widersprachen und gaben ihrer Meinung, daß dieser Plan ganz unsinnig sei, unverhohlenen Ausdruck; auf den ernsten Gesichtern der alten, erfahrenen, in Gefahren gestählten Kriegsführer spiegelte sich heftiger Unmut wider. Einige sprachen sich mit aller Schärfe aus.

„Wohin wollen wir noch gehen? Was brauchen wir noch mehr?" sagte Sallustius Secundus. „Bedenke, erhabener Augustus, wir haben halb Persien erobert; Schapur bietet uns Frieden unter Bedingungen an, wie die Könige Asiens sie römischen Siegern noch nie angeboten haben, weder Pompejus dem Großen, noch Septimius Severus, noch Trajanus. Schließen wir einen so glänzenden Frieden, ehe es zu spät ist, und kehren wir ins Vaterland heim."

„Die Soldaten murren," bemerkte Dagalaiphus, „bringe sie nicht zur Verzweiflung. Sie sind ermüdet. Viele sind verwundet, viele krank. Wenn Du sie weiter in die unbekannte Wüste führst, können wir für nichts einstehen. Habe Erbarmen! Auch Dir tut Ruhe not; Du bist vielleicht abgespannter als wir alle."

„Kehren wir um", beschlossen sie einstimmig. „Weiter zu gehen, ist Wahnsinn!"

In diesem Augenblick erscholl ein wüster, dumpfer Lärm hinter den Wänden des Zeltes, der dem Toben einer entfernten Brandung

Digitized by Google

glich. Julian horchte auf und erkannte sofort, daß es ein Aufstand sei.

„Ihr kennt Unsern Willen," sagte er finster, indem er den Feldherren den Ausgang wies, „er ist unabänderlich. Weiter haben Wir nichts mehr hinzuzufügen. In zwei Stunden rücken wir aus. Daß dann alles bereit ist."

„Erhabener Augustus," sagte Sallustius ruhig und ehrerbietig, mit zitternder Stimme, „ich gehe nicht eher hinaus, bis ich das gesagt habe, was ich sagen muß. Du hast zu uns, die Dir nicht an Macht, wohl aber an Mut gleichen, gesprochen, wie es einem römischen Schüler des Sokrates und des Plato nicht würdig ist. Wir können Deine Worte nur durch eine vorübergehende Abspannung, die Deinen göttlichen Verstand verdunkelt, entschuldigen."

„Nun denn," rief Julian hohnlachend und vor kaum unterdrückter Wut erbleichend, „um so schlimmer für Euch, meine Freunde! Ihr befindet Euch also in der Hand eines Wahnsinnigen! Ich habe eben erst den Befehl erteilt, die Schiffe zu verbrennen, und mein Befehl wird schon ausgeführt. Ich sah Eure Einsicht voraus und habe die letzte Brücke zum Rückzuge abgebrochen. Jetzt ist Euer Leben in meiner Hand, und ich werde Euch zwingen, an ein Wunder zu glauben."

Alle verstummten vor Schreck, nur Sallustius stürzte auf Julian zu und ergriff dessen Hand.

„Das ist nicht möglich, Augustus, das konntest Du nicht tun! Oder wäre es wirklich der Fall? . . ." Er unterbrach sich und ließ die Hand des Kaisers los.

Das Geschrei der Soldaten hinter dem Zelte wurde lauter; das Getöse des Aufruhrs kam näher wie ein Sturm in den Baumwipfeln.

„Mögen sie schreien," sagte Julian ruhig, „die armen, törichten Kinder! Wohin wollen sie, von mir fort? Hört Ihr? Deshalb habe ich die Schiffe — die Zuversicht der Feiglinge, die Beruhigung der Faulen — verbrannt. Jetzt gibt es keine Umkehr mehr. Der Würfel ist gefallen. Wir haben nichts als ein Wunder zu erwarten. Jetzt seid Ihr im Leben und im Tode mit mir verbunden. In zwanzig Tagen ist Asien in unseren Händen. Ich habe Euch mit Schrecken und Vernichtung umgeben, damit Ihr mir gleich würdet. So freut Euch! Ich werde Euch wie der Gott Dionysos durch die ganze Welt führen — Ihr werdet Menschen und Götter besiegen, Ihr werdet den Göttern gleich werden!"

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als im ganzen Heere der Verzweiflungsruf erscholl:

Digitized by Google

„Sie brennen! Sie brennen!"

Die Feldherren stürzten aus dem Zelte; Julian folgte ihnen. Victor hatte den Auftrag des Herrschers aufs pünktlichste ausgeführt. Die Flotte war ein Flammenmeer. Der Kaiser freute sich mit einem eigentümlichen, stummen Lächeln.

„Augustus! Die Götter mögen uns gnädig sein . . . er ist entflohen!" Mit diesen Worten stürzte einer der Centurionen bleich und zitternd Julian zu Füßen.

„Geflohen? Wer? Von wem sprichst Du?"

„Artabanes, Artabanes, wehe uns! Er hat Dich betrogen, Augustus!"

„Das kann nicht sein! Und seine Sklaven?" lallte der Kaiser, kaum verständlich.

„Unter der Folter haben sie eben gestanden, daß Artabanes kein Satrap, sondern ein Steuereinnehmer aus Ctesiphon wäre", fuhr der Centurio fort. „Er hat diese Schlauheit erdacht, um die Stadt zu retten und Dich in die Hände der Perser zu liefern, indem er Dich in die Wüste lockte. Er wußte, daß Du die Schiffe verbrennen würdest. Außerdem sagten sie noch aus, daß Schapur mit einem großen Heere nahe."

Der Kaiser stürzte zum Ufer, dem Feldherrn Victor entgegen.

„Löscht, löscht, löscht! Beeilt Euch!"

Aber seine Stimme erstarb — ein Blick auf die brennende Flotte zeigte ihm, daß keine menschliche Macht mehr den Flammen, die durch einen heftigen Wind angefacht wurden, Einhalt gebieten könne.

In seinem Schrecken faßte er sich an den Kopf, und obgleich weder Glauben noch Gebet mehr in seinem Herzen wohnten, erhob er seine Blicke gen Himmel, als ob er da etwas suche. In bleichem Lichte schimmerten die Sterne durch den Feuerschein. Das Heer wogte und tobte immer drohender.

„Die Perser haben sie angezündet!" jammerten die einen und streckten ihre Hände den brennenden Schiffen, ihrer letzten Hoffnung, entgegen.

„Nicht die Perser, aber die Feldherren selbst, um uns in die Wüste zu locken und uns dann zu verlassen!" redeten andere sinnlos.

„Schlagt die Priester tot!" schrien dritte.

„Die Priester haben den Kaiser vergiftet und ihn um den Verstand gebracht."

„Heil dem Augustus Julianus, dem Sieger!" riefen die treuen Gallier und Kelten. „Schweigt, Verräter! Solange er lebt, haben wir nichts zu fürchten."

Digitized by Google

Die Kleinmütigen weinten. „Heim, heim ins Vaterland!“ klagten sie in Verzweiflung. „Wir wollen nicht weiter, wir wollen nicht in die Wüste. Wir tuen keinen Schritt mehr, wir sterben auf dem Wege. Schlagt uns lieber gleich tot!“

„Wir werden unsere Heimat ebensowenig wie unsere Ohren sehen. Wir sind verloren, sind in einen Hinterhalt der Perser geraten.“

„Seht Ihr denn nicht?“ triumphierten die Galiläer. „Die Teufel haben sich seiner bemächtigt! Der treulose Julian hat ihnen seine Seele verkauft, und jetzt reißen sie ihn ins Verderben. Wohin kann uns der Wahnsinnige, von den Teufeln Besessene noch führen?“

Währenddessen sah und hörte der Kaiser nichts; wie im Traume, mit zerstreuter Miene, sprach er leise vor sich hin:

„Es bleibt sich alles gleich, es ist einerlei. Das Wunder wird doch geschehen! Wenn nicht jetzt, so doch später. Ich glaube an das Wunder!“ — — —

Siebzehntes Kapitel.

Es war das erste Nachtlager auf dem Rückzuge in der Mitte des Monats Juni.

Das Heer weigerte sich, weiter zu gehen. Weder Bitten noch Ermahnungen, noch Drohungen des Kaisers halfen. Die Kelten, die Skythen, die Römer, die Christen und Heiden, die Tapferen und die Feigen, alle forderten einstimmig, zurück in die Heimat geführt zu werden.

Die Feldherren waren im stillen schadenfroh; die etruskischen Auguren triumphierten ganz offenkundig. Nach der Verbrennung der Schiffe hatten sich alle empört. Nicht allein die Galiläer, sondern auch die Anhänger der Olympier waren davon überzeugt, daß ein Fluch auf dem Kaiser ruhe, daß die Eumeniden ihn verfolgten. Wenn er durchs Lager ging, verstummten alle Gespräche, alle wichen ihm furchtsam aus.

Die Sibyllinischen Bücher und die Apokalypse, die etruskischen Auguren und die christlichen Prophezeiungen, die Götter und die Engel hatten sich vereinigt, um den Abtrünnigen zu stürzen.

Da erklärte der Kaiser, er würde das Heer durch die Provinz Corduene und das fruchtbare Chilioconum nach Hause zurückführen. Bei diesem Rückzuge blieb wenigstens noch die Hoffnung,

Digitized by Google

sich mit den Truppen des Procopius und Sebastianus zu vereinen, bestehen. Julian tröstete sich auch mit dem Gedanken, daß, da er das persische Gebiet noch nicht verlasse, er jeden Augenblick die Möglichkeit habe, auf das Hauptheer des Königs Schapur zu stoßen und durch einen Sieg alles wieder gutzumachen.

Die Perser zeigten sich nicht mehr. In der Absicht, vor dem entscheidenden Überfalle das römische Heer möglichst zu schwächen, brannten sie alle Getreidefelder, alle Speicher und Heuschuppen in den Dörfern nieder. Die Soldaten Julians marschierten in einer ausgestorbenen, vom Feuer versengten und noch rauchenden Steppe. Hungersnot trat ein.

Um das Elend noch zu vergrößern, zerstörten die Perser auch die Dämme der Kanäle und überschwemmten die niedergebrannten Felder. Auch die Natur schien sich gegen die Römer verschworen zu haben: in den Bergen Armeniens trat ein so plötzliches Tauwetter ein, daß die Ströme und Bäche ebenfalls aus ihren Ufern traten und die Überschwemmung noch vergrößerten.

Unter den Gluten der Junisonne verzog sich das Wasser zwar bald wieder, aber auf der von der Feuersbrunst noch warmen Erde blieben Lachen klebrigen Schmutzes zurück. Aus diesen Pfützen stiegen abends Nebel auf, die durch ihren widerlichen, fauligen Brandgeruch die Luft, das Wasser, selbst die Kleider und Speisen der Soldaten verpesteten, und in der Sonnenglut des Tages umschwärmten Wolken von Ungeziefer — Moskitos, giftige Bremsen, Schnaken, Fliegen und anderes Geschmeiß — die Lasttiere, bedeckten die schweißige Haut der Legionäre; Tag und Nacht hörte man ihr einschläferndes Gesumme; die Pferde wurden unruhig, die Ochsen rissen sich aus ihren Jochen und warfen die Wagen um. Nach den schweren Märschen fanden die Soldaten keine Ruhe, selbst in den Zelten konnte man sich vor dem Ungeziefer nicht retten; es drang durch alle Ritzen, kroch mit unter die Decke des Nachtlagers, sodaß Todesmattigkeit dazu gehörte, um schlafen zu können. Von dem Stiche ganz kleiner, durchsichtiger Fliegen von schmutziggelber Farbe entstanden Blasen und Geschwülste, die zuerst juckten, dann schmerzten und sich schließlich zu schrecklichen, eiterigen Geschwüren auswuchsen.

In den letzten Tagen war die Sonne gar nicht sichtbar gewesen und der Himmel, mit weißen, dichten Wolken umzogen, deren fahler Schein für die Augen noch empfindlicher war als die Sonne, erschien so niedrig wie eine Zimmerdecke, unter der die Schwüle eines überhitzten Badezimmers herrscht.

Digitized by Google

So marschierten die abgemagerten, geschwächten Soldaten mit müden Schritten unter dem kalkweißen Himmel, der auf sie herabzustürzen drohte, und auf der verkohlten, schwarzen Erde dahin.

Es dünkte ihnen, der Antichrist selber, ein von Gott verworfener Mensch, habe sie an diesen verfluchten Ort gebracht, um sie zu vernichten. Einzelne murrten und schmähten ihre Feldherren, andere jammerten und weinten wie kranke Kinder, bettelten ihre Kameraden um einen Bissen Brot, um einen Schluck Wein oder Wasser an. Viele sanken auf dem Marsche vor Schwäche um.

Der Kaiser befahl, unter die Hungrigen die letzten Vorräte zu verteilen, die für ihn und seine Umgebung bestimmt waren. Er selbst begnügte sich mit einer dünnen Mehlsuppe, die mit einem Stück Talg zubereitet worden war — einer Speise, die der niedrigste Soldat verschmäht haben würde.

Dank der großen Enthaltsamkeit fühlte er sich immer in einer gewissen Erregung, zugleich aber empfand er auch eine eigentümliche Leichtigkeit des Körpers, als ob er geflügelt wäre, und diese Empfindung hielt ihn aufrecht und stärkte seine Kräfte. Er bemühte sich, nicht an die Zukunft zu denken. Ganz allein der Gedanke, als Besiegter nach Antiochia oder Tarsus zurückzukehren und dem Spotte der Galiläer zu verfallen, schien ihm unerträglich zu sein.

In einer Nacht ruhten die Soldaten; ein scharfer Nordwind hatte das Ungeziefer verscheucht; Öl, Mehl und Wein, die aus den letzten Vorräten des Kaisers verteilt worden waren, hatten den Hunger einigermaßen gestillt; die Hoffnung, die Heimat wiederzusehen, war wieder erwacht; das Heer lag in tiefem Schlafe.

Julian zog sich in sein Zelt zurück.

In der letzten Zeit schlief er so wenig als möglich und schlummerte nur morgens kurze Zeit; wenn er aber einmal fester einschlief, dann erwachte er voll Schreck, mit kalten Schweißtropfen am Körper; er mußte alle Willenskraft zusammennehmen, um den Gram, der an ihm nagte, zu verscheuchen.

Als er das Zelt betreten hatte, putzte er mit einer eisernen Schere den Docht an der kupfernen, mitten im Zelte hängenden Lampe. Pergamentrollen aus seiner Feldbibliothek lagen umhergestreut, mitten unter ihnen das Evangelium. Er beabsichtigte, zu schreiben, was noch immer seine Lieblingsbeschäftigung in der Nacht war, und nahm seine Apologie „Wider die Christen", die er vor zweiundeinhalb Monaten vor seiner Abreise zum Heere begonnen hatte, zur Hand. Mit dem Rücken gegen den Eingang des Zeltes durchlas er sein Manuskript, als er plötzlich ein leises Geräusch wahrnahm. Er wendete sich um, schrie auf und sprang vom Stuhl

Digitized by Google

auf; er glaubte ein Gespenst zu sehen. Im Eingange stand ein Jüngling in einer ärmlichen Tunika aus Kamelhaaren, mit einem staubigen, über die Schultern geworfenen Schaffelle, einer sogenannten „Melote", wie sie die ägyptischen Einsiedler trugen, und mit Palmbastsandalen an den bloßen, zarten Füßen.

Der Kaiser sah die Erscheinung erwartungsvoll an und war nicht imstande, ein Wort hervorzubringen. Es herrschte eine Stille, wie sie nur in der ruhigsten Stunde nach Mitternacht vorzukommen pflegt.

„Erinnerst Du Dich, Julian," erscholl eine bekannte Stimme, „wie Du mich im Kloster besuchtest? Damals habe ich Dich zurückgestoßen, aber vergessen konnte ich Dich nicht, denn wir stehen uns eigentümlich nahe."

Der Jüngling warf seine dunkle Mönchskapuze vom Kopf, und Julian erblickte die goldigen Locken Arsinoes.

„Woher kommst Du? Wie bist Du hierher gekommen? In dieser Kleidung?"

Er fürchtete noch immer, daß sie bloß ein Gespenst sei, daß sie ebenso plötzlich verschwinden würde, wie sie gekommen war.

Arsinoe erzählte ihm mit kurzen Worten alles, was sie seit der letzten Begegnung erlebt hatte.

Nachdem sie ihren Vormund Hortensius verlassen und den größten Teil ihres Vermögens an die Armen verschenkt, hatte sie lange Zeit unter den christlichen Einsiedlern, südlich vom See Mareotis zwischen den unfruchtbaren Libyschen Bergen, in den Einöden von Nitria und Schedia zugebracht; der Jüngling Juventinus, der Schüler des blinden Didymus, hatte sie begleitet; sie hatten die Anachoreten besucht.

„Was hast Du bei ihnen gefunden?" fragte Julian, im geheimen besorgt. „Hast Du das gefunden, was Du gesucht hast?"

Arsinoe schüttelte den Kopf und erwiderte traurig: „Nein ... nur Lichtblicke, nur Andeutungen und Ahnungen, wie überall."

„Erzähle mir, erzähle mir alles", bestürmte sie der Kaiser; seine Augen leuchteten hoffnungsvoll.

„Werde ich es recht zu erzählen verstehen?" begann sie zögernd. „Sieh, mein Freund, ich suchte bei ihnen die Freiheit, aber die ist auch da nicht vorhanden."

„Ja, ja! So ist es doch wahr!" triumphierte Julian immer mehr. „Ich sagte es Dir doch, Arsinoe. Kannst Du Dich dessen erinnern?"

Digitized by Google

Sie setzte sich auf den mit einem Leopardenfell bedeckten Feldstuhl und fuhr mit trauriger Miene fort. Entzückt und gierig fing er jedes ihrer Worte auf. — — — — — — — — — —

„Erzähle mir, wie hast Du Dich von diesen Unglücklichen getrennt?"

„Ich hatte auch meine Versuchung", antwortete sie. „Einst fand ich in der Wüste unter Steinen einen Splitter weißen, reinen Marmors. Ich hob ihn auf und erfreute mich lange daran, wie er in der Sonne blitzte; da dachte ich an Athen, meine Jugend, die Kunst ... Dich, als ob ich aus tiefem Schlafe erwacht wäre. Da entschloß ich mich, wieder in die Welt zurückzukehren, um als das, wozu mich Gott geschaffen hat, als Künstlerin, zu leben und zu sterben. In dieser Zeit hatte der Greis Didymus einen prophetischen Traum: ich versöhnte Dich mit dem Galiläer."

„Mit dem Galiläer!" wiederholte leise Julian; sein Gesicht verfinsterte sich, seine Augen verloren ihren Glanz, das triumphierende Lächeln verschwand von seinen Lippen.

„Ich wollte Dich sehen," fuhr Arsinoe fort, „ich wollte wissen, ob Du auf Deinem Wege die Wahrheit gefunden und wohin Du gekommen wärest. Ich hüllte mich in das Gewand der Mönche, fuhr mit dem Bruder Juventinus den Nil bis Alexandria hinab, dann nach Seleucia Pieria und zog mit einer großen, syrischen Karawane über Apamea und Edessa bis zur Grenze; unter vielen Drangsalen und Gefahren durchquerten wir die Wüsten Mesopotamiens, die von den Persern verlassen waren; nicht weit von der Ortschaft Abuzatha, nach dem Siege bei Ctesiphon, erblickten wir Dein Lager. Jetzt bin ich hier. Wie geht es Dir, Julian?"

Er seufzte tief auf, ließ seinen Kopf auf die Brust herabsinken und entgegnete nichts.

Dann sah er sie finster, mit einem flüchtigen, flehenden und zugleich mißtrauischen Blick an und fragte:

„Jetzt hassest Du Ihn wohl auch, Arsinoe?"

„Nein, weshalb?" antwortete sie leise und schlicht. „Warum sollte ich Ihn hassen? Haben die Weisen von Hellas nicht Ähnliches gelehrt wie Er? Diejenigen, die in der Wüste ihren Leib und ihre Seele kasteien, stehen dem sanften Sohne Marias fern. Er liebte die Kinder, die Freiheit, die Fröhlichkeit der Feste und die weißen Lilien. Er liebte das Leben, Julian! Nur wir haben uns von Ihm entfernt, haben uns verirrt und haben unsern Geist getrübt. Sie nennen Dich einen Abtrünnigen und sind selber die Abtrünnigen."

Der Kaiser kniete vor ihr; er hob flehend seine Augen zu ihr empor; Tränen blitzten in ihnen und quollen langsam über seine abgemagerten Backen.

Digitized by Google

„Es ist nicht nötig," flüsterte er, „sprich nicht darüber. Wozu auch? Lassen wir die Vergangenheit. Werde nicht aufs neue mein Feind . . ."

„Nein," rief sie mit unaufhaltsamem Eifer, „ich muß Dir alles sagen! Höre mir zu. Ich weiß — Du liebst Ihn. Schweige, es ist so; darin liegt Dein Fluch. Gegen wen hast Du Dich empört? Was für ein Feind bist Du für Ihn? Wenn Deine Lippen den Gekreuzigten verfluchen, so verschmachtet Dein Herz nach Ihm. Wenn Du Seinen Namen bekämpfst, so stehst Du Seinem Geiste näher als diejenigen, die immer: ‚Herr! Herr!' rufen. Das sind Deine Feinde, aber nicht Er. Warum marterst Du Dich mehr ab als die galiläischen Mönche?"

Der Kaiser riß sich aus ihrer Umarmung los und sprang totenblaß auf; sein Gesicht verzerrte sich, seine Augen sprühten vor Zorn, und stotternd, mit unterdrückter Stimme rief er:

„Hebe Dich hinweg von mir, Verführerin! Eure galiläische Schlauheit besiegt mich nicht!"

Arsinoe sah ihn erschrocken und verzweifelt an.

„Julian, Julian! Was fehlt Dir? Wegen des Namens allein wirst Du doch nicht . . ."

Er hatte aber seine Selbstbeherrschung bereits wiedergewonnen; seine Gesichtszüge nahmen einen gleichgültigen, ja verächtlichen Ausdruck an. Der römische Kaiser sprach mit einer Galiläerin.

„Entferne Dich, Arsinoe. Vergiß alles, was ich gesagt habe. Es war ein schwacher Augenblick; er ist vorbei, ich bin ruhig. Du siehst, wir sind einander doch fremd. Der Schatten des Gekreuzigten ist zwischen uns. Du hast Dich nicht von Ihm losgesagt. Wer nicht Sein Feind ist, kann nicht mein Freund sein."

Sie fiel vor ihm auf die Knie.

„Warum? Warum? Was tust Du? Erbarme Dich Deiner selbst, ehe es zu spät ist. Kehre um oder Du . . ."

Sie beendete ihre Rede nicht, er aber fügte mit hochmütigem Lächeln hinzu:

„Du wolltest sagen, Arsinoe, daß ich zugrunde gehen werde? Mag sein! Ich werde meinen Weg weiter verfolgen, einerlei, wohin er mich führt. Wenn Du aber glaubst, daß ich gegen die Lehre der Galiläer ungerecht bin, so denke daran, was ich von ihnen erduldet habe, wie verächtlich meine zahllosen Feinde waren. Eines Tages trafen die römischen Soldaten in den Sümpfen Mesopotamiens einen Löwen an meiner Seite an, den giftige Fliegen verfolgten; sie krochen ihm in den Rachen, in die Ohren, in die Nasenlöcher;

Digitized by Google

sie ließen ihn nicht zu Atem kommen, bedeckten seine Augen und besiegten nach und nach mit ihren Stichen die Kraft des Löwen... ähnlich werde auch ich untergehen; ähnlich wird der Sieg der Galiläer über den römischen Kaiser werden."

Noch immer streckte ihm das Mädchen aus der Finsternis die weißen Hände schweigend, hoffnungslos wie einem verstorbenen Freunde entgegen — aber zwischen ihnen gähnte ein Abgrund, den Lebende nicht überbrücken konnten. — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Gegen den zwanzigsten des Monats Juni traf das römische Heer nach einem langen Marsche durch die niedergebrannte Steppe im tiefen Tale des Flüßchens Durus grasbedeckte Flächen an, die das Feuer verschont hatte. Die Legionäre waren hocherfreut darüber, warfen sich auf die Erde, atmeten die duftende Feuchtigkeit ein und preßten das frische Grün an ihre staubigen Gesichter, an ihre entzündeten Lider.

Gleich daneben befand sich ein reifes Weizenfeld; die Soldaten ernteten das Getreide. Drei Tage ruhten sie im schönen Tale des Durus; am Morgen des vierten bemerkten die römischen Feldwachen von den umliegenden Anhöhen herab eine Wolke, die weder vom Rauche noch vom Staube herrühren konnte. Einige hielten sie für wilde Esel, die sich ihrer Gewohnheit nach, um sich vor den Angriffen der Löwen zu schützen, zu einem großen Rudel vereint hätten; andere für Sarazenen, die von der Belagerung von Ctesiphon gehört hätten; dritte äußerten die Befürchtung, es könne das Hauptheer des Königs Schapur selbst sein.

Der Kaiser befahl, Alarm zu blasen.

Die Kohorten lagerten sich am Ufer des Flußes in Schlachtordnung und bildeten einen regelrechten Kreis; mit ihren eng aneinanderstoßenden Schilden errichteten sie einen erzenen Wall um sich her.

Die Wolke verblieb bis zum Abende am Horizont und niemand konnte dahinterkommen, was sich in ihr verberge.

Es war eine stille, ruhige Nacht, kein Sternchen blinkte am Himmel.

Die Römer schliefen nicht, sie umstanden die brennenden Wachtfeuer und erwarteten in schweigsamer Erregung den kommenden Morgen.

Digitized by Google

Achtzehntes Kapitel.

Bei Sonnenaufgang erblickten sie die Perser, die sich langsam näherten; nach der Schätzung erfahrener Krieger waren es nicht weniger als 200 000 Mann; immer neue Abteilungen tauchten hinter den Hügeln auf.

Das Blitzen der Panzer war so blendend, daß die entzündeten Augen der römischen Krieger es kaum zu ertragen vermochten.

Schweigend stieg das Heer Julians aus dem Tale, in dem es übernachtet hatte, empor und stellte sich in Schlachtordnung auf. Die Gesichter waren ernst, aber nicht traurig. Die Gefahr hatte jede Feindschaft verwischt, alle Blicke richteten sich auf Julian; Galiläer und Heiden suchten beide aus seinem Gesicht zu entnehmen, ob noch Hoffnung vorhanden wäre. Der Kaiser strahlte vor Freude; er hatte auf das Erscheinen der Perser wie auf ein Wunder gewartet; er wußte, daß ein Sieg alles wieder ins Gleichgewicht, ihm Ruhm und Macht bringen würde, daß die Galiläer sich als besiegt unterwerfen würden.

Der schwüle, staubige Morgen des 26. Juni verkündete einen heißen Tag. Der Kaiser wollte seine eherne Rüstung nicht anlegen, sondern behielt die leichte, seidene Tunika an. Der Feldherr Victor trat, den Panzer in der Hand, an ihn heran und sagte: „Cäsar, ich habe einen bösen Traum gehabt . . . versuche das Schicksal nicht; nimm den Panzer um!"

Julian schob ihn schweigend zurück.

Der Greis kniete nieder und hielt die Rüstung empor.

„Lege sie um. Erbarme Dich Deines Sklaven. Die Schlacht wird furchtbar werden."

Julian nahm den runden Schild, warf die purpurne Chlamys über die Schultern und sprang aufs Pferd, indem er rief:

„Laß mich, mein Alter, es ist nicht nötig."

Er sprengte fort, sein böotischer Helm mit dem hohen, vergoldeten Kamme erglänzte in der Sonne.

Victor sah ihm nach, erregt den Kopf schüttelnd. Die Perser nahten, Eile tat not.

Julian stellte sein Heer in einer besonderen Schlachtordnung in Form einer Mondsichel auf. Der gewaltige Halbkreis sollte mit seinen Spitzen ins persische Heer eindringen und es von zwei Seiten umfassen. Den rechten Flügel befehligte Dagalaiphus, den linken Hormisdas, die Mitte führten Julian und Victor.

Digitized by Google

Die Hörner erklangen im Schlachtruf.

Die Erde erzitterte und dröhnte unter den schweren Tritten der persischen Elefanten; Straußenfedern schmückten ihre breiten Stirnen; auf ihren Rücken trugen sie lederne Türme, die mit Bauchgurten befestigt waren, und aus jedem Turme schleuderten vier Bogenschützen Falarikas, mit geteertem Werg umwickelte Brandpfeile.

Die römische Reiterei hielt den ersten Anprall nicht aus; mit betäubendem Gebrüll, mit erhobenen Rüsseln sperrten die Elefanten ihren fleischigen Rachen auf, sodaß die Reiter den Atem der Wundertiere verspürten. Trunken und wild gemacht durch ein besonderes Getränk, ein Gemisch aus Wein, Pfeffer und Weihrauch, stürzten sie sich auf die vordringenden Römer; ihre mit Zinnober gefärbten, mit einer eisernen Spitze versehenen Stoßzähne rissen den Bauch der Pferde auf; mit ihrem Rüssel ergriffen sie die Reiter, hoben sie aus den Sätteln und schleuderten sie auf die Erde.

Diese Ungeheuer mit ihrer faltigen Haut verbreiteten unter der Mittagshitze einen scharfen, durchdringenden Schweißgeruch; die Pferde schnaubten, schlugen aus und bäumten sich, als sie den Geruch der Elefanten witterten und waren nicht vorwärts zu bringen.

Eine Kohorte hatte sich schon zur Flucht gewendet. Es waren Christen. Julian eilte hin, um die Flüchtigen aufzuhalten. Er schlug den obersten Decurionen ins Gesicht und schrie die Soldaten zornig an: „Feiglinge! Ihr versteht bloß zu beten!"

Thrakische, leichtbewaffnete Bogenschützen und paphlagonische Schleuderer traten den Elefanten entgegen. Ihnen folgten die gewandten illyrischen Martiobarbulen mit ihren mit Blei ausgegossenen Wurfspießen.

Julian befahl, die Pfeile, die Steine aus den Schleudern und die Wurfspieße auf die Beine der Ungeheuer zu richten. Ein Pfeil drang in das Auge eines mächtigen, indischen Elefanten; er brüllte und erhob sich auf den Hinterfüßen, die Gurte rissen, der Sattel mit dem ledernen Turme glitt herab und stürzte um; die persischen Bogenschützen fielen heraus wie junge Vögel aus dem Neste. Die ganze Elefantenabteilung kam in Verwirrung. Die an den Beinen verwundeten Tiere wälzten sich auf der Erde, ringsherum bildete sich bald ein beweglicher Wall aus den Riesenleibern. Die nach oben ragenden Füße, die blutigen Rüssel, die zerbrochenen Stoßzähne, die umgestürzten Türme, die halberdrückten Pferde, verwundete, tote Perser und Römer bildeten einen unentwirrbaren Knäuel.

Digitized by Google

Schließlich wendeten sich die Elefanten zur Flucht, stürzten sich auf die Perser und traten ihre Reihen nieder.

Diese Gefahr war von den Barbaren in Betracht gezogen worden; das Beispiel der Schlacht von Nisibis hatte gezeigt, daß das Heer von den eigenen Elefanten vernichtet werden konnte. Die Elefantenführer schnitten deshalb mit sichelförmigen, langen Messern, die an ihre rechte Hand angebunden waren, ihren Ungeheuern die Rückenwirbel durch. Es genügte ein Schnitt, um das größte und stärkste Tier zu Fall zu bringen.

Die Kohorte der Martiobarbulen stürzte sich vorwärts, kletterte über die Leichen der Gefallenen und verfolgte die Fliehenden.

Der Kaiser eilte indessen dem linken Flügel zu Hilfe. Hier griffen die persischen Clibanarier an, eine berühmte Reiterabteilung, deren Mannschaften miteinander durch Ketten verbunden, gleichsam zusammengeschmiedet, vom Kopf bis zu den Füßen mit einem Schuppenpanzer bedeckt und daher fast unverwundbar waren; nur durch die schmalen Öffnungen, die für Mund und Augen freigelassen waren, konnte man sie tödlich treffen.

Gegen diese furchtbare Truppe entsandte Julian die Kohorten seiner treuen Freunde, der Bataver und Kelten; sie starben um ein freundliches Lächeln des Augustus und blickten ihn dabei mit kindlich entzückten Augen an.

Am rechten Flügel drangen die mit leichtfüßigen Zebras bespannten Kriegswagen der Perser in die römischen Kohorten ein. Spitze Sensen, die an den Achsen und Speichen der Räder angebracht waren, drehten sich mit größter Schnelligkeit und schnitten den Pferden die Beine, den Soldaten die Köpfe ab und die Körper mit derselben Leichtigkeit durch, wie die Sichel des Schnitters die feinen Halme des Getreides.

Gegen mittag erschlafften die Clibanarier; ihre Panzer waren brennend heiß geworden und sengten sie.

Julian entsandte alle freien Truppen gegen sie. Sie schwankten und gerieten in Verwirrung. Julian stieß ein Triumphgeschrei aus und stürzte sich, den Seinen voran, mitten unter die fliehenden Feinde. Er bemerkte nicht, wie seine Truppen zurückgeblieben waren; nur einzelne Leibwächter umgaben ihn, unter ihnen der Feldherr Victor. Der Greis war an der Hand verwundet, achtete aber nicht darauf, verließ den Kaiser keinen Augenblick und deckte ihn mit seinem langen Schilde. Der Feldherr wußte, daß es ebenso gefährlich ist, einem fliehenden Heere wie einem Gebäude zu nahen, das einzustürzen droht.

Digitized by Google

„Was tust Du, Augustus?“ rief er Julian zu. „Sieh Dich vor, lege wenigstens meinen Panzer um!“

Julian hörte nicht auf ihn; mit erhobenen Händen, mit offener Brust sprengte er weiter, als ob er allein, ohne Heer, nur durch den Schrecken seines Angesichts und den Wink seiner Hand die unzähligen Feinde vor sich herzutreiben vermöchte. Auf seinen Lippen spielte ein freudiges Lächeln, durch die Staubwolken hindurch erglänzte sein böotischer Helm; die Falten seiner Chlamys, die im Winde flatterten, glichen zwei Purpurflügeln, die ihn immer weiter und weiter davontrugen.

Vor ihm floh eine Abteilung Sarazenen; einer der Reiter wendete sich um, erkannte den Kaiser am Purpur und rief seinen Kameraden mit wilder Stimme auf arabisch zu: „Malek! Malek!“ was „König! König!“ bedeutet.

Alle machten kehrt; ohne die Pferde anzuhalten, sprangen sie aufrecht auf die Sättel und erhoben die Lanzen über ihren Köpfen; ihre weißen, langen Gewänder flatterten.

Der Kaiser erblickte das braune Räubergesicht fast noch eines Knaben vor sich, der in vollem Lauf auf dem Rücken eines riesigen, baktrischen Kameles, an dessen Bauche Klumpen angetrockneten Schmutzes hingen, einhergesprengt kam. Victor hatte bereits zwei von den Sarazenen auf Julian geschleuderte Lanzen mit seinem Schilde aufgefangen. Da warf der auf dem Kamele sitzende Knabe, mit wütendem Gesicht seine weißen Zähne fletschend und unter dem freudigen Geschrei: „Malek! Malek!“ seine Lanze gegen den Kaiser.

„Wie lustig er ist!“ dachte Julian. „Mir ist es . . .“ Er konnte nicht weiter. Die Lanze schwirrte, sie streifte die rechte Hand des Kaisers, dessen Haut sie verletzte, glitt an den Rippen vorbei und blieb unterhalb der Leber stecken.

In der Meinung, die Verwundung sei keine schwere, versuchte Julian die zweischneidige Spitze herauszuziehen; aber er zerschnitt sich die Hand, Blut spritzte aus der Wunde.

Julian schrie laut auf, sein Kopf fiel hintenüber und, mit weitgeöffneten Augen den Himmel anstarrend, sank er vom Pferde in die Arme der Leibwächter.

Victor stützte ihn; die Lippen des Greises zitterten, mit tränenden Augen blickte er in das blasse Gesicht des Kaisers. Die zurückgebliebenen Kohorten kamen heran.

Digitized by Google

Neunzehntes Kapitel.

Julian wurde ins Zelt getragen. Man legte den Bewußtlosen aufs Feldbett, nur zuweilen stöhnte er.

Der Arzt Oribasius zog ihm die Lanzenspitze aus der tiefen Wunde, untersuchte und wusch sie und legte einen Verband an. Victor sah ihn fragend an, ob noch Hoffnung sei, den Kaiser am Leben zu erhalten. Traurig schüttelte Oribasius den Kopf.

Nachdem er verbunden worden war, seufzte Julian tief auf und öffnete die Augen.

„Wo bin ich?" rief er, sich erstaunt umsehend, als ob er aus einem tiefen Schlafe erwache.

Aus der Ferne hörte man den Schlachtenlärm. Plötzlich fiel ihm alles ein, mit Anstrengung erhob er sich vom Lager.

„Wo ist mein Pferd? Rasch, Victor!"

Sein Gesicht verzog sich vor Schmerz; alle stürzten auf ihn zu, um ihm zu helfen; Julian stieß Victor und Oribasius zurück.

„Laßt mich! Ich muß hinaus, bei meinen Kriegern bleiben — bis zuletzt!"

Langsam stand er auf; seine blassen Lippen umspielte ein Lächeln, die Augen brannten.

„Sehet, ich kann es noch! Rasch meinen Schild, mein Schwert, das Pferd!"

Seine Seele kämpfte schon mit dem Tode. Victor reichte ihm Schild und Schwert.

Julian ergriff sie; schwankend wie ein Kind, das gehen lernt, machte er einige Schritte.

Die Wunde brach auf, er ließ die Waffen fallen und sank in die Arme Oribasius' und Victors zurück. Die Augen gen Himmel richtend rief er:

„Es ist vorbei . . . Du hast gesiegt, Galiläer!"

Ohne sich weiter zu widersetzen, überließ er sich den Händen seiner Umgebung; man legte ihn aufs Bett.

„Freunde," sagte er leise, „es geht zu Ende . . . ich sterbe!"

Oribasius beugte sich über ihn; er wollte ihn trösten, indem er ihm versicherte, daß solche Wunden heilbar wären.

„Belüge mich nicht," sagte Julian sanft, „weshalb? Ich fürchte mich nicht."

Feierlich fügte er hinzu: „Ich sterbe den Tod eines Weisen."

Gegen Abend wurde er bewußtlos. Stunde auf Stunde verging. Die Sonne ging unter; die Schlacht war verstummt.

Digitized by Google

Im Zelt zündete man Licht an; die Nacht brach herein. Er kam nicht zum Bewußtsein; der Atem wurde schwächer, und man dachte bereits, er stürbe. Endlich schlug er die Augen auf. Sein aufmerksamer, starrer Blick war auf die Ecke des Zeltes gerichtet; dem Munde entschlüpften zusammenhanglose Worte, er phantasierte:

„Du hier? . . . Weshalb? . . . Einerlei, es ist alles vorbei! Gehe fort! Du hast gehaßt . . . Das vergeben wir nicht . . ."

Dann kamen wieder lichte Augenblicke, und er fragte Oribasius:

„Wieviel Uhr ist es? Werde ich die Sonne noch sehen?" Nach einigem Nachdenken fügte er mit bitterem Lächeln hinzu: „Oribasius, ist der Verstand wirklich so schwach? Ich weiß — es ist Körperschwäche. Das Blut, das das Gehirn überfüllt, erzeugt solche Erscheinungen. Das muß man überwinden. Der Verstand muß . . ."

Die Gedanken verwirrten sich wieder, der Blick wurde starr.

„Ich will nicht. Hörst Du es wohl? Fort mit Dir, Verführer! Ich glaube nicht! Sokrates starb wie ein Gott . . . Der Verstand muß . . . Victor! Victor! . . . Was willst Du von mir, Galiläer? Deine Liebe ist schrecklicher als der Tod. Deine Last ist die schwerste Last. Was siehst Du mich so an? Wie habe ich Dich geliebt, Du Guter Hirte . . . Dich allein . . . Nein nein! . . . Durchbohrte Hände und Füße? Blut? Finsternis? . . . Ich will die Sonne, die Sonne! Warum verhüllst Du mir die Sonne?"

Die dunkelste und stillste Stunde der Nacht brach an. Die Legionen kehrten ins Lager zurück; der Sieg freute sie nicht; trotz der Erschöpfung schlief fast niemand, alle warteten auf Nachrichten aus dem kaiserlichen Zelte. Viele standen an den Wachtfeuern und schlummerten ermüdet, mit der einen Hand sich auf ihre Speere stützend; durch die Stille hörte man die angekoppelten Pferde ihren Hafer kauen.

Zwischen den dunkeln Wolken wurden am Horizont helle Streifen sichtbar; die Sterne erblaßten; feuchte Nebel stiegen auf; das Eisen der Speere und das Erz der Schilde überzog sich mit grauem, einem Spinnengewebe gleichendem Tauanflug. Die Hähne der etruskischen Auguren krähten, die wahrsagenden Vögel, die die Priester, ungeachtet des Befehles des Augustus, nicht ertränkt hatten.

Eine tiefe Traurigkeit lag auf Erde und Himmel; alles erschien geisterhaft, das Nahe fern und das Ferne nahe.

Am Eingange zum kaiserlichen Zelte drängten sich die Freunde, die Feldherren, alle die ihm näher gestanden hatten; in der Dämmerung erschienen sie einander wie bleiche Schatten.

Digitized by Google

Drinnen herrschte ein noch feierlicheres Schweigen; der Arzt Oribasius stieß in einem kupfernen Mörser Arzneikräuter zu einem erfrischenden Getränke.

Der Kranke hatte sich beruhigt; er phantasierte nicht mehr. Gegen Morgen kam er zum letztenmal wieder zu sich und fragte:

„Wann geht denn die Sonne wieder auf?"

„In einer Stunde", antwortete Oribasius, nachdem er nach dem Wasserstande in den Gläsern der Wasseruhr gesehen.

„Ruft die Befehlshaber," ordnete Julian an, „ich muß noch mit ihnen reden."

„Gnädigster Augustus, es könnte Dir schaden", bemerkte der Arzt.

„Einerlei, bis zu Sonnenaufgang sterbe ich doch wohl nicht ... Victor, lege meinen Kopf höher. So! Es ist gut!"

Man berichtete ihm den Sieg über die Perser, die Flucht des Anführers der feindlichen Reiterei, mit den beiden Söhnen des Königs, über den Tod von fünfzig Satrapen; er erstaunte weder, noch freute er sich; sein Antlitz blieb teilnahmlos.

Die ihm Nächststehenden traten ein, Dagalaiphus, Nevita, Hormisdas, Arinthäus, Lucillianus und der Präfekt des Ostens, Sallustius, an ihrer Spitze der Comes Jovianus. Viele, die um die Zukunft besorgt waren, wünschten diesen schwächlichen, furchtsamen, niemand gefährlichen Mann auf dem Throne zu sehen; unter ihm hofften sie, sich von den Mühsalen der allzu stürmischen Regierung Julians ausruhen zu können; Jovian besaß die Kunst, es allen recht zu machen. Er war groß und wohlgestaltet, hatte ein unbedeutendes Gesicht, das in der Menge verschwand, aber ein gutmütiges Herz.

Unter den Julian Nahestehenden befand sich auch ein junger Centurio der Gardeschildträger, der spätere Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus. Alle wußten, daß er ein Kriegstagebuch führe und alle Nachrichten zu einem großen, historischen Werke sammle. Als er das Zelt betrat, nahm er Wachstäfelchen und einen kupfernen Stift zur Hand; er bereitete sich vor, die letzte Rede des Kaisers niederzuschreiben; sein männliches Gesicht zeigte die ruhige Neugier eines Gelehrten.

„Hebt den Vorhang in die Höhe!" befahl Julian. Man entfernte den Vorhang vom Eingange; alle traten zur Seite; die Morgenkühle wehte dem Sterbenden ins Gesicht; der Eingang lag gegen Osten; nicht weit davon fiel die Ebene jäh ab, sodaß nichts den Horizont verhüllte.

Digitized by Google

Julian erblickte die hellen Wolken. Er seufzte auf und sprach: „So ist es gut. Verlöscht das Licht."

Die Flamme wurde ausgelöscht, Dämmerung herrschte im Zelte. Alle warteten schweigend.

„Hört, meine Freunde", begann der Kaiser seine letzte Rede; er sprach leise, aber deutlich; auf seinem Gesichte lag tiefer Friede. Ammianus Marcellinus schrieb nach; er fühlte, daß er den zukünftigen Geschlechtern die letzten Worte des großen Kaisers übermittelte.

„Meine Freunde! Frühzeitig ist der Augenblick gekommen, an dem ich aus dem Leben scheiden muß, aber meine Seele ist weder niedergeschlagen noch traurig, sondern teilt nur die Freudigkeit der Weisen, empfindet das Vorgefühl ewiger Ruhe; ich habe meine Pflicht erfüllt; wenn ich an mein Leben zurückdenke, so reuen mich meine Handlungen nicht. In den Tagen, an denen ich, von allen verfolgt, im Schlosse Macellum in der Wüste Kappadokiens täglich meinen Tod erwartete, später auf der Höhe der Macht, im Purpur des römischen Cäsars und Augustus, habe ich meine Seele unbefleckt erhalten. Ich habe nach hohen Zielen gestrebt; wenn ich aber nicht alles erreicht habe, was ich wollte, so denkt daran, Freunde, daß höhere Mächte den Ausgang der Unternehmungen für sich in Anspruch nehmen. Darum preise ich jetzt die ewige Gottheit, daß ich nicht durch heimliche Nachstellungen und nicht durch die lange Unannehmlichkeit von Krankheiten oder mit dem Ende Verurteilter scheide, sondern mitten in der Laufbahn glänzender Heldentaten, daß ich diesen herrlichen Heimgang aus der Welt verdient habe — — — — — — — — Erzählt, meine Lieben, Feinden und Freunden, wie die von der Weisheit getrösteten Hellenen sterben."

Er schwieg. Alle fielen auf die Knie; viele weinten.

„Worüber klagt Ihr?" fragte Julian lächelnd. „Es ziemt sich nicht, über denjenigen zu weinen, der in sein Vaterland zurückkehrt. Victor, beruhige Dich!"

Der Greis wollte antworten, aber er vermochte es nicht, er hielt sich die Hände vors Gesicht und begann noch ärger zu schluchzen.

„Leiser, leiser", sagte Julian, indem er seinen Blick auf den fernen Himmel richtete. „Da ist sie!"

Die Wolken erglühten; die Dämmerung im Zelte wurde lichter; der erste Sonnenstrahl brach hervor. Der Sterbende wendete ihm sein Gesicht zu. Da näherte sich der Präfekt des Ostens, Sallustius, dem Sterbelager. Er küßte Julians Hand und fragte:

Digitized by Google

„Glückseliger Augustus, wen bestimmst Du zu Deinem Nachfolger?“

„Das ist mir gleich“, antwortete der Kaiser. „Mag das Schicksal entscheiden. Man darf sich ihm nicht widersetzen. Mögen die Galiläer triumphieren! Wir siegen doch — mit uns ist die Sonne! Seht, seht, da ist sie!“

Ein schwacher Schauer überlief seinen Körper, mit letzter Kraftanstrengung hob er seine Hände in die Höhe, als ob er der Sonne entgegen wolle; schwarzes Blut entströmte der Wunde; die Adern an den Schläfen und am Halse traten heraus.

„Trinken, trinken!“ rief er, nach Luft röchelnd.

Victor führte eine goldene Schale mit silberhellem Quellwasser an die Lippen des Sterbenden. Julian sah auf die Sonne und trank langsam, mit gierigen Schlucken, das kristallklare, eiskalte Wasser.

Sein Kopf sank zurück, aus den halbgeöffneten Lippen drang der letzte Seufzer, das letzte Geflüster:

„Freut Euch! . . . Der Tod — die Sonne! Ich gleiche Dir, Helios!“

Er verschied. Victor drückte ihm die Augen zu.

Von der Sonne beschienen, glich das Antlitz des Kaisers dem eines eingeschlafenen Gottes.

Zwanzigstes Kapitel.

Drei Monate waren vergangen, seitdem der Kaiser Jovian mit den Persern einen schimpflichen Frieden abgeschlossen hatte. Anfangs Oktober kehrte das vor Hunger und von endlosen Hin- und Hermärschen im heißen Mesopotamien ganz erschöpfte Heer nach Antiochia zurück.

Während des Marsches hatte der Tribun der Gardeschildträger Anatolius mit dem jungen Historiker Ammianus Marcellinus Freundschaft geschlossen. Die Freunde nahmen sich vor, nach Italien, nach einer einsamen Villa bei Bajä zu reisen, wohin Arsinoe sie eingeladen hatte, um sich von den Mühsalen des Feldzuges auszuruhen und ihre Wunden im Schwefelbade ausheilen zu lassen. Auf der Durchreise hielten sie sich einige Tage in Antiochia auf.

Es wurden große Festlichkeiten aus Veranlassung der Thronbesteigung Jovians und der Rückkehr des Heeres geplant. Der mit König Schapur geschlossene Friede war für das römische Reich

Digitized by Google

ein schimpflicher: fünf reiche römische Provinzen jenseit des Tigris, darunter Corduene und Rehimena, fünfzehn Grenzfestungen, die Städte Singara, Castra Maurorum und das alte, uneinnehmbare Nisibis, das drei Belagerungen der Perser widerstanden hatte, gingen in die Hände Schapurs über.

Aber die Galiläer bekümmerten sich wenig um die Niederlage Roms. Als die Nachricht vom Tode Julians des Abtrünnigen nach Antiochia gelangte, wollten die erschrockenen Bürger anfangs gar nicht daran glauben; sie fürchteten, es sei wieder eine dämonische List, eine Falle für die Gerechten; als sie sich aber von der Wahrheit überzeugten, wurden sie vor Freude fast irrsinnig.

Schon am frühen Morgen drang der Festlärm, das Geschrei des Volkes durch die fest verschlossenen Läden in das halbdunkle Schlafzimmer des Anatolius herein; er beschloß, den ganzen Tag zu Hause zu verbringen; der Volksjubel war ihm widerwärtig. Er versuchte wieder einzuschlafen, aber das wollte ihm nicht gelingen. Eine eigentümliche Neugier bemächtigte sich seiner; rasch kleidete er sich an und begab sich auf die Straße, ohne Ammianus von seinem Vorhaben in Kenntnis zu setzen.

Es war ein frischer, sonniger Herbsttag; nur einzelne runde Wolken, die in ihrem schneeweißen Schimmer mit dem Marmor der zahlreichen Kolonnaden und Säulenhallen Antiochias wetteiferten, erglänzten im hellen Schein der Sonne am tiefdunkelblauen Himmel; auf den Märkten und dem Forum plätscherten die Springbrunnen; in der sonnig-staubigen Ferne der Straßen konnte man die breiten Strahlen der städtischen Wasserleitung sich in beweglichen Kristallfäden kreuzen sehen; girrend pickten die Tauben den ihnen vorgeworfenen Weizen auf; es duftete nach Blumen, nach Weihrauch aus den weitgeöffneten Kirchentüren, nach feuchtem Staube; Mädchen mit bräunlicher Gesichtsfarbe besprengten an den Brunnen ihre Körbe mit den blassen Oktoberrosen und eilten dann, um unter fröhlichem Absingen von Psalmen die Säulen der christlichen Basiliken mit den Blumen zu umwinden. Die Volksmenge erfüllte lärmend die Straßen; langsam bewegten sich auf dem prächtigen, antiochischen Steinpflaster, dem Stolze der Stadtväter, die Reihen der Wagen und Sänften.

Freudige Rufe: „Heil dem Augustus Jovianus, dem Glücklichen, dem Erhabenen!“ erschollen.

Einige fügten noch „dem Sieger“ hinzu, aber sie taten es nur sehr vorsichtig, da die Bezeichnung Sieger doch als Hohn aufgefaßt werden konnte.

Digitized by Google

Derselbe Straßenjunge, der einst auf die Wände mit Kohle die Karikatur Julians gezeichnet hatte, klatschte jetzt in die Hände, pfiff, hüpfte, wälzte sich im Staube wie ein Ferkel und schrie durchdringend:

„Er ist gefallen, er ist gefallen, dieser wilde Eber, dieser Verwüster des Gartens Gottes!“

Er hatte diese Worte von Älteren aufgeschnappt, und sie erschienen ihm um so beleidigender, als er ihren Sinn nicht verstand.

Ein altes zusammengekrümmtes Weib in Lumpen, das in irgendeinem feuchten Winkel der Vorstadt wie ein Kellerwurm hauste, war auch an die Sonne hervorgekommen, um sich des Feiertags zu freuen; sie winkte mit dem Stocke und schrie mit zittriger Stimme:

„Julian ist zugrunde gegangen! Der Bösewicht ist vernichtet!“

Die Fröhlichkeit des Festes spiegelte sich auch in den weit geöffneten Augen des Säuglings wider, den die abgemagerte Arbeiterin einer Purpurfabrik auf dem Arme trug; die Mutter hatte ihm einen mit Honig gefüllten Kuchen gegeben; beim Anblick der bunten Festkleider winkte das Kind vor Entzücken mit den Händen, dann kehrte es sein mit Honig beschmiertes Gesicht wieder der Mutter zu, als ob es alles verstände und nur nicht auszusprechen vermöchte; die Mutter sah es stolz an, als ob der kluge Knabe die Freude aller Gerechten über den Tod des Abtrünnigen teile.

Ein unendlicher Kummer erfüllte Anatolius. Von Neugier getrieben, setzte er seinen Weg weiter fort.

Längs der Singonstraße näherte er sich dem Dome. Am Eingange drängte sich im grellen Sonnenscheine das Volk. Er erblickte den ihm wohlbekannten Quästurbeamten Marcus Ausonius, der in Begleitung zweier Sklaven, die ihm mit den Ellbogen Platz machten, aus der Basilika heraustrat.

„Was geht hier vor?“ fragte sich Anatolius erstaunt. „Wie kommt der Hasser der Galiläer in die Kirche hinein?“

Mit Gold gestickte Kreuze zeichneten sich auf der lilafarbenen Chlamys des Ausonius ab, ja selbst auf dem roten Leder seiner Schuhe waren solche angebracht.

Junius Mauricus, auch ein Bekannter des Anatolius, trat an Ausonius heran.

„Wie geht es Dir, mein Hochverehrter?“ fragte Mauricus, mit geheuchelter Verwunderung das christliche Gewand des Beamten musternd.

Digitized by Google

Junius war ein unabhängiger, wohlhabender Mann; der Übertritt zum Christentum gewährte ihm keinerlei Vorteil. Der plötzliche Religionswechsel seiner Freunde, der Beamten, wunderte ihn nicht im geringsten, aber es machte ihm Vergnügen, sie jedesmal, wenn er ihnen begegnete, durch boshafte Fragen in Verlegenheit zu setzen.

Die Menge war in die Kirche eingetreten, die Vorhalle menschenleer geworden; die Freunde konnten sich ungestört unterhalten. Anatolius stand hinter einer Säule und hörte alles mit an.

„Warum bist Du nicht bis zum Ende des Gottesdienstes geblieben?“ fragte Mauricus.

„Plötzliches Herzklopfen . . . die Schwüle! Was soll man dabei machen . . . ich bin es nicht gewöhnt!“ Nachdenklich fügte er hinzu: „Der neue Prediger hat einen eigentümlichen Stil, seine Hyperbeln gehen mir zu sehr auf die Nerven. Ein Stil . . . . . wie das Kratzen mit Stahl auf Glas!“

„Es ist wirklich rührend“, höhnte Mauricus boshaft. „Alles hast Du vertauscht, Dich von allem losgesagt, aber ein guter Stil . . .“

„Nein, nein,“ unterbrach ihn Ausonius erschrocken, „ich habe vielleicht nur noch nicht den richtigen Geschmack weg. Glaube ja nicht, Mauricus . . . ich bin ja ein aufrichtiger . . .“

Aus den weichen Kissen einer Sänfte kroch ächzend und krächzend der fette Körper des Quästors Gargilianus heraus.

„Es scheint, ich komme etwas zu spät? Macht nichts — bleibe in der Vorhalle. Gott ist ein Geist, der überall . . .“

„Ein Wunder!“ lachte Mauricus. „Die Heilige Schrift auf den Lippen des Gargilianus!“

„Christus erbarme sich Deiner, mein Sohn!“ wendete sich Gargilianus ganz ruhig zu ihm. „Was geiferst und spottest Du so lästerlich?“

„Ich komme gar nicht mehr zur Besinnung. So viele Bekehrungen, so viele Verwandlungen! So, beispielsweise, habe ich mir immer gedacht, daß Dein Glaube . . .“

„Unsinn, mein Lieber! Ich habe nur einen Glauben: daß die christlichen Köche nicht schlechter sind als die hellenischen. Die Fastenspeisen sind wahre Leckerbissen! Komme zu mir zum Nachtessen, Philosoph! Ich bekehre Dich bald zu meinem Glauben. Alle Finger wirst Du Dir danach lecken. — Ist es nicht einerlei, liebe Freunde, ob man ein gutes Mittagsmahl zu Ehren des Gottes Mercurius oder des heiligen Mercurius einnimmt. Alles bloß Vorurteile! Was soll dieses niedliche Ding daran ändern?“

Digitized by Google

Er zeigte bei diesen Worten auf ein bescheidenes Bernsteinkreuzchen, das in den wohlduftenden Falten seines kostbaren, amethystfarbenen Purpurgewandes auf seinem majestätischen Bauche herumbaumelte.

„Seht, seht — da ist Hekebolius, der Hohepriester der Astarte-Dindymene — der büßende Hierophant in den dunkeln Gewändern der Galiläer! Warum bist Du nicht gegenwärtig, Du Sänger der Metamorphosen?“ rief Mauricus feierlich, indem er auf einen wohlgestalteten Greis mit langen, weißen Haaren hinwies, der mit feierlicher, wichtiger Miene in seinen rosigen Gesichtszügen in einer halbverdeckten Sänfte saß.

„Was mag er lesen?“

„Nun, sicher nicht die Ordensregeln der Göttin von Pessinus!“

„Welche Demut, welche Heiligkeit! Er ist von dem Fasten ganz abgemagert. Seht nur, wie er die Augen aufschlägt und seufzt!“

„Habt Ihr gehört, wie er sich bekehrt hat?“ fragte der Quästor mit fröhlichem Lachen.

„Er ist wohl zum Kaiser Jovian wie einst zu Julian gegangen und hat ihm gebeichtet?“

„O nein, diesmal ist seine Bekehrung auf ganz neue Art vor sich gegangen; ganz unerwartet. Die Bekehrung war öffentlich. Er legte sich auf die Schwelle einer Basilika, aus der Jovian heraustrat, mitten vor allem Volk und rief mit lauter Stimme: ‚Zertretet mich Toren, zertretet das unnütze Salz!‘ Mit tränenden Augen küßte er die Füße der Vorübergehenden.“

„Allerdings, das ist ganz neu. Hat es gefallen?“

„Und wie! Man sagt, der Kaiser habe ihm eine Audienz unter vier Augen bewilligt. Solche Leute verbrennen und ertrinken nicht; alles gereicht ihnen zum Nutzen; sie legen die alte Haut ab, verjüngen sich. Lernet von ihnen, meine Kinder!“

„Nun, was kann er wohl dem Kaiser alles gesagt haben?“

„Da gibt es ja vieles“, sagte Gargilianus nicht ohne heimlichen Neid und seufzte. „Er konnte ihm zuflüstern: ‚Halte fest am Christentume, damit es keine Heiden mehr auf der Welt gebe; der rechte Glaube ist der Pfeiler Deines Thrones!‘ Jetzt hat er einen geraden Weg vor sich. Weit besser als bei Julian. Das macht ihm keiner nach. Diese Weisheit!“

„Ach, meine Wohltäter, habt Erbarmen mit mir . . . legt Fürsprache für mich ein! Befreit den demütigen Knecht Zikumbrix aus den Krallen des Löwen!“

Digitized by Google

„Was gibt's denn?“ fragte Gargilianus einen krummbeinigen, schwindsüchtigen Schuster mit gutmütigem, erschrockenen Gesicht. Seine grauen Haare waren zerzaust; zwei römische Speerträger führten ihn.

„Man bringt mich ins Gefängnis!“

„Weshalb?“

„Wegen Kirchenraubs.“

„Wie? Du wirst doch nicht?“

„Nein, nein, ich habe nur mitten im Haufen ein- oder zweimal ‚Haut zu!‘ geschrien. Es war zu des Augustus Julianus Zeiten. Es hieß damals, der Augustus wolle es, daß wir die Kirchen der Galiläer zerstörten. So haben wir sie denn auch zerstört. Jetzt hat man mich angegeben, ich hätte eine silberne Kelle vom Altar geraubt. Ich bin gar nicht in der Kirche gewesen, habe nur draußen zweimal ‚Haut zu!‘ gerufen. Ich bin ein friedlicher Mensch. Ich habe einen elenden Laden in belebter Gegend; wenn es Streit gibt, werde ich immer mit hineinverwickelt. Habe ich es denn zu meinem eigenen Vorteil getan? Was geht das mich an? Ich dachte, es wäre so befohlen. Habt Erbarmen mit mir, legt Fürsprache für mich ein!“

„Was bist Du denn? Christ oder Heide?“ fragte ihn Junius.

„Ich weiß es nicht, Wohltäter, ich weiß es selbst nicht. Bis zu den Zeiten Konstantins opferte ich den Göttern. Dann haben sie mich getauft. Unter Constantius wurde ich Arianer. Dann kamen die Hellenen ans Ruder. Ich trat zu den Hellenen über. Jetzt scheint es wieder beim alten zu sein. Ich will beichten, in den Schoß der arianischen Kirche zurückkehren; ich fürchte nur, wieder etwas Falsches zu tun. Ich habe Götzentempel zerstört, sie wieder aufgebaut und wieder zerstört. Alles hat sich in mir verwirrt! Ich weiß selbst nicht, was ich bin und was mit mir ist. Ich bin der Obrigkeit ergeben, aber den richtigen Glauben kann ich nicht finden. Alles tue ich verkehrt; bald früher, bald später. Ich sehe nur, daß ich keine Ruhe finde, als ob es mir so vom Schicksal bestimmt wäre! Man schlägt mich Christi wegen, man schlägt mich der Götter wegen! Meine Kinder tun mir leid. Legt Fürsprache für mich ein; befreit den demütigen Sklaven Zikumbrix!“

„Ängstige Dich nicht, Freund,“ sagte Gargilianus lächelnd, „wir werden Dich befreien. Wir werden uns für Dich verwenden, Du hast mir ja so prächtige, knarrende Stiefel angefertigt.“

Digitized by Google

Zikumbrix fiel auf die Knie und streckte seine gefesselten Hände hoffnungsvoll in die Höhe. Als er sich etwas beruhigt hatte, sah er seine Beschützer furchtsam an und fragte:

„Wie soll ich es aber nun mit dem Glauben halten? Beichten und dann bis ans Ende daran festhalten? Es wird also kein Wechsel mehr eintreten? Ich fürchte nur, daß wieder . . ."

„Nein, nein, beruhige Dich," lachte Gargilianus, „jetzt ist es vorbei, es wird kein Wechsel mehr eintreten."

Anatolius trat, von den Freunden unbemerkt, in die Kirche ein, um den berühmten, jungen Prediger Theodorites zu hören.

Die Sonnenstrahlen fielen durch die schmalen Fenster der mächtigen, dem Himmelsgewölbe gleichenden Kuppel, dem Symbol der weltbeherrschenden, allgemeinen Kirche, herein und warfen blaue Streifen auf die hin- und herschwankenden Weihrauchwolken.

Ein Strahl fiel auf den feuerroten Bart des Priesters, der auf einem hohen Ambon stand; er hob die abgemagerten, blassen Hände, die in der Sonne fast durchsichtig erschienen, empor, und seine Augen funkelten vor Freude; seine Stimme erdröhnte, erfüllte die ganze Kirche und erschütterte die ganze Volksmenge:

„Ich will die Geschichte dieses Bösewichts, des gottlosen Julian, der Nachwelt wie auf einem Schandpfahle verzeichnen. Mögen alle Völker und Zeiten meine Inschrift lesen und sich vor dem gerechten Zorne des Herrn erschrecken. Tritt vor uns hin, Du Wüterich, Du weise Schlange! Heute verhöhnen wir Dich. Brüder, vereinigen wir uns im Geiste, jubeln, schlagen wir die Pauken und stimmen wir ein in den Siegesgesang der Prophetin Mirjam in Israel über den Untergang der Ägypter im Roten Meere. Mag sich die Wüste freuen und blühen wie eine Lilie, mag sich die Kirche freuen, die gestern noch verwitwet und verwaist erschien. Sehet, vor Freuden werde ich trunken und irrsinnig! Aber welche Stimme, welche Gabe des Wortes kann an dieses Wunder heranreichen? Wo sind Deine Opfer, Deine Zeremonien, Deine Mysterien, o Kaiser, geblieben? Wo sind die Verwünschungen und Zeichen Deiner Wahrsager geblieben? Wo ist die Kunst, aus den Eingeweiden lebender Menschen die Zukunft zu deuten, hin? Wo ist der Ruhm Babylons? Wo sind die Perser und Meder? Wo sind die Götter, die Dich begleitet haben, die Du begleitet hast, die Dich beschützt haben, Julian? Alles ist verschwunden, ist Betrug gewesen, alles hat sich zerstreut!"

„Sieh mal den Bart!" flüsterte eine alte, geschminkte Dame, die neben Anatolius stand, ihrer Genossin zu. „Sieh, ganz wie mit Gold übergossen!"

Digitized by Google

„Aber die Zähne!“ fügte die Nachbarin hinzu.

„Was willst Du mit den Zähnen . . . bei so einem Barte!“

„Nein, nein, Veronika, sprich nicht so etwas. Auch die Zähne haben ihren Wert! Kann man ihn etwa dem Bruder Theophanius vergleichen?“

„Der Herr hat die Gebeine des Gottlosen getroffen!“ zeterte Theodorites weiter. „Julian hat die Gottlosigkeit in sich großgezogen, wie die Tiere ihr Gift aufspeichern. Gott hat gewartet, bis alle seine Bosheit an den Tag komme wie bei einem bösartigen Geschwür.“

„Daß wir uns nur nicht zum Zirkus verspäten“, flüsterte ein anderer Nachbar von Anatolius, ein Handwerker, seinem Genossen zu. „Man sagt, zwei Bärinnen aus Britannien seien da.“

„Wie? Zwei Bärinnen, ist es wahr?“

„Ja, ja! Die eine heißt ‚Goldfünkchen‘, die andere ‚Unschuld‘. Man füttert sie mit Menschenfleisch. Und dann die Gladiatoren!“

„Herr Jesu, auch noch Gladiatoren! Daß wir ja nicht zu spät kommen! Warten wir das Ende der Predigt nicht ab. Schleichen wir uns rasch fort, damit wir noch Plätze bekommen.“

Jetzt pries Theodorites den Vorgänger Julians, Constantius, wegen seiner christlichen Tugenden, wegen seiner Sittenreinheit, wegen seiner Liebe zu den Verwandten.

Anatolius wurde es schwül in der Menge. Er trat aus der Kirche, sog mit Entzücken die weder durch Weihrauch noch durch den Dunst der Leuchter verunreinigte frische Luft ein und blickte auf den blauen Himmel, der nicht von der vergoldeten Kuppel verhüllt war.

In den Vorhallen unterhielt man sich lebhaft, ohne sich irgendeinen Zwang anzutun. Unter der Menge hatte sich die wichtige Neuigkeit verbreitet, daß die zwei Bärinnen in einem eisernen Käfig durch die Stadt nach dem Amphitheater gebracht werden sollten; alle, die davon Kunde erhielten, liefen, ohne das Ende der Predigt abzuwarten, mit besorgten Mienen auf die Straße hinaus.

„Wie? Was? Wir kommen nicht zu spät? Ist es denn wirklich wahr, daß das ‚Goldfünkchen‘ erkrankt ist?“

„Unsinn! Die ‚Unschuld‘ hat in der Nacht Bauchschmerzen gehabt; sie hatte sich überfressen; jetzt ist es vorüber. Beide Tiere sind ganz gesund.“

„Gottlob! Gottlob!“

Wie beredt auch Theodorites sprach, gegen die Zugkraft der Gladiatorenspiele und der britannischen Bärinnen konnte er nicht an-

Digitized by Google

Die Kirche leerte sich. Anatolius gewahrte, wie aus allen Richtungen der Stadt, aus den verlassenen Basiliken, auf allen Straßen, Gassen und Plätzen ganz außer Atem gekommene Menschen dem Zirkus zuströmten; sie stießen sich untereinander, schimpften, stöhnten, erdrückten die Kinder, sprangen über zur Erde gestürzte Frauen, verloren die Sandalen und eilten weiter; auf allen den schweißigen, roten Gesichtern war die Sorge, sich zu verspäten, so ausgeprägt, als ob es sich um eine Rettung aus großer Lebensgefahr handle.

Zwei Namen flogen von Mund zu Mund wie süße Verheißungen unbekannter Freuden: Das „Goldfünkchen", die „Unschuld"! — Anatolius folgte der Menge ins Amphitheater.

Nach römischer Sitte schützte ein Velarium, das mit wohlriechenden Essenzen durchtränkt war, die Zuschauer vor der Sonne und erzeugte eine rosige Dämmerung. Eine zahlreiche Volksmenge hatte auf den kreisförmigen Stufen bereits Platz genommen. Vor dem Beginn der Spiele trugen die höheren antiochischen Würdenträger eine bronzene Statue Jovians in die kaiserliche Loge, damit das Volk sich am Anblick des neuen Kaisers erfreuen könne. Ein blendender Sonnenstrahl fiel durch einen Spalt des Velariums auf den Kopf des Kaisers, der in der Rechten eine mit einem Kreuze gekrönte Erdkugel trug, und erleuchtete das bronzene Gesicht, auf dem der Volkshaufe ein selbstgefälliges Lächeln zu erblicken meinte. Die Beamten küßten die Füße des Standbildes; der Pöbel brüllte vor Freude.

„Heil, Heil dem Befreier des Vaterlandes, dem Augustus Jovianus! Julian ist gerichtet; bestraft ist der wilde Eber, der Verwüster des Gartens Gottes!"

Unzählige Hände schwangen Tücher und bunte Bänder in der Luft. Der Pöbel bewillkommnete in Jovian sein Abbild, seinen Geist, der zur Herrschaft gelangt war; viele hatten Freudentränen in den Augen.

Den verstorbenen Kaiser verhöhnend, wendete sich die Menge an ihn, als ob er selbst im Amphitheater gegenwärtig wäre und sie hören könne:

„Nun, Philosoph? Die Weisheit des Plato und des Chrysippos hat Dir nichts genutzt; weder der Donnerer noch Apollo Hekatebolos haben Dir geholfen. Du bist den Teufeln in die Krallen gefallen, die werden den Gotteslästerer schon zerfleischen. Wo sind Deine Weissagungen geblieben, dummer Maximus?! Christus und Gott haben ihn besiegt! Wir Demütigen haben gesiegt!"

Digitized by Google

Alle waren davon überzeugt, daß Julian von der Hand eines Christen gefallen war, dankten Gott für diese rettende Tat und priesen den Kaisermörder.

Als aber in der Arena die dunkeln Körper der Gladiatoren unter den Tatzen des „Goldfünkchens“ und der „Unschuld“ zuckten, wurde die Menge bis zu einem Wahnsinnstaumel erregt. Mit weit geöffneten Augen, wollüstige Blutgier in den Blicken, starrten alle die zu Bestien vertiert scheinenden Menschen auf den grauenhaften Kampf vor ihnen; das Geheul der wilden Tiere beantwortete ein noch wilderes, tierischeres Geheul der Menschen.

Die Christen stimmten einen Lobgesang an, als ob sie erst jetzt den ganzen Triumph ihres Glaubens erkannt hätten:

„Heil dem Kaiser, dem gottesfürchtigen Augustus Jovianus! Christus hat gesiegt, Christus hat gesiegt!“

Mit unbezwingbarem Ekel empfand Anatolius den stinkenden Atem des Pöbels, den Geruch der menschlichen Herde.

Er schloß die Augen, enthielt sich des Atmens, stürzte auf die Straße, kehrte nach Hause zurück, schloß Türe und Läden, warf sich auf sein Bett und blieb bewegungslos bis zum Abend liegen.

Aber vor dem Pöbel gab es keine Rettung.

Als es dunkelte, erstrahlte ganz Antiochia in einem Lichtmeere; an den Ecken der Basiliken und auf den hohen Dächern der Staatsgebäude flammten die Pechpfannen auf; auf den Straßen schwelten Talglämpchen, und durch die Ritzen der Fensterläden drangen der Lichtschein, der Gestank des brennenden Peches und Talges in Anatolius' Zimmer herein.

Aus den benachbarten Schenken erschollen die Gesänge der trunkenen Soldaten und Matrosen, das Gelächter, das Kreischen, das Schimpfen der Straßendirnen; über allem aber schwebten wie das Tosen der Brandung die Gesänge des Pöbels — die Loblieder auf Jovian, den Erretter, die Verwünschungen Julians, des Abtrünnigen.

Mit einem bitteren Lächeln erhob Anatolius seine Hände gen Himmel und rief:

„Wahrlich, Galiläer, Du hast gesiegt!“ — — —

Einundzwanzigstes Kapitel.

Eine große Kauffahrtei-Trireme, mit wolligen, asiatischen Teppichen und Amphoren mit Olivenöl befrachtet, steuerte auf der Fahrt von Seleucia in Antiochien nach den Küsten Italiens

Digitized by Google

zwischen den Inseln des Ägäischen Meeres hindurch und legte auf Kreta an, wo sie noch einen Posten Wolle aufzunehmen und einige Mönche, die nach einem einsamen Kloster am Meeresufer wollten, abzusetzen hatte. Die Greise, die sich auf dem Vorderteile des Schiffes befanden, verbrachten ihre Tage in gottesfürchtiger Unterhaltung, Gebeten und mit der gewohnten Mönchsarbeit, mit dem Flechten von Bastkörben.

Am entgegengesetzten Ende, am Schiffshinterteile, das mit dem Bildnisse der Athene Tritogeneia geschmückt war, hatten sich unter einem Sonnenzelte andere Reisende niedergelassen, mit denen die Mönche nicht verkehrten, weil sie Heiden in ihnen sahen; es waren Anatolius, Ammianus Marcellinus und Arsinoe.

Es war ein windstiller Abend. Die Ruderer, alexandrinische Sträflinge mit abrasierten Köpfen, ließen die langen, biegsamen Ruder in gleichmäßigem Takt fallen und hoben sie ebenso aus dem Wasser, indem sie ein schwermütiges Lied dazu sangen. Die Sonne verbarg sich hinter den Wolken.

Anatolius blickte auf die Wogen hinaus; des Dichters Wort vom „ewiglachenden Meere" fiel ihm dabei ein. In diesem Anblick des Meeres erholte er sich von all dem Lärm, dem Staub und der Hitze der Straßen und Plätze Antiochias, dem stinkenden Dunstkreis des Pöbels und der Talglampen, die zu Ehren des neuen Kaisers Jovian gebrannt hatten.

„Ewiglachendes Meer, nimm mich auf und reinige meine Seele!" wiederholte er leise flüsternd.

Calymnos, Amorgos, Astypalaea, Thera, alle die blühenden Inseln der Ägäa, tauchten wie Erscheinungen eine nach der andern vor seinen Blicken aus dem Meere auf und verschwanden wieder, als ob rings am Horizont die Okeaniden ihren ewigen Reigen ausführten. Es schien Anatolius, als ob hier die Zeiten der Odyssee noch lebendig wären.

Die Gefährten störten seine Träumerei nicht; jeder war mit sich selbst beschäftigt. Ammianus ordnete seine Notizen und Tagebücher über den persischen Feldzug und das Leben Kaiser Julians; abends las er zur Erholung das berühmte Werk des christlichen Kirchenlehrers Clematius von Alexandria unter dem Titel „Stromata" — „der bunte Teppich".

Arsinoe knetete aus Wachs Modelle für ein großes Bildwerk, das sie in Marmor ausführen wollte. Es war der nackte Körper eines olympischen Gottes mit einem Gesichtsausdruck überirdischen Kummers. Anatolius beabsichtigte immer, sie zu fragen, ob es Dionysos oder Christus wäre, aber er wagte es nicht.

Digitized by Google

Arsinoe hatte längst die Nonnenkleider abgelegt; die gottesfürchtigen Leute wendeten sich verachtungsvoll von ihr ab und nannten sie eine Abtrünnige; vor offenkundigen Verfolgungen schützten sie der erlauchte Name ihrer Vorfahren und die reichlichen Stiftungen, mit denen sie einst christliche Klöster ausgestattet hatte.

Von ihrem früheren Reichtume war ihr nur ein kleiner Teil geblieben, aber genug zu einem sorgenlosen Leben. Am Ufer des Meerbusens von Neapel, unweit von Bajä, besaß sie noch ein kleines Gut mit jener Villa, in der Myrrha ihre letzten Lebenstage zugebracht hatte. Arsinoe, Anatolius und Ammianus waren übereingekommen, hier von den Mühsalen der letzten Jahre auszuruhen, in ländlicher Stille und im Dienste der Musen.

Die frühere Nonne trug jetzt fast die gleichen Gewänder wie vor ihrer Einkleidung; die einfachen Falten ihres Peplos machten sie wieder den Mädchen des alten Athens ähnlich; aber die Farbe ihrer Kleider war dunkel, und das bleiche Gold ihrer Locken leuchtete nur spärlich durch den dunklen Schleier, in den sie ihren Kopf gehüllt hatte, hindurch; in ihren dunkeln Augen, die stets ernst dreinschauten, lag eine strenge Ruhe. Nur wenn die Künstlerin arbeitete, ungeduldig, wie verstimmt, das Wachs knetete und formte, schoben sich die Falten des Peplos so weit zurück, daß die herrlich geformten Arme in ihrer Weiße bis zur Schulter entblößt wurden und die Schönheit des ganzen Körpers ahnen ließen. Anatolius bewunderte diese Schönheit ebenso wie den Mut und die Stärke ihrer Seele.

An diesem ruhigen Abende fuhr das Schiff an einer kleinen Insel vorüber. Niemand wußte den Namen; von weitem sah sie wie ein kahler Felsen aus. Um die unter Wasser befindlichen Riffe zu vermeiden, mußte die Trireme sich dicht am Ufer halten. Hier in der Nähe des felsigen Vorgebirges war das Meer so durchsichtig, daß man auf dem silberweißen Sandgrunde die schwarzen Algen erkennen konnte. Hinter den Felsen schimmerten grüne Wiesen hervor, auf denen Schafe und Ziegen weideten; in der Mitte erhob sich eine große Platane. Anatolius bemerkte unter ihrem Schatten auf den bemoosten Wurzeln sitzend einen Jüngling und ein Mädchen, vermutlich Kinder armer Hirten; hinter ihnen in einem Zypressenhaine schimmerte ein weißmarmorner Pan mit einer neunläufigen Flöte.

Anatolius wendete sich an Arsinoe, um sie auf diesen friedlichen, idyllischen Winkel des alten Hellas aufmerksam zu machen, aber die Worte erstarben auf seinen Lippen — aufmerksam, mit einem eigentümlichen Lächeln auf dem nachdenklichen Antlitz betrachtete die Künstlerin die von ihr aus Wachs geknetete Statuette, deren

Digitized by Google

zweideutige, verführerische Gestalt mit dem herrlichen Körper eines Olympiers und dem unsäglich traurigen Gesichtsausdruck.

Das Herz des Anatolius krampfte sich zusammen; in seltsam rauhem Tone, fast feindselig, fragte er, auf die Statuette hinweisend:

„Wer ist das?"

Langsam, als ob es ihr schwer fiele, erhob sie ihre Augen, erwiderte aber nichts.

„Solche Augen muß eine Sibylle haben", dachte er; laut fuhr er fort: „Du hoffst, Arsinoe, daß die Menschen Dich verstehen werden?"

„Bleibt sich das nicht gleich?" sagte sie leise, mit traurigem Lächeln. Nach kurzem Schweigen fügte sie noch leiser, wie für sich selbst, hinzu: „Er muß unerbittlich und furchtbar wie Mithra-Dionysos in seiner Größe und Macht, aber mitleidig und sanft wie Christus, der Galiläer, sein . . ."

„Was redest Du? Ist denn beides zusammen möglich?"

Die Sonne sank immer tiefer; unter ihr stand am Horizont eine Wolke; die letzten Strahlen fielen traurig und zart über die Insel. Eben traten der Jüngling und das Mädchen an den Pan heran, um ihm das abendliche Trankopfer darzubringen.

„Du denkst, Arsinoe," fuhr Anatolius fort, „daß unbekannte Brüder unsern abgerissenen Lebensfaden wieder aufnehmen und ihn verfolgen werden? Du glaubst also, daß nicht alles in dieser barbarischen Finsternis, die auf Rom und Hellas herabsinkt, untergehen wird? Oh, wenn es wahr wäre, wenn man in die Zukunft blicken könnte . . ."

„Ja!" rief Arsinoe, und ihre ernsten, dunkeln Augen leuchteten wie die einer Wahrsagerin. „Die Zukunft liegt in uns, in unserm Grame. Julian hatte recht: ruhmlos, schweigend, allen fremd und einsam müssen wir bis ans Ende dulden, müssen die letzte glimmende Kohle unter der Asche verbergen, damit das zukünftige Geschlecht sein neues Licht daran entzünden kann. Mit dem, womit wir enden, werden sie beginnen. Einst werden unbekannte Menschen die heiligen Gebeine von Hellas, die Splitter des göttlichen Marmors wieder ausgraben, sie werden über ihnen beten und weinen; sie werden in den Gräbern die vergilbten Blätter unserer Bücher finden und werden wie die Kinder die alten Sagen Homers und die Weisheit Platos buchstabieren. Dann wird Hellas auferstehen und wir mit!"

„Und mit uns — unser Gram", rief Anatolius. „Weshalb? Wer wird in diesem Kampfe siegen? Wann wird er enden? Antworte mir, Sibylle, wenn Du es vermagst."

Digitized by Google

Arsinoe schlug die Augen nieder und schwieg, endlich warf sie einen Blick auf Ammianus und wies Anatolius auf ihn hin.

„Dieser kann Dir besser antworten als ich. Er leidet eben so sehr als wir. Aber trotzdem hat er die Klarheit des Geistes bewahrt. Sieh, wie ruhig und verständnisvoll er zuhört."

Ammianus Marcellinus hatte das Werk des Clematius beiseite gelegt und lauschte schweigend der Unterhaltung seiner beiden Freunde.

„Tatsächlich," wendete sich Anatolius mit seinem gewohnten, etwas leichtsinnigen Lächeln an ihn, „schon länger als vier Monate sind wir miteinander befreundet, und bis heute weiß ich noch nicht, ob Du Christ oder Hellene bist."

„Ich weiß es selbst nicht", antwortete Ammianus einfach.

„Wie willst Du dann eine Chronik des römischen Reiches schreiben?" fragte ihn Anatolius. „Die eine Schale der Wage, die christliche oder hellenische, muß doch überwiegen. Oder wirst Du auch die Nachkommen über Deinen Glauben im Zweifel lassen?"

„Das brauchen sie gar nicht zu wissen", antwortete der Historiker. „Einem und dem andern gerecht zu werden, ist mein Ziel. Ich habe den Kaiser Julian geliebt; aber auch für ihn wird die Wagschale in meiner Hand nicht herabsinken. So mag auch in der Zukunft niemand entscheiden können, wer ich gewesen sei, wie ich selbst es nicht entscheide."

Anatolius hatte bereits Gelegenheit gehabt, die Höflichkeit des Ammianus, seinen uneigennützigen und echten Mut in der Schlacht, die Treue in der Freundschaft kennen zu lernen, jetzt bewunderte er einen neuen Zug an ihm — die tiefe Geistesklarheit.

„Ja, Ammianus, Du bist geboren zum unparteiischen Geschichtschreiber unseres parteiischen Zeitalters. Du wirst zwei entgegengesetzte feindliche Weisheiten miteinander versöhnen", sagte Arsinoe.

„Ich bin nicht der erste", entgegnete Ammianus. Er stand auf und wies auf die Pergamentblätter des Werkes des christlichen Kirchenlehrers. „Hier ist alles und noch viel mehr, Besseres enthalten, als wie ich es sagen kann; es sind die Stromata des Clematius von Alexandria. Er beweist, daß die ganze Macht Roms, die ganze Weisheit von Hellas nur einen Weg zur Lehre Christi bedeuten; Vorboten, Ahnungen, Winke, breite Stufen, Propyläen zum Reiche Gottes. Plato — ein Vorläufer Jesu, des Galiläers!"

Diese letzten Worte über die Lehre des Patriarchen Clematius waren von Ammianus so einfach hingeworfen, daß es Anatolius in Erstaunen setzte; plötzlich dünkte ihm, alles bis auf die größte Kleinigkeit sei schon dagewesen — die von der Abendsonne beschienene Insel,

Digitized by Google

der kräftige, angenehme Schiffsteergeruch, die unerwartet einfachen Worte über Plato, den Vorläufer Christi; er glaubte eine breite, marmorne Treppe zu sehen, die in der Sonne erglänzte, wie die Propyläen von Athen, mit Säulen geschmückt war und direkt in den blauen Himmel führte.

Die Trireme hatte unterdes das Vorgebirge umschifft. Der Zypressenhain war hinter den Felsen fast verschwunden. Anatolius warf einen letzten Blick auf den Jüngling, der mit dem Mädchen vor der Statue des Pan stand. Das Mädchen goß über dem Altar eine einfache hölzerne Schale voll mit Honig vermischter Ziegenmilch aus, das abendliche Opfer. Der Hirt schickte sich an, die Flöte zu spielen. Die Trireme fuhr wieder ins offene Meer hinaus, und alles verschwand hinter den hohen Ufern; nur eine schmale Rauchsäule stieg vom Altar über dem Hain in die Höhe.

Am Himmel, auf Erden und auf dem Wasser trat tiefe Stille ein.

In dieser Stille erklangen die langsamen Töne eines Kirchengesanges; es waren die Greise, die Einsiedler, die vorn am Bug des Schiffes im Chore ihr Abendgebet verrichteten.

Im selben Augenblicke trug der sanfte Windhauch auch noch andere Töne über den ruhigen Meeresspiegel herüber; der jugendliche Hirt blies auf der Flöte den Abendhymnus auf den Gott Pan. Anatolius zuckte in freudigem Schreck zusammen, dann umfing ihn stille, heilige Andacht.

„Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel!" sangen die Mönche.

Hoch zum Himmel empor schwangen sich die Töne der Hirtenflöte, mit den Worten des Vaterunsers sich verschmelzend.

Der letzte Sonnenstrahl verblich auf den Felsen der glücklichen Insel; jetzt erschien sie wieder wie ein kahler Fels inmitten des Meeres; beide Hymnen verstummten zu gleicher Zeit.

Der Wind pfiff im Takelwerk; die Wellen erhoben sich, traurig schrien die Möwen. Finstere Schatten lagerten sich vom Westen her auf das Meer, und es wurde dunkel; immer größer wuchs der Schatten der dräuenden Wolken; die ersten Schläge des heraufziehenden Gewitters verhallten in dumpfem Grollen. Tiefe Nacht umhüllte das Schiff — heulender Sturm umtobte es.

Aber in den Herzen der drei Freunde Anatolius, Ammianus und Arsinoe leuchtete wie eine nie untergehende Sonne die große Freudigkeit der Hoffnung auf eine Wiedergeburt. — —

Digitized by Google



Digitized by Google

Bücher, die jeder besitzen sollte!

Leonardo da Vinci

Historischer Roman
aus der Wende des 15. Jahrhunderts
von

Dmitri Sergejewitsch Mereschkowski.

Zweiter Band der Trilogie: **Christ und Antichrist.**

(Erster Band: **Julian Apostata;**
Dritter Band: **Peter der Große.**)

Erste vollständige Ausgabe! **90. Tausend!**

Ein stattlicher Band von 487 Seiten
mit 16 Kunstbeilagen, gebunden in elegantem,
modernem Geschenkband.

Preis nur 9 Mark.

Einige Kritiken:

Das Buch gehört zu den seltenen Schriften, deren Wirkung auf nachdenkliche Leser bleibend ist, ja deren Lektüre wie ein Schicksal in das Leben vieler einzugreifen imstande ist. Es kann nicht dringend genug empfohlen werden. Um ihm gerecht zu werden, müßte man allerdings mehr als ein paar Ankündigungszeilen zur Verfügung haben. Hier müssen einige wenige Worte warmer Bewunderung genügen. („Blätter für Volksbibliothek und Lesehallen.")

Nur ein absoluter Beherrscher schriftstellerischer Darstellungskunst konnte dieses Buch ins Leben rufen, das seinem Autor eine den bedeutendsten Erzählern ebenbürtige Stellung anweist . . .
(„Monatsberichte über Kunstwissenschaft", München.)

Mereschkowski, der jüngste der russischen Schriftsteller, ist ein würdiger Nachfolger Tolstois und Dostojewskis. („Daily Telegraph", London.)

Ein packendes Buch, das höher steht als die besten Romane der Neuzeit, höher, als es sich sagen läßt . . . („Spectator", London.)

. . . Gewöhnliche Romane hat Mereschkowski nicht geschrieben, es sind gewaltige Seelen- und Kulturbilder. („Liter. Echo", Berlin.)

. . . so steht dieses machtvolle Werk als das bedeutendste, das Riesenfleiß und geniale Phantasie bisher einen modernen Dichter aus der Lebens- und Gestaltenfülle der italienischen Renaissancezeit hat erschaffen lassen.
(„Westermanns illustr. Monatshefte.")

Karl Voegels Verlag G. m. b. H., Berlin O 27.

Digitized by Google

Bücher, die man kennen muß!

Peter der Große und sein Sohn Alexei

Historischer Roman aus Rußlands großer Zeit

von

Dmitri Sergejewitsch Mereschkowski.

Deutsch von Carl von Gütschow.

Dritter Band der Trilogie: **Christ und Antichrist.**

(Erster Band: **Julian Apostata;**
Zweiter Band: **Leonardo da Vinci.**)

Vollständige Ausgabe! **15. Tausend!**

Ein stattlicher Band von 524 Seiten, vornehm gebunden

Preis nur 8 Mark.

Aus den Urteilen:

„Der Autor entwickelt eine staunenswerte Beredsamkeit; wir bewundern die Lebenskraft seiner Schilderungen, die uns den Kampf zwischen dem alten und dem modernen Rußland zeigen. Niemals wurde dieses Drama eingehender studiert, niemals mit so wahrer Kraft geschildert. Sein Buch ist erschreckend wahr. Das Ungeheuerliche und Geniale kämpfen einen harten Kampf." („La Presse", Paris.)

„. . . Es kommen in dem gedankenreichen Buche Szenen von wunderbarer Schönheit vor . . . Das Bild, welches M. von dem Rußland Peters des Großen schildert, lehrt uns die heutigen russischen Zustände leichter verstehen. Auch deshalb verdient der Roman das höchste Interesse." („Liter. Neuigkeiten.")

„. . . Mit unvergleichlicher Kunst versteht es Mereschkowski, Natur- und Landschaftsstimmungen zu dem Gefühl- und Gedankenleben der Menschen in Beziehung zu setzen. Einer Schilderung von so eindrucksvoller Plastik und Farbenpracht wie die, in der Mereschkowski uns den Zarewitsch Alexei vorführt, dürfte man nicht allzuoft in der Literatur unserer und vergangener Tage begegnen. Die Übersetzung von Carl von Gütschow ist ganz vortrefflich. Die Ausstattung vornehm und würdig. Dieser Roman des großen Russen reiht sich den früheren Werken würdig an. Meines Erachtens zeigt er die stärksten Pulse in Darstellung und Gestaltung. Hier hat ein Riese wieder die Erde berührt, die ihn gebar. Es wuchsen ihm neue Kräfte!" („Schaff' gute Bücher in dein Haus.")

„. . . So hebt sich dieses Buch als bedeutsamer Kulturroman weit über das Niveau spannender Unterhaltungsbelletristik hinaus." (Schlesische Zeitung.)

„. . . Die psychologische Feinheit in der Charakteristik der Persönlichkeiten wie in der des Milieus, einer der besten Ruhmestitel der russischen Literatur, kann auch in diesem Romane nur laut gerühmt werden." („Leipziger Tageblatt.")

Karl Voegels Verlag G. m. b. H., Berlin O 27.

Digitized by Google

Ein Buch, das in keiner Bibliothek fehlen darf!

Tolstoi und Dostojewski

Leben — Schaffen — Religion

von

Dmitri Sergejewitsch Mereschkowski.

Deutsch von Carl von Gütschow.

Zweite, durchgesehene und ergänzte Ausgabe.

Elegant gebunden **nur 7 Mark.**

Über die Bedeutung eines Werkes, welches diese größten Vertreter des russischen Geisteslebens einer eingehenden und grundlegenden kritischen Untersuchung unterwirft und sie in ihrer Gesamterscheinung als Menschen und Künstler betrachtet, brauchen wir hier wohl nicht viel zu sagen. Reicht doch der geistige Einfluß, den diese machtvollen dichterischen Persönlichkeiten auf ihre Zeitgenossen ausgeübt haben, weit über die Grenzen ihres großen Vaterlandes hinaus, und dieses Buch darf daher von vornherein nicht nur bei Literaturforschern und allen Gelehrten, die den Erscheinungen und treibenden Kräften unseres bewegten Zeitalters nachspüren, sondern überhaupt bei der Gesamtheit der Gebildeten auf das lebhafteste Interesse rechnen. — Wenn Mereschkowski in seiner Kritik zu ganz neuen Ergebnissen kommt und z. B. Tolstoi, den er als Künstler hochschätzt und in gewisser Hinsicht sogar als den bedeutendsten unserer Zeit hinstellt, einen gewaltigen Zwiespalt und Inkonsequenz in seiner Welt- und Lebensanschauung nachweist, so mag das manchem als Ketzerei erscheinen, wird aber nicht verfehlen, gerade auch die zahlreichen Mitglieder der großen Tolstoi-Gemeinde in Deutschland zu zwingen, zu diesem Buche Stellung zu nehmen. — Daß Mereschkowski, selbst ein schaffender Dichter von so bedeutender Darstellungskraft, auch in diesem Werke weit mehr gibt als eine bloße Kritik dieser beiden Geistesheroen, daß er vielmehr die menschliche und dichterische Persönlichkeit seiner großen Landsleute in genialer Weise vor dem Leser aufbaut, war von ihm nicht anders zu erwarten.

Karl Boegels Verlag G. m. b. H., Berlin O 27.

Digitized by Google

Für Freunde vornehmer Belletristik!

Michelangelo

und andere Novellen aus der Renaissancezeit

von

Dmitri Serg. Mereschkowski.

232 Seiten. Elegant gebunden

Preis 5 Mark.

Inhalt: Michelangelo. — Die Liebe ist stärker als der Tod. — Die Wissenschaft der Liebe. — Der heilige Satyr.

10. Tausend.

Mereschkowski zeigt sich hier als Meister einer Kleinkunst von köstlicher Feinheit.

Kritiken:

. . . Perlen der erzählenden Kleinkunst, fein abgeschliffen in der Form und in wehmütigem Stimmungsreiz, oder, wie die an zweiter Stelle genannte, von einem dekameronischen Hauche durchweht, in jedem Falle würdig des Verfassers von „Christ und Antichrist". („Schlesische Zeitung.")

. . . Daß uns aus diesen vier Erzählungen, in denen sich der Dichter als Meister der Kleinkunst erweist, der lebendige Odem dieser auch von politischen und kriegerischen Ereignissen reich bewegten Zeit geistigen Erwachens und eines einzig dastehenden künstlerischen Aufschwunges erquickend entgegenweht, wird niemanden wundernehmen, der Mereschkowskis Leonardo da Vinci gelesen hat. Dieses Buch wird gleich seinen anderen dem Autor in Deutschland viele neue Verehrer zuführen. („Königsberger Hartungsche Zeitung.")

. . . Durch das ganze Buch geht ein wehmütiger und herber Zug von naturalistischer Echtheit, wie er den großen russischen Dichtern Tolstoi, Dostojewski und Gorki ähnlich ist. . . . Das Buch erfordert reife Leser, und denen wird es viel sagen und sie zum Nachdenken anregen. Darum sei es empfohlen; denn es bringt geistigen Gewinn, was von recht vielen Büchern heute nicht gesagt werden kann. („Deutsche Warte", Berlin.)

. . . legen ein schönes Zeugnis für des Autors köstliche Kleinkunst ab . . . („Bohemia", Prag.)

Die gleiche meisterhafte Schilderungskraft wie in des Verfassers „Leonardo da Vinci" liegt im vorliegenden Werke. Die Charakteristik der ganzen Zeit durch einzelne Personen ist recht gut geglückt. Bei eingehender Beschäftigung wird der Kenner immer neue Züge in den kleinen Bildern finden. („Grazer Tageblatt.")

Karl Voegels Verlag, G. m. b. H., Berlin O 27.

Oskar Bonde, Altenburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 071857020